
118 | 2024

Fontane Blätter

In diesem Heft: **Emilie Fontanes autobiographische Novelle** – Klaus-Peter Möller / **»Ehr' und Beschwerde«. Fontanes Dankschreiben an Anton von Werner für die Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstag** – Rudolf Muhs / **Kriegsgesellschaft. Fontane, Raabe und der Bellizismus des 19. Jahrhunderts** – Martin Schneider / **Alter im Recht: Altersangaben in Fontanes *Der Stechlin*** – Charlotte Rathjen / **Innstettens Angst vor dem Chinesen** – Peter Siemsen / **»... keinen Demokraten, keinen Königsfeind!« Andreas Sommer und der *Patriotische Verein*** – aus Fontanes nachmärzlichem Umfeld – Hubertus Fischer / **Theodor Fontane in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane*** – Georg Wolpert / **Rezensionen / Informationen**

118 | 2024

Fontane Blätter

Halbjahresschrift, begründet 1965

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs und
der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.

herausgegeben von Peer Trilcke
und Iwan-Michelangelo D'Aprile

5 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- 8 Emilie Fontanes autobiographische Novelle.
Herausgegeben und kommentiert von Klaus-Peter Möller
- 29 »Ehr' und Beschwer«. Fontanes Dankschreiben an
Anton von Werner für die Glückwünsche zu seinem
70. Geburtstag
Rudolf Muhs

Literaturgeschichtliches, Interpretationen, Kontexte

- 36 Kriegsgesellschaft.
Fontane, Raabe und der Bellizismus des
19. Jahrhunderts
Martin Schneider
- 61 Alter im Recht: Altersangaben in Fontanes
Der Stechlin
Charlotte Rathjen
- 77 Innstettens Angst vor dem Chinesen
Peter Siemsen
- 100 »... keinen Demokraten, keinen Königsfeind!«
Andreas Sommer und der *Patriotische Verein* –
aus Fontanes nachmärzlichem Umfeld
Hubertus Fischer
- 121 Theodor Fontane in *Fischers Bibliothek*
zeitgenössischer Romane.
Eine Dokumentation
Georg Wolpert

Rezensionen

- 154 Thorsten Gabler: Epistolo/Graphie. Studien zur Skriptural-Asthetik brieflicher Kommunikation im 19. Jahrhundert (Bettine und Achim von Arnim; Theodor Fontane). Paderborn: Brill | Fink 2021; Norman Kaspar, Jana Kittelmann, Jochen Strobel, Robert Vellusig (Hrsg.): Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform. Berlin, Boston: De Gruyter 2021
Anne Baillot
- 157 Maria Antonia Schellstede: »Die bloße Macht des Raums« – Detailrealismus und Topographie in Theodor Fontanes *L'Adultera*. Tübingen: Narr Francke Attempto 2023 (Mannheimer Beiträge zur Literatur- und Kulturwissenschaft, Bd. 87)
Rolf Parr
- 160 Georg Hermann: Die daheim blieben. Roman. Hrsg. u. mit einem Nachwort von Godela Weiss-Sussex. Wallstein Verlag: Göttingen 2023 (Georg Hermann. Werke in Einzelbänden)
Rudolf Muhs

Informationen

- 166 »Forum Junge Fontane Forschung« vom 4.–5. Juni 2024 an der Bergischen Universität Wuppertal.
Ein kollaborativer Tagungsbericht
- 174 Zum zweiten *Digitalen Beiheft der Fontane Blätter*: Die Haushaltsbücher der Familie Fontane geführt von Emilie Fontane
- 181 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 183 Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs
- 186 Publikationen der Theodor Fontane Gesellschaft
- 189 *Fontane Blätter* im Abonnement
- 189 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*
- 192 Impressum

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, dieses langsam sich seinem Ende zuneigende Jahr stand für die Fontane-Gemeinschaft nicht zuletzt im Zeichen des 200. Geburtstags von Emilie Fontane, den wir am 14. November begangen haben. Eine Ausstellung im Fontane-Archiv hatte die Feierlichkeiten eröffnet; mittlerweile ist diese Ausstellung im Hugenotten-Museum Berlin und im Museum Neuruppin zu sehen. Weitere Orte werden folgen. Eine von Gotthard Erler herausgegebene Autobiographie in Briefen porträtiert – pünktlich zum Geburtstag – Emilie Fontane im Lichte ihrer vielfältigen Korrespondenz. Und mit einer von Klaus-Peter Möller besorgten Neuedition eines der wichtigsten Selbstdokumente Emilies, ihrer »Jugendnovelle«, eröffnet nun das vorliegende Heft der *Fontane Blätter*. »Ehr‘ und Beschwer« konstatierte Theodor Fontane, als er Anton von Werner anlässlich eines Gratulationsschreibens zu seinem 70. Geburtstag zu danken hatte – Rudolf Muhs stellt den entsprechenden Brief, Fontanes Beziehung zu Werner auslotend, in diesem Heft erstmals vor. Möge das Emilie-Jahr der Jubilarin vor allem »Ehr« erwiesen haben.

2021 haben die *Blätter*, anlässlich des 150. Jahrestags des Deutsch-Französischen Krieges, ein Dossier zu Fontanes 70/71er-Kriegspublizistik veröffentlicht, flankiert von einem *Digitalen Beiheft*, das sämtliche bekannten Rezensionen zu Fontanes Buch über jenen Krieg versammelte. Mit seinem Beitrag »Kriegsgesellschaft. Fontane, Raabe und der Bellizismus des 19. Jahrhunderts« knüpft Martin Schneider an diese Forschungsperspektive an und weitet sie aus zu einer längst fälligen Reflexion über die bellizistischen Tiefen und Untiefen der realistischen Literatur, die zu weiterer Forschung anregt. Die beiden späten Hauptwerke Fontanes rücken mit den anschließenden Beiträgen in den Blick. Charlotte Rathjen widmet sich den intrikaten Semantiken aus Alter und Recht im *Stechlin*-Roman. Peter Siemsen diskutiert erneut, nun mit besonderem Augenmerk auf Geert von Innstetten, die soziale und narrative Energie, die von der Figur des Chinesen in *Effi Briest* ausgeht.

Der politische Fontane rückt in Hubertus Fischers Beitrag über den *Patriotischen Verein* in den Vordergrund, wobei sich der spätere »Kreisblatt-Redakteur« Andreas Sommer als erhellende Nebenfigur einer historischen Konstellation des politischen Konservatismus erweist, die weitere Aufmerksamkeit verlangt. Dem Nachleben Fontanes in der vom Verleger Samuel Fischer initiierten *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* widmet sich die Dokumentation von Georg Wolpert, die auch buchwissenschaftliche Bausteine zur postumen Erfolgsgeschichte Fontanes auf dem literarischen Markt liefert.

Die aktuelle Publizistik zu Fontane und seiner Welt nehmen wir in drei Rezensionen in den Blick. Anne Baillot bespricht mit Thorsten Gablers Dissertation über »Skriptural-Asthetik brieflicher Kommunikation im 19. Jahrhundert« auf der einen, dem von Norman Kaspar, Jana Kittelmann, Jochen Strobel und Robert Vellusig herausgegebenen Sammelband zur »Geschichtlichkeit des Briefes« auf der anderen Seite zwei Grundlagenwerke zur Brief-Ästhetik des 19. Jahrhunderts. Die von Maria Antonia Schellstede vorgelegte Dissertation zu »Detailrealismus und Topographie in Theodor Fontanes *L'Adultera*« stellt Rolf Parr vor. Und Rudolf Muhs empfiehlt Georg Hermanns Roman *Die daheim blieben* in der von Godela Weiss-Sussex besorgten Edition des Wallstein-Verlags.

Zu berichten haben wir von einer Neuauflage des »Forums junge Fontane Forschung«, das unter der Leitung von Matthias Grüne an der Bergischen Universität Wuppertal ausgerichtet wurde. Anzuzeigen ist darüber hinaus das zweite *Digitale Beiheft der Fontane Blätter*, das – herausgegeben von Anna Busch, Jule Ana Herrmann und Klaus-Peter Möller – die ersten zwei Bände der von Emilie Fontane geführten Haushaltsbücher der Familie Fontane offen und frei als Open Access-Edition zugänglich macht.

Mit der als *Digitales Beiheft* erschienenen Haushaltsbuch-Edition setzen wir eine Reihe fort, die künftig ein zweites Standbein der *Fontane Blätter* bilden wird. Im kommenden Jahr, dem 60. Jahr der *Fontane Blätter*, wird dies eine Neuausrichtung der *Blätter* begleiten, die künftig nicht mehr zweimal im Jahr als »Halbjahresschrift« erscheinen werden, sondern als einmal jährlich publiziertes »Jahresheft« zu Ihnen gelangen – in neuer Gestalt und in größerem Umfang. Mit dieser Neuausrichtung und dem gemischten Format aus gedruckten *Blättern* und *Digitalen Beiheften* hoffen wir, die *Fontane Blätter* auch für mindestens die kommenden 60 Jahre zeitgemäß und zukunftsfähig zu halten. Das 2025er-Heft wird Sie entsprechend nicht, wie gewohnt, bereits im Frühsommer erreichen, sondern erst im Herbst.

In alter Verbundenheit freuen sich auf das Neue und wünschen für den Moment erhellende Lektüren

Ihre Herausgeber

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

Emilie Fontanes autobiographische Novelle

Hrsg. und kommentiert von Klaus-Peter Möller

Edition

Im Jahre 1827 fanden die Leser der Vossischen Zeitung unter den »Ver-
mischten Anzeigen« folgende: »Sollte ein kinderloses Ehepaar geneigt sein,
ein dreijähriges, gesundes, wohlgebildetes Kind (Mädchen) an Kindesstatt
anzunehmen, so würde dasselbe, unter Zusichrung einer namhaften
Summe unter S. 42. zu erfragen sein.«¹ Die namhafte Summe zog wahr-
scheinlich mehr wie das kleine Mädchen und unter S. 42 liefen zahlreiche
Briefe ein, die ein kleiner, gutmüthig aussehender Mann² in Empfang nahm,
und sich dadurch als den Einsender der Annonce documentirte. Aber nicht
ihn betraf diese Angelegenheit direct; er war nur der Vermittler. Die Kleine
war die »unglückliche Geschichte«³ einer kleinen Stadt,⁴ aus der er gebürtig
war, und der Mutter⁵ derselben, als Spiel- und Jugendgefährte bekannt,
hatte er das Geheimniß seiner Schulfreundin, zugleich mit der Bitte: um
Vormundschaft bei dem kleinen Wesen, empfangen. Zu Hause angekom-
men, öffnete er nacheinander die zahlreichen Zuschriften und wollte sich
schon für die eine oder andere entscheiden, die bekannte Namen wohlha-
bender Leute der Stadt verriethen, als eine Annonce durch die Herzlichkeit
mit der der Schreiber den Wunsch aussprach, ein Töchterchen zu besitzen,
ihn bestach. Er theilte dieselbe der Mutter des Kindes mit und begab sich
mit ihrer Einwilligung zu dem Einsender. Er fand einen Mann in den vier-
ziger Jahren, dem höheren Mittelstande angehörig,

[2] halb Künstler, halb Handwerker, mit einer lebenswürdigen, aber kränk-
lichen Frau.⁶ Die Angelegenheit mit dem Kinde wurde besprochen und
führte zu dem Resultat daß Herr Kummer sich jeder Zeit zu dessen Aufnah-
me bereit erklärte.

In dem Dorfe Wernsdorf⁷ bei Torgau lebte ein wohlhabender Apotheker R.⁸ Zu seinen eignen drei Kindern war ein mehrere Monate altes, mit einer Amme angereist gekommen, und wurde nun mit den Kindern aufgezogen. Es war bereits 3 Jahre alt geworden und wußte nicht daß es ein Fremdling in dem Hause war. Ja, der Hausherr war der kleinen Emilie sogar ganz besonders gewogen und seine Frau,⁹ obgleich sie wußte daß ihr Gatte der Onkel des Kindes war, wurde darüber eifersüchtig und sah ihre Kinder durch das »fremde« in der väterlichen Zärtlichkeit beeinschränkt. Von Zeit zu Zeit kam ein Freund des Apothekers zum Besuch und brachte den Kindern, namentlich der kleinen Emilie Spielereien mit, war auch sehr liebevoll zu ihr, so daß sie sich ganz besonders zu ihm hingezogen fühlte. Oft neckte er sie und sagte er würde einmal kommen und sie mitnehmen, dann sollte sie eine große Reise mit ihm machen, worauf sich die Kleine sehr freute. Die Abneigung der Tante gegen das Kind wuchs immer mehr, ohne daß dasselbe in seiner Unschuld eine Ahnung davon hatte u. über sein künftiges Geschick war schon bestimmt als es noch harmlos mit seinen vermeintlichen Geschwistern spielte. Eines Tages wurden die Kinder durch die Nachricht erfreut, sie sollten mit der Mutter in die nächste Stadt zum Jahrmarkt fahren. Alle jubelten und jedes wollte das erste in den bereit stehenden Wagen sein. Der Vater packte sie sorg=

[3] fältig ein, nahm Abschied und küßte wiederholt und mit Rührung die kleine Emilie, die unbefangen die Liebkosungen des guten Papa's erwiderte. Im Städtchen angelangt, gingen sie zum Markte und die Mutter kaufte den Kindern all ihre kleinen Wünsche, in Spielzeug und Naschwerk bestehend, und kehrte dann mit ihnen in den Gasthof zurück, wo sie zu ihrer Freude den Freund ihres Vaters antrafen. Hier erfuhren sie, daß er gekommen sei ihre Schwester Emilie mit sich zu nehmen, worauf dann großes Weinen und Wehklagen began, und als der achtjährige Peter¹⁰ sie schalt und sagte, du hast immer mit dem Onkel fortgewollt, nun holt er Dich im Ernst, fing sie laut zu weinen an und wollte nicht fort. Machen wir der Sache schnell ein Ende sprach der Prediger W. ¹¹ so hieß der Freund, eilen Sie mit den Kindern fort, da ich den Abgang der Post abwarten muß. Mit dem Versprechen den Kindern noch etwas Schönes zu kaufen, wurden sie beruhigt und fortgebracht und schluchzend das Gesicht in die Sophaecke gedrückt blieb die kleine Emilie bei dem Manne zurück, der ihr zum ersten Male als fremd erschien. Sie hörte den Wagen mit der Mutter und den Geschwistern davon rollen, sie wollte ihnen nach laufen – sie war für dieses Leben von ihnen getrennt! — — —

Von Weinen und Aufregung müde, war die Kleine eingeschlafen und erwachte erst wieder als sie sich in einem großen Wagen neben ihren neuen Beschützer wiederfand. Sie fuhren

[4] bis zum Abend und in dem Wirthshaus wo sie zur Nacht bleiben wollten, fing der Jammer von Neuem an, sie rief nach Peter, Mariechen¹² und Theresen¹³ und erweckte mit ihrem Kummer die Theilnahme der Wirthsleute, so daß ihr Begleiter in nicht geringe Verlegenheit gerieth, für den Entführer des Kindes zu gelten, da er nicht gewillt war, dessen ganze Geschichte zu erzählen. Er war froh, daß sie bald einschlief und am nächsten Tage ging es schon besser. Emilie war lebhaft und die Reise brachte ihr Abwechslung und Zerstreuung. Nachmittag's sagte ihr Begleiter: »nun endlich sind wir in Berlin; ich werde Dich erst zu einem Freund bringen, mit dem wir dann zu Deinem Papa und Deiner Mama fahren wollen.« O dann komme ich wieder zurück! rief jauchzend die Kleine, dann soll Peter das beste Stück aus der Zuckerdüte bekommen, die mir gestern die freundliche Dame schenkte, als ich weinte und in dem großen fremden Bett nicht einschlafen wollte. Theilnehmend betrachtete der Prediger das kleine Wesen, das nicht wußte und ahnte daß er ihre neuen Eltern gemeint hatte. Endlich waren sie in der Kurstr. in der Wohnung des vorbestimmten Vormunds¹⁴ und Einsenders des Inserat's angelangt; er war zärtlich zu dem Kinde, doch die großen Zimmer, die Dunkelheit, die fremden Menschen beängstigten das Kind und es verlangte ängstlich nach Hause. Wir wollen nur gleich zu Herrn Kummer fahren, er weiß daß Sie ihm heut die Kleine bringen und erwartet uns. Nachdem das Kind mit Kuchen und Spielzeug beruhigt worden war, brachten die beiden Herren sie zu ihrem neuen Vater, der

[5] sie mit Rührung in seine Arme schloß, mit der Zärtlichkeit des Papa's in Wernsdorf, die aber doch dem Kinde so ganz anders erschien, denn es war ja nicht der gute Vater! Frau K.¹⁵ war wieder sehr leidend und so mütterlich freundlich sie das fremde Kind empfing, so sah man ihr doch an, daß sie körperlich zu schwach war, um nicht mit Scheu und Angst, an all die Unruhe und Last die ein Kind verursacht zu denken. Die Herren theilten flüchtig über die Reise-Erlebnisse das Nothwendige mit, der Begleiter des Kindes, Prediger aus dem Städtchen¹⁶ in dem die Mutter des Mädchens lebte, bat noch in deren Namen um sorgfältige Behandlung des Pflegling's, küßte die Kleine, ermahnte sie artig und gehorsam zu sein und – auch der letzte Freund ihrer kleinen Welt war verschwunden, sie war in der Fremde!

Tage und Wochen vergingen ehe Emilie in der neuen Heimath heimisch wurde und es bedurfte der ganzen Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit der ~~neuen~~ Pflegeeltern um sie ihre Vergangenheit vergessen zu machen; aber es kam doch dazu. Bald liebte sie die neuen Eltern und die Gespielen des Hauses sahen sie als die ihrige an und rasch verflossen Jahre in kindlicher, unbewußter Glückseligkeit. Der Vater war gleichmäßig zärtlich, aber die Mutter immer schwächer und kränker. Wie oft mag sie über die Wildheit des Kindes geseufzt haben; einst hatte sie Emilien schlafend in der Frühe des Morgens verlassen, um auf den Markt zu gehn. Als sie zurückkehrte, wurde

sie durch das Geschrei der Hauskinder zuerst in den Hof gelockt und wie erschrocken sie

[6] als sie ihr Pflegekind auf einem Fensterbrett im ersten Stock sitzen sah und die Beine gemüthlich heraus hängen sah; die schwache Frau hatte Geistesgegenwart genug, leise hinauf zu eilen und das Kind schnell rückwärts in das Zimmer zu ziehen. Frau K. litt an einer schmerzhaften, unheilbaren Krankheit, der durch einen großen Schrecken ein schnelles Ende gemacht wurde. Sie wohnten in der Burgstr.¹⁷ in der zweiten Etage. Eines Nachts erwacht die Kleine von dem Ruf: Feuer! sie schreit auf da sie die Augen aufschlägt, denn ihr Blick trifft die Feuerhelle in dem kleinen Hofe. Vater und Mutter springen aus den Betten, das Nöthigste wird zusammengegrafft, sie wollen rasch zur Treppe herunter aber Vorder- und Hintertreppe brennen bereits. Wie die Eltern und die andren Bewohner des Hauses sich retteten, war dem Kinde entgangen, sie fühlte nur sich emporgehoben, von unbekannter Hand eine Treppe oder Leiter hinunter getragen und kam erst wieder zu sich, als sie bei fremden, freundlichen Leuten in einem wohnlichen Zimmer saß. Man hatte sie in die Portierwohnung der benachbarten Kriegsschule¹⁸ gebracht, wo ihr am andern Tage der junge Officier gezeigt wurde, der sie, mit Hülfe der Rettungsleiter gerettet hatte. Dieser schreckliche Vorfall wirkte jahrelang auf die Nerven des Mädchens nach und schon noch als sie erwachsen war, überfiel sie ein Zittern wenn sie Feuerlärm vernahm. Die arme Frau K. erholte sich nach diesem Ereigniß nicht wieder. Sie war eine fromme, Gott ergebene Frau und oft saß jetzt die kleine Emilie an ihren Bett und horchte

[7] aufmerksam den schönen, biblichen Erzählungen zu, und lauschte andächtig, wenn sie von den Leiden ihres Herrn Christus erzählte und wie sie hoffe durch seine Leiden erlöst zu werden. Emilie weinte sehr als ihr Vater sie eines Morgens zum Bett der Mutter führte, die so still und mit mildem Gesicht darin lag, und ihr mit Thränen erstickter Stimme sagte: »Deine gute Mutter ist nun erlöst und heut früh zum lieben Gott gegangen, sie läßt Dich schön grüßen und Du möchtest auch fromm und gut werden.«

Nun begann eine trübe Zeit für das Kind. Der Vater war durch den Verlust verstimmt und niedergedrückt, im Hause gefiel es ihm nicht, er war wenig da, und schalt mit dem Kinde und der alten Haushälterin sobald er ihrer ansichtig wurde. Das Kind war ihm überall im Wege und so behandelte er es auch. Es kam in eine Schule,¹⁹ aber zu Hause lebte es darum doch einsam und verlassen, denn keine sorgsame Mutter gestattete ihrem Kinde mit der mütterlosen kleinen Emilie umzugehn, die zu Hause so schlecht beaufsichtigt war. Das war sie in der That. Sie mußte oft, wenn der Papa im Club war, mit den Mädchen in Wind und Wetter in die Kaserne zu deren Liebsten laufen und durfte dem Papa nichts klagen, dann hätte sie hungern müssen. Oft wenn es dem Mädchen nicht paßte die Kleine mitzunehmen,

schnitt sie ihr Abends so schreckliche Gesichter vor, daß das geängstigte Kind sie schließlich bat doch von ihr zu gehn. Das geschah denn nachträglich auch und das noch nicht achtjährige Kind

[8] blieb nun eingeschlossen in sein dunkles Schlafkämmerlein, allein, wo es die Hausbewohner oft wimmern hörten,²⁰

Die nie geordneten Vermögensverhältnisse des Hr. K. verleiteten ihn zu einer zweiten Heirath mit einer ältlichen, wohlhabenden Wittwe, weit unter seinem Stande.²¹ Die Ehe war unglücklich und Emilie hatte sehr darunter zu leiden. In dieser Zeit wurden auch die traumhaften Erinnerungen ihrer frühesten Jugend wieder in ihr erweckt. Die Frau schimpfte das arme Kind oft in den rohesten Ausdrücken, auch unter andern »angenommener Pancker« welches Wort das Kind am tiefsten kränkte, da es sich seine Bedeutung nicht erklären konnte. Oft wenn Emilie bitterlich weinte und sagte wenn ich doch bei meinen Eltern wäre, gab ihr die rohe Frau die Antwort: da kannst Du lange suchen. Die einzige und größte Freude die sie in dieser Zeit hatte, war eine Reise nach Dresden, zu den Verwandten ihres Pflegevaters.²² Derselbe reiste mit seiner neuen Frau und dem Kinde dort hin. Eine blinde Schwester, ein Mädchen anfangs der dreißiger, nahm sich zärtlich der kleinen Emilie an und das lebhaftes liebebedürftige Kind schwärmte bald für die fromme, milde Tante Auguste.²³ Doch diese Zeit verging schnell, sie kehrten nach Berlin zurück, und die Tage wurden immer trüber. Die Geldmittel wurden knapper, die Frau sah ein daß es auf ihr Vermögen abgesehen worden war, und während sie eine Scheidung einleitete, hiel sie Mann und Kind so knapp, daß das letztere wenn es spät aus der Schule kam, in dieser traurigen Zeit oft des Hundes Essen theilen mußte.

[9] Diese Zeit, in der Emilie den geliebten Vater unter der rohen Behandlung seiner Frau leiden sah, erweckte die schwärmerische Liebe des Kindes für denselben und wurde eine Mauer die sie schützte, den leider sehr schattenreichen Charakter ihres Pflegevaters zu entdecken, wenigstens verbarg ihr denselben für eine lange Zeit.²⁴ Endlich erfolgte die Scheidung.²⁵ Vater und Kind athmeten auf; eine Reise nach Dresden und mit der geliebten Tante nach Teplitz entschädigte sie für die ausgestandenen Leiden.

Emilie war nun zwölf Jahre; sie besuchte eine gute Schule²⁶ und da die Mittel ihres Pflegevaters zu einer Gouvernante für sie nicht ausreichten, so nahm er eine Haushälterin zu sich und suchte dabei eine möglichst gute Wahl zu treffen. Das Treiben derselben war aber nicht geschaffen einem aufgewecktem Mädchen zu imponiren, sie waren scheinthuerig vor dem Herrn und mehr denn scheinlos vor dem Kinde. Anstatt wenigstens Aufsicht bei den Schularbeiten zu Hause zu finden, wurde sie wo möglich bei Anfertigung derselben verhindert, da Abends wenn der Vater in der Ressource war die Liebhaber und guten Freunde der Haushälterin zu Besuch erschienen. So kam es denn daß ein beständiger Wechsel dieser Frauen-

zimmer eintrat, was auf den Charakter des Mädchens einen schlimmen Einfluß übte; sie war wild und klüger denn ihre Umgebung und wurde nasseweis und maliciös. In dieser Zeit wohnte sie in einem Hause, wozu ein großer Trockenplatz gehörte, der

[10] täglich in der Spielzeit der Tummelplatz von 20 bis 30 Kindern war. Der Schrecken dieses Platzes war Emilie, denn allen Kindern, jüngeren oder älteren, Knaben oder Mädchen war sie an Wildheit überlegen. Am liebsten grub sie ein tiefes Loch, worüber sie mit irgend einem anderen Kinde rang, was damit endete, daß sie es triumphirend in das Loch warf. Leider wurde ihr diese Spielart Grund zu einer unvergeßlichen Jugendkränkung. Sie hatte es endlich dahin gebracht, zu eine ihrer Schulfreundinnen zum Geburtstag eingeladen zu werden; in der Freude darüber begleitete sie die kleine Elise am Tage vor der Festlichkeit zu Hause, ging mit ihr in den Garten, grub ihr beliebtes Loch, rang mit Elisen, warf sie hinein, und ging seelenvergnügt zu Hause. Am andern Tage, als Nachmittags die Feier stattfinden sollte und Emilie erwartungsfreudig ihre Elise in der Morgenklasse begrüßte, sagte diese kleinlaut: »ach, Emilie Du darfst heut nicht mit zu mir kommen; meine Mama hat gestern aus dem Fenster Alles mit angesehen, wie Du so wild warst und da sagt sie Du wärest kein Umgang für gesittete artige Kinder.« Dies war ein harter Schlag für Emilien; sie schämte sich und empfand es recht bitter, daß sie keine Mutter hatte die sie von solchen Unarten abhielt. In das Haus, welches ihr Vater bewohnte, war kürzlich einer seiner Bekannten²⁷ gezogen, mit dem er die Zeitung gemeinschaftlich hielt, und Emilie mußte sie täglich nach der Schule zu ihm tragen. Oft öffnete ihr ein kleines Mädchen die Thür; sie war vielleicht zwei Jahre jünger, gefiel ihr

[11] aber ungemein. Sie hatte so hübsches, glattes Haar und sah Emilien stets so freundlich auffordernd an, daß diese sich nach einiger Zeit ein Herz faßte, und fragte, ob sie nicht zusammen spielen wollten. Die Mama der kleinen Rosa²⁸ erlaubte es und sie gingen ~~zus~~ miteinander zu dem bewußten Spielplatz. Emilie wagte es nicht so wild zu sein, da Rosa sich scheu von den andrängenden Kindern zurück zog und endlich sagte: mir gefällt es hier garnicht, komm lieber zu uns herein. Dies geschah nun öfter; die Eltern wurden auch näher bekannt und die Frau Fontane nahm sich der verwahrlosten Emilie an und gestattete ihr oft mit ihrem Töchterchen zusammen zu sein.

Der Hausstand der Frau Fontane bestand außer Rosa und ihrem heiteren lebenswürdigen Manne, in einem Neffen desselben Theodor,²⁹ dessen Eltern in einer kleinen Stadt³⁰ lebend, ihn zu dem Onkel nach Berlin in Pension gegeben hatten, damit er das Gymnasium besuchen konnte. Mit ihm war sein Freund Herrmann³¹ in dieselbe Pension gekommen, beide waren im funfzehnten oder sechszehnten Jahre, aber grundverschieden. Herrmann, heiter, lebenswürdig war stets bereit mit den kleinen Mädchen zu spaßen

und zu spielen, während Theodor über Büchern sitzend, sich oft recht ungallant bei den Störungen der Kinder bezeugte. Hatten sie Abends ein Buch oder dergleichen von einer Schulkameradin zu holen und Frau Fontane schickte sie in die Arbeitsstube der jungen Herren, um sich die Begleitung eines derselben auszubitten, so sprang gewiß Herrmann bereit dazu auf, während Theodor ihm gern den Ruhm des »galanten« über=

[12] ließ. Nur Einmal, im Winter, bei Glatteis, machte er sogar den Mädchen das Vergnügen als Schlittenpferd zu dienen, indem er, Abend war es, ihnen erlaubte, sich hinten an seinen Schlafrockzipfel zu fassen und auf der Hücke sitzend, sich ziehen zu lassen. Freilich hatte er den Schelm im Nacken u. als sie beinah wieder zu Hause waren, lief er im vollen Lauf, so daß die Mädchen, erst umgefallen, aufstehen und nachlaufen mußten, während er, als sie Alle wohlbehalten im Zimmer waren, behauptete, er hätte seinen Verlust nicht früher gemerkt. Aber solche Späße machten ihn gerade zum besonderen Freund der Mädchen, während sie von Theodor nichts erlangen konnten, als daß er sie, wenn ihm der Spectakel zu groß wurde, am Ermel nahm und die Thür hinter ihnen verschloß. Seine Aufmerksamkeit konnte Emilie nur fesseln, wenn sie ihm Komödie vorspielte und dies that sie mit Leib und Seele; es beirrte sie nicht daß Rosa in den Szenen die sie aufführte, sich wie ein Stock gerirte, sie war im Gegentheil froh, auch die Rolle die sie der Kleinen zugetheilt hatte, spielen zu können u. benutzte dieselbe nur als Statistin, an die sie ihre feurigen Reden richtete. Sie improvisirte ganze Stücke und ihr theatralisches Talent erschien so groß und erfolgreich, daß Theodor ihr oft versprach, wenn er sie 10 Jahre später auf der Bühne sehen würde, so wollte er und Freund Herrmann dafür sorgen, daß sie Blumen und Kränze des Beifalls erhielte. Aber dieser sehnlichste Wunsch des Kindes blieb unerfüllt. Es vergingen die

[13] Schuljahre, die Familie Fontane verließ Berlin,³² bevor wurde jedoch Theodor noch eingesegnet, und zwar ganz allein in der französischen Kirche, da er am allgemeinen Einsegnungstage krank geworden war.³³ Nachdem die Feierlichkeit vorüber, wurde Emilie hatte derselben auch mit den Verwandten Theodor's beigewohnt, und dabei zum ersten Male seine Mutter³⁴ gesehen. Sie empfing große Hochachtung vor dieser Dame, da sie wußte daß Theodor mit großer Liebe an ihr hing. Bald darauf kam er zu dem Apotheker Rose in der Spandauerstr.³⁵ in die Lehre, und Emilie durfte ihn dort eines Sonntag's mit seiner Cousine³⁶ aufsuchen. Sein Empfang entsprach aber nicht ihren Erwartungen; er war verlegen und einsylbig und schickte die Mädchen, mit Gerstenzucker und einigen bunten Pillenschachteln getröste nothdürftig getröstet wieder heim. Dieser Besuch wurde nicht wiederholt und da seine Verwandten Berlin verließen, hörte der unbefangene Verkehr vorläufig auf.

Emilie war nun in ein Alter getreten, wo die Erziehung eines jungen Mädchens die größte Sorgfalt erfordert, und in dieser Zeit von 13 – 15, wurde sie der Pflege einer Frau anvertraut, die die ungeeigneste zu diesem Posten war. Es war die Mutter der Frau Fontane und als solche dem Herrn K. warm empfohlen. Es fehlte ihr nicht an oberflächlicher Gutmüthigkeit und es war nichts schlimmes wenn sie zu trällern pflegte:

Ich bin von Kopf bis auf die Zeh,
Die kleine, lust'ge Salomé;³⁷

[14] aber ihr Humor wurde doch schon bedenklicher, wenn sie in Abwesenheit des Herrn K. ihrem gepreßten Herzen mit den Worten Luft machte:

Wo mag er sein wo mag er stecken
Mag er wohl Andrer Liebe schmecken.³⁸

Liebe war von Jugend auf ihr Lebenselement gewesen; dreizehn Jahr alt, war sie von ihrem späteren Manne, einem alten Schauspiel-Director entführt worden und in ihrem 55 Jahre, lange Zeit nachdem sie das Haus von Emiliens Pflegevater verlassen hatte, schloß sie wie die Sage geht, mit einem Kammacherlehrling in Pirna ab. – Der Name dieser Frau war Mad. Sohm.³⁹ Es hätte weniger Beobachtungsgabe bedurft als E. besaß um wahrzunehmen, daß alle Bemühungen der Mad. S. darauf gerichtet waren, sich auf jede erdenkliche Weise zur Frau K. zu machen. Sie war nicht nur ausgiebig mit ihren Liebesbeweisen gegen Hr. K. sondern gab sich auch die möglichste Mühe Emilien für diesen Heirathsplan zu interessiren. Daß dabei von Erziehung keine Rede sein konnte, versteht sich von selbst. Es ist nicht unwahrscheinlich daß Mad. S. ihren Plan glücklich ausgeführt hätte, wenn nicht ein unerwarteter Vorfall dazwischen getreten wäre. Dieser Vorfall bestand darin daß E. das Spiel der »kleinen Salomé« eines Tages mehr denn deutlich durchschaute und in plötzlich wach gewordener Entrüstung ihr einen Filzschuh an den Kopf warf. Dieser Akt äußerster Indignation wurde zwar von Hr. K. genügend bestraft, nichts desto weniger hatte er ein Einsehn davon, daß nach einer solchen Scene die kleine Salomé nicht länger eine Respectperson sein konnte u. entschloß sich demgemäß sie zu entlassen. Mad. S. verließ das Haus. Wenige Monate später unternahm Hr. K. eine Reise nach Sachsen.

[15] In seiner Abwesenheit erschien eines Tages eine junge Verwandte bei E. um ihr anzuzeigen, daß sich Hr. K. in Dresden verlobt habe u. binnen Kurzem heirathen werde. Diese Nachricht machte auf E. einen tiefen Eindruck u. ihre Furcht war so groß, daß sie nun fast bedauerte, nicht früher ihren Papa für die Frau S. geneigt gemacht zu haben, mit der sie doch machen konnte, was sie wollte. Der verlobte Papa kehrte heim und da E. nun beinahe 15 Jahr alt war, so beschloß er sie zum Sept. einsegnen zu lassen, nicht erst

zu Ostern, wie es anfangs beschlossen war, aber diese Feier sollte noch vor seiner im Nov. stattfindenden Hochzeit, geschehen. E. trennte sich schwer aus der Pension, wo sie seit einem halben Jahre erst, die 1^{te} Klasse besuchte, und sich anfang sehr wohl zu befinden. Am Tage der Einsegnung⁴⁰ erhielt sie einige Andeutungen von ihrem Pflegevater über ihr Verhältniß zu ihm, aber erfuhr weder wer ihr Vater oder ihre Mutter sei, nur daß das was sie von ihrer zweiten Stiefmutter⁴¹ und den Leuten öfter gehört, wahr sei und sie seine Pflege Tochter sei. Diese ganze Mittheilung schien ihm schwer zu werden u. darum drängte E. die Fragen die ihr Innerstes erfüllten, zurück und sie blieb in dem unbehaglichen, unklaren Zustand über ihr Dasein, der immer peiniger für sie wurde jemehr sie zum Bewußtsein und Nachdenken erwachte. Ende November trat sie mit ihrem Papa seine Hochzeitsreise an, dieselbe sollte bei den Verwandten in Dresden gefeiert werden, wozu die Braut mit Eltern und Geschwistern aus Herrnhut herbei eilte.⁴² Die erste Begegnung mit der so gefürchteten Braut fand

[16] statt und ihr mildes, einfaches Wesen und die freundlichen, lieben Augen gewannen ihr gleich das Herz der künftigen Stieftochter. Die Hochzeit war mit vielen unangenehmen Vorbedeutungen verknüpft: die Legitimations-Papiere waren nicht ganz in Ordnung, die Trauringe waren vergessen und ähnliches mehr. Indeß die Hochzeit erfolgte und am selben Abend noch die Abreise des jungen Paares. Emilie, so war beschlossen, mußte für einige Zeit in Dresden verbleiben und schweren Herzens trennte sie sich von dem geliebten Vater, der mit seiner jungen Frau nach Berlin zurückkehrte. —

(Fortsetzung folgt.)

VI. ist gedruckt! Selbstzug von M. F.'s Frau Emilie

1

Zur Leszt 1824 fanden die Leser der Hefischen Zeitung unter den „Karmistler Anzeigen“ folgenden: „Wollte ein kinderloselb Schyner genigk sein, ein daz jüngel, gesund, maßgebildet Kind (Mädchen) an Kindt, stell anzunehmen, so würde daffelb, eines Gutsfreudig einen aufnahmten Vinnus unter S. 42 zu erfor- gen sein.“ Der aufnahmte Vinnus zu aufnahmlich aufwies das kleine Mädchen und unter S. 42 lesen glosse Lese, ein, die ein kleines, gelblich, unglückliches Mann in Gungung nahm, und sich dadurch als der Ginfand der Annua vorimn, liete. Aber nicht ist der Lese der Angelenkeil dierit, er war ein der Karmistler. Der kleine und die „eigentlich Glosse“ einen kleinen Klot, und das an gebürlich war, und der Mitter darselben, als Pyal = und Jüngelgatsch baktel, fette es das Gfessmiff seiner Pfälserminder, zingel und der Lile: ein Karmistler (Pfal) bei dem kleinen Pfal, empfangen. Zu Lese unkommen, offenk, er aufeinander die glosse Gfessmiff und wollte sich schon für die eine oder andere aufstehen, die bekannt waren inufgabendes Lese der Klot anwies, als ein Annua dierit die Gfessmiff und der der Pfal der Miff und Gfess, ein Karmistler zu Gfess, der Gfess. So Gfess darselb der Mitter der Kindt mit und Gfess sich mit Gfess Lilemigung ge. der Gfess. So fand einen Mann in der zingel Gfess, der Gfess Mitter aufsteh.

Stellenkommentar

1 Text, Datierung und Quellenangaben der Annonce konnten bisher nicht verifiziert werden. In seiner Autobiographie *Von Zwanzig bis Dreißig* gab Fontane an, die Adoption seiner Frau sei im vierten oder fünften Jahr erfolgt (GBA *Das autobiographische Werk*. Bd. 3. 2014, S. 351).

2 Emilies Vormund Johann Ferdinand Wilhelmi, Diakon und Schulinspektor in Beeskow (Hermann Fricke: *Emilie Fontane. Mit unveröffentlichten Gedichten und Briefen von Theodor und Emilie Fontane*. Rathenow 1937, S. 5).

3 Emilie war das nichteheliche Kind von Therese Mller (s. Anm. 5) und dem Militärarzt George Bosse (1796–1865), der am 18. Dezember 1796 in Eilenstedt bei Halberstadt geboren war, 1817 seine Ausbildung an der Ppinire begann, seit 1820 als Escadronchirurg des 3. Preußischen Ulanen-Regiments »Kaiser Alexander II. von Rußland« diente, das in Fürstenwalde und Beeskow stationiert war, am 1. März 1824 als Bataillonsarzt zum 2. Bataillon des 28. Preußischen Landwehr-Regiments in Brhl zwischen Bonn und Köln am Rhein versetzt wurde, 1826 an der Universität Gießen mit seiner Arbeit *De cancro faciei* promovierte, am 12. Februar 1829 zum Garnisons-Stabs-Arzt in Saarlouis befördert wurde, wo er am 30. Mai 1835 Sophie Clemens, die Tochter eines Notars, heiratete, mit der er fünf Kinder hatte. Am 27. März 1855 wurde ihm der Abschied mit Pension bewilligt. Er starb am 23. Oktober 1865. Die These, dass er von seiner Tochter Emilie nichts gewusst hat, ist weder zu beweisen noch zu widerlegen.

4 Beeskow, wo Therese Mller (s. Anm. 5) lebte.

5 Therese Mller, geb. Rouanet (1790–1867), Tochter des Beeskower Stadtkmmerers Jean Pierre Barthélemy Rouanet (1747–1837) aus dessen dritter Ehe mit Louisa Horn (1759–1833), Witwe des verstorbenen Predigers von Müllrose Johann Heinrich Mller (1774–1817), seit 1841 in zweiter Ehe verheiratet mit dem Oberförster Karl Gottlob Triepcke (1777–1856) auf Dammersdorf bei Liegnitz. Emilies Halbgeschwister aus der ersten Ehe ihrer Mutter mit Johann Heinrich Mller waren Clara Florentine Auguste von Below, geb. Mller (1813–1895), verheiratet mit dem Offizier Wilhelm von Below (1801–1876), Marie Fels, geb. Mller (1815–1865), verheiratet mit dem Militärarzt Moritz Fels (1811–1857) und der Militärarzt Hermann Mller (1816–1859).

6 Karl Wilhelm Kummer (1784–1855) und dessen Ehefrau Marie Dorothee, geb. Schultz (1785–1831), seit 1819 miteinander verheiratet. Kummer, aus Ortrand stammend, wurde 1816 in Berlin eingebürgert (TFA Kummer 1 Brgerbrief), vgl. Klaus-Peter Mller: »Tausendknstler«. *Kronleuchter aus Papiermaschee – Handschuhe aus Birkenrinde: Emilie Fontanes Stiefvater Karl Wilhelm Kummer*. Blogserie *Objekt des Monats*. Hrsg. v. Theodor-Fontane-Archiv, 4.10.2022. <https://www.fontanearchiv.de/blogbeitrag/2022/10/4/tausendkuenstler> (Abrufdatum: 6.6.2024); Markus Heinz: *Karl Wilhelm Kummer und der Beginn der Serienproduktion von Reliefgloben in Berlin*. In: *Der Globusfreund* 68 (2023), S. 26–55.

7 Richtig: Wermsdorf.

8 Jean August Alexander Rouanet (1783–1867), der Halbbruder von Therese Müller, geb. Rouanet, geboren am 9. Mai 1783 in Beeskow, Apotheker in Wermsdorf und Drossen, verheiratet seit 1815 mit Charlotte Juliane Wiedemann, gestorben 1867 in Freiberg, Sachsen.

9 Charlotte Juliane Rouanet, geb. Wiedemann (?–?), verheiratet seit 1815 mit Jean August Alexander Rouanet (s. Anm. 8).

10 Peter Julius Alexander Rouanet (1817–1901), später Apotheker zu Wermsdorf.

11 Wilhelmi, s. Anm. 2.

12 Keine Angaben.

13 Therese Georgine Rouanet (1824–1900).

14 Diese Adressangabe scheint nicht zu stimmen. Weder Kummer noch Wilhelmi wohnten in der Kurstraße. Auch wer die zweite erwähnte Person ist, die mit dem Apotheker Rouanet in Wermsdorf und dem Beeskower Geistlichen Wilhelmi befreundet gewesen sein soll und wer von beiden Emilie in Wermsdorf abgeholt hat, ließ sich nicht ermitteln. Kummer wechselte seine Wohnungen ziemlich oft. Seine Adressen waren Letzttestr. 8, 1822 umbenannt zu Dorotheenstraße (Adr.-B. 1820–1828), Chausseestr. 13 (Adr.-B. 1829–1830), Burgstr. 24 (Adr.-B. 1831–1832), Linienstr. 113 (Adr.-B. 1833), Rosenthaler Str. 44 (Adr.-B. 1835), Große Hamburger Str. 30/30a (Adr.-B. 1836–1839), Große Hamburger Str. 16 (Adr.-B. 1841–1842), Oranienburger Str. 33 (Adr.-B. 1843–1846), Zimmerstr. 2 (Adr.-B. 1847–1852) und Wilhelmstr. 132 (Adr.-B. 1853–1855).

15 Kummer.

16 Beeskow.

17 S. Anm. 14.

18 Die Allgemeine Kriegsschule, Burgstraße 19, 1810 im Zuge der Heeresreform durch Scharnhorst gegründet.

19 Welche Schule, ist nicht bekannt.

20 Vgl. Fontanes Darstellung in *Von Zwanzig bis Dreißig*. GBA *Das autobiographische Werk*. Bd. 3, 2014, S. 353–354.

21 Maria May, geb. Lamprecht (1781–1858).

22 Kummer hatte acht Geschwister, von denen mehrere in Dresden lebten.

23 Auguste Kummer (1790–1842). Auf Anregung und zunächst im Auftrag von Johann August Zeune, der 1806 die erste Blindenschule in Deutschland gegründet hatte, produzierte Kummer ab ca. 1820 Reliefgloben und -karten. Zeune äußerte sich 1821 in der *Leipziger Literaturzeitung* positiv über die von Kummer hergestellten Modelle: »Die vor 10 Jahren zum Behuf meiner Lehranstalt für Blinde ausgearbeiteten Tast-Erdkugeln oder Relief-Globen, welche ich anfangs Herrn Schwizky zur Vervielfältigung in Holzmasse übergeben hatte, wurden wegen der Ungenauigkeit und Zerbrechlichkeit jener Masse nach einem Ueber-einkommen mit Herrn Schwizky, seit einem Jahre von Herrn Kummer aus feiner unzerbrechlicher Papiermasse angefertigt. Er hat ganz neue scharfe Formen, worauf die neuesten Entdeckungen eingetragen sind, zu 26 und 16 Berl. Zoll Durchmesser verfertigt. Die Ausarbeitung ist wirklich zierlich zu nennen, die Preise verhältnismässig billig und der Fleiss des Verfertigers selbst von Sr. Majestät anerkannt worden.« (*Leipziger Literatur-Zeitung* 93, *Intelligenzblatt* 14.04.1821, Sp. 742; vgl. auch die Abschrift TFA Kummer 63).

24 Erlers Konjektur »verbarg [er] ihr« (Gotthard Erler: *Das Herz bleibt immer jung. Emilie Fontane. Biographie*. Berlin 2002, S. 374–384, Zit. S. 379) wird nicht übernommen, weil auch »verbarg [sie] ihr« und mehrere weitere Varianten möglich wären und die Stelle ohne erklärenden Zusatz verständlich ist.

25 Die zweite Ehe von Karl Wilhelm Kummer mit Maria May, geb. Lamprecht, wurde 1837 geschieden (vgl. die Ergänzungen zum Stellenkommentar der Buchedition zu *Von Zwanzig bis Dreißig*. Hrsg. von der Theodor Fontane-Arbeitsstelle der Universität Göttingen, kommentiert von Wolfgang Rasch. Berlin 2014 (GBA – *Das autobiographische Werk*, Band. 3). <https://www.uni-goettingen.de/de/490500.html> (Abrufdatum: 17.06.2024).

26 Welche Schule Emilie besuchte, ist nicht bekannt. Die erste Mädchenschule für »Töchter der gebildeten Stände« in Berlin, die spätere Luisenschule, wurde erst in den späten 1830er-Jahren in der Oranienburger Straße 69 gegründet.

27 Theodor Fontanes Onkel August Fontane (1801–1855) und dessen Frau Philippine Fontane, geb. Sohm (1810–1882), Tante Pinchen genannt, zogen Ostern 1835 gemeinsam mit ihrer Tochter Rosalie und ihren Pensionären Theodor Fontane und Hermann Scherz in die Große Hamburger Straße 30–30a (F-Chronik, Bd. 1, S. 24).

28 Rosalie Fontane (1829–1894), Tochter (Pflegetochter?) von August und Philippine Fontane, wanderte 1849 mit ihren Eltern nach Amerika aus, heiratete 1853 in Montreal den Bankier Christian Greve, kehrte später nach Deutschland zurück und starb 1894 in Wiesbaden.

29 Theodor Fontane (1819–1898), der 1833 bis 1836 die Klödenschule Gewerbeschule besuchte.

30 Swinemünde, wo Fontane seine Kinderjahre verlebte. 1837 zogen seine Eltern nach Mühlberg an der Elbe, 1838 nach Letschin, seit 1850 lebten sie voneinander getrennt.

31 Hermann Scherz (1818–1888), seit der Schulzeit mit Theodor Fontane befreundet.

32 August Fontane zog nach Leipzig, wo Fontane 1842 wieder mit der Familie zusammentraf (vgl. GBA *Das autobiographische Werk*. Bd. 3, 2014, S. 107–130). 1849 wanderte die Familie nach Amerika aus.

33 Konfirmation durch Pastor Auguste Fournier, 20. Mai 1836, Französische Kirche, Klosterstraße.

34 Emilie Fontane, geb. Labry (1797–1869), lebte seit 1850 getrennt von ihrem Mann in Neuruppin.

35 Wilhelm Rose (1792–1867), Inhaber der Schwanen-Apotheke in der Spandauer Straße, bei dem Fontane von 1836 bis 1840 seine Apothekerlehre absolvierte.

36 Rosalie Fontane, s. Anm. 28.

37 Frei nach dem Singspiel *Das Donauweibchen* von Karl Friedrich Hensler (Text) und Ferdinand Kauer (Komposition).

38 Frei nach dem Singspiel *Das Geheimniß (Le Secret)* von Jean-Pierre Solié, dt. Übers. von Karl Alexander Herklots.

39 Marie Franziska Elisabeth Sohm, geb. Rosner (1795–1849), die Witwe des verstorbenen Schauspieldirektors Johann Friedrich Wilhelm Sohm (1772–1835), vgl. auch Fontanes Darstellung in *Von Zwanzig bis Dreißig*. GBA *Das autobiographische Werk*. Bd. 3, 2014, S. 112–113 sowie *Fontane Blätter* 117 (2024), S. 123–127.

40 Emilie wurde am 23. September 1839 in der Dorotheenkirche konfirmiert (Hermann Fricke: *Emilie Fontane*, wie Anm. 2, S. 10).

41 S. Anm. 21.

42 Am 20. November 1839 heiratete Kummer in dritter Ehe die Herrnhuterin Bertha Kinne (1807–1870). Die Ehe wurde in der Dresdner Annenkirche geschlossen.

Kommentar

Im Herbst 1858, während sie mit ihrem Mann in London lebte, begann Emilie Fontane diesen Text niederzuschreiben, der in der Familien-Korrespondenz mit den Merckels als »Jugendnovelle«,¹ »Lebensnovelle«² oder einfach »Noveller«³ bezeichnet wurde. Zum Jahresende fand die Arbeit ihren vorläufigen Abschluss, zu der geplanten Fortsetzung ist es nicht gekommen. Die erste Erwähnung dieses Schreibprojekts findet sich im Brief von Henriette von Merckel an Emilie Fontane vom 21. Oktober 1858: »Was Du mir von Deiner Jugendnovelle schreibst, interessiert und rührt mich sehr; wenn es Dir eine Erleichterung ist, so setze sie fort, aber nur dann.«⁴ Offenbar hatte Emilie ihre mütterliche Freundin in einem vorangegangenen Brief informiert, der nicht überliefert ist. Das besondere Vertrauensverhältnis zur Berliner Freundin,⁵ die räumliche Trennung von ihr und die außergewöhnliche Lebenssituation durch den Umzug nach London gehören zu den Bedingungen der Schreibsituation. Die einfühlsame Reaktion von Henriette von Merckel zeigt, dass diese auch wusste, wie belastend diese Erinnerungen für Emilie waren.⁶ Literarisch ambitioniert dürfte der Text kaum sein. Aber für ihre Biographie und für ihr Selbstbild ist er außerordentlich aufschlussreich.

Am 10. Dezember 1858 las Emilie ihrem Mann aus dem Manuskript vor, zu seinem »großen Ergötzen«, wie er den Berliner Freunden verriet. Die kleinen »stilistischen Unarten« werde er bewusst nicht korrigieren, »um nicht der Sache den naiven Ton zu nehmen, worin ihr größter Reiz besteht«.⁷ Dass Henriette von Merckel die intendierte Adressatin dieser Aufzeichnungen war, bestätigt Fontanes Schreiben vom 11. Dezember 1858, in dem er der Berliner Freundin seiner Frau mitteilte, Emilie arbeite an »ihrer Lebensnovelle für Sie«.⁸ Am 2. Januar 1859 schickte Fontane den Text an die Merckels und fügte erklärend hinzu: »Es fehlt an Zeit, meiner Frau »Novelle« noch mal durchzulesen; so läßt sie denn bitten, Sie möchten ein Dutzend Schreib-, Interpunktions- und andre Fehler gütigst entschuldigen.«⁹ Über die Reaktion der Merckels ist nichts bekannt. Hier klafft eine weitere Überlieferungslücke in der Korrespondenz. Auch später kommt keiner der Beteiligten auf diesen Text zurück. Er wird nirgends mehr erwähnt.

Die einzige überlieferte Handschrift von Emilie Fontanes literarischer Autobiographie wird heute in der Berliner Staatsbibliothek verwahrt.¹⁰ Es handelt sich um eine eigenhändige Niederschrift auf 9 Blättern mit einer Größe von 23,5 x 18,3 cm (4 Bogen, mit einem zusätzlich eingefügten Blatt im 4. Bogen) mit 16 beschriebenen Seiten. Sie endet mit dem Vermerk »Fortsetzung folgt«. Bei dieser Handschrift könnte es sich um das Exemplar handeln, das Emilie 1858 schrieb und das ihr Mann als Beilage seines Briefes vom 1.–2. Januar 1859 aus London an die Merckels in Berlin schickte. Es lassen sich unterschiedliche Schreibphasen, Korrekturen und nachträgliche Zusätze erkennen. Einen Titel hat Emilie Fontane dem Text nicht gegeben.

Friedrich Fontane fügte später mit Bleistift am Kopf des ersten Blattes eine Erklärung hinzu: »Selbsbiogr[aphie]. von Th. F.'s Frau Emilie«.¹¹ Auch der Vermerk »ist getippt!« stammt von ihm. Die römische Nummerierung VI rührt aber offenbar von anderer Hand her. Sie bezieht sich auf die Gliederung der Sammlung von Julius Petersen.

Der Verbleib der erwähnten Schreibmaschinen-Abschrift ist nicht bekannt. Zu den Quellen der 1937 von Hermann Fricke veröffentlichten Biographie Emilie Fontanes gehören nicht näher beschriebene Notizen sowie »eine von Friedrich Fontane berichtigte und ergänzte Fassung der Selbstbiographie«¹² Emilie Fontanes. Fricke hat also die Abschrift und weiteres Material benutzen können, das Friedrich Fontane ihm vermutlich für seine Arbeit überließ. Seine Darstellung der Kinder- und Jugendjahre von Emilie Fontane, die zunächst eng an die Selbstbiographie angelehnt ist, geht geringfügig über den in der Handschrift geschilderten Zeitraum hinaus. Die Absätze über Emilies Leben im Haus ihrer Halbschwester Marie Fels in Liegnitz könnten auf die heute verschollenen Notizen und Ergänzungen zurückgehen. Deshalb soll die sich unmittelbar an die Beschreibung der Hochzeit von Karl Wilhelm Kummer mit Bertha Kinne anschließende Passage aus Frickes Biographie hier ausführlich zitiert werden:

Für Emilie ward diese Zeit besonders bedeutungsvoll, weil sie jetzt durch die Hand der eigenen Mutter wieder in den Kreis ihrer wirklichen Familie zurückgeführt wurde.

Therese Rouanet hatte im Jahre 1842 den Oberförster Triageke¹³ geheiratet und lebte nun auf der Försterei Dammersdorf bei Liegnitz. Dieser Oberförster, mit dem Therese — in den späteren Briefen Emilies und Theodor Fontanes immer »Mutter Triageke« genannt — noch bis zu seinem Tode im Jahre 1857 eine recht glückliche Ehe führte, war ein prächtiger Mann, der zweifellos auch alles Verständnis für die zwiespältige Lage hatte, in der sich die Tochter seiner Frau befand. Reife, aufrechte und ehrliche Menschen fanden so den einfachen und natürlichen Weg, für Emilie eine Jungmädchenzeit zu schaffen, die sie aus dem Zwiespältigen und Unausgesprochenen ihres bisherigen Daseins heraushob.

Die neue Ehe des Rates Kummer, der mit seiner Herrnhuterin in die Dresdener Heimat zurückkehren wollte, mochte einen guten Anlaß bieten. Zweifellos hat auch die neue Frau Kummers aus ihrer Herrnhutischen Gesinnung heraus ein sehr herzliches Mitgefühl mit der verfahrenen Daseinslage Emilies gehabt und dazu mitgewirkt, daß trotz des alten Adoptionsvertrages die weitere Daseinsfürsorge für Emilie auf eine ganz neue Grundlage gestellt wurde.

Therese Rouanet hatte noch zwei Halbschwestern und einen Halbbruder.¹⁴ Die eine der Schwestern hatte einen preußischen Offizier v. Below geheiratet, der mit seiner Truppe in Ludwigslust garnisonierte; die andere war mit einem Oberstabsarzt Fels verheiratet, der in Liegnitz seinen

Wohnsitz hatte. Hier im Felsschen Hause hatte Therese Rouanet den Oberförster Triepke kennen gelernt und das Glück ihrer zweiten Ehe gefunden. Die Familie Fels war sehr stolz auf eine lange Ahnenreihe. Sie führte ihr Geschlecht zurück bis in die Zeiten des ritterlichen Mittelalters und der Kreuzzüge. Die Beziehungen zu den Laroche spielten eine beachtliche Rolle. So war das Familienleben mit Würde und achtbarer Form umgeben. Dem entsprach auch die Lebenshaltung. Im Felsschen Hause zu Liegnitz und später in Jauer gab es immer elegante und geistreiche Gesellschaften. Junge Offiziere und Beamte kannten keinen angemesseneren und fröhlicheren Kreis in der kleinen Stadt. Das Ehepaar Fels stand selbst noch in den besten Jahren und bejahte ein Dasein voll froher Lebenshaltung. Der Haushalt konnte in großzügiger Weise diesem Lebensstil auch den äußeren Rahmen verleihen. Gastfreundschaft und kleine Hausfestlichkeiten, Musiken und Tanz der jungen Leute waren gern geübte Freuden der Geselligkeit. Es war ein jugendlich sprühendes Feuer von Geist und Seele. In diesen Kreis brachte Mutter Therese ihre Tochter Emilie.

Für Emilie war die Übersiedelung aus der engen Berliner Mietswohnung in das alte Patrizierhaus am Markt in Liegnitz schon rein äußerlich ein Zeichen für die völlige Umwandlung ihrer Lebenslage. Sie lebte sich schnell ein. Voll wacher Anpassungsfähigkeit machte sie gerne jenen inneren Umwandlungsprozeß durch, der aus dem Rhythmus einer Schauspieler-, Gelehrten- und Beamten-Bohème hinüberführte in die elegante Gesellschaft einer geistigen Oberschicht des preußischen Lebens, die nach außen hin wenig sichtbar und darum oft verkannt wurde, die aber in ihrem stillen gesellschaftlichen Wirken gerade die besten Kräfte des weltanschaulichen und politischen Aufbaues eines neuen starken Staatswesens entfaltete.

Emilie fühlte sich in diesem Kreise besonders wohl. Diese flotte, lebendige und geistessprühende Welt entsprach ihrem innersten Wesen. Dichtung, Musik und Tanz wurden ihr Element. [...]

Eine in ihrer Schönheit und Eleganz bewunderte junge Dame des Hauses, beweglich und ausgelassen, dabei unermüdlich strebend und arbeitsam, studierend und sich ausbildend, so trat damals Emilie den Besuchern des Felsschen Hauses entgegen. Dazu empfing Emilie hier in den Kreisen der schlesischen Gutsbesitzer, Beamten und Offiziere auch starke politische Eindrücke. Doch über allem blieben die Tage in Liegnitz für Emilie das große Erlebnis einer freudig im Dasein stehenden Gemeinschaft, die treu zu ihrem Herrscherhause stand und nur um die Entfaltung aller nationalen Kräfte willen neue Bahnen zu beschreiten bereit war. Oft weilte Emilie auch wieder in Berlin bei Kummers oder besuchte die Verwandten in Ludwigslust.¹⁵

Von Interesse sind für den Zusammenhang nicht die erläuternden Zusätze, interpretierenden Ausschmückungen und dem Zeitgeist verpflichteten Anschauungen, Fricke war NSDAP-Mitglied, sondern allein die Fakten, die sich diesem Abschnitt entnehmen lassen und deren Quellen nicht im Einzelnen nachgewiesen sind. Die Briefe Emilies an Bertha Kummer, auf die Gotthard Erler den Abschnitt über Liegnitz in seiner Biographie stützte, hat Fricke nicht benutzen können, sie wurden erst 1971 aus der Hand der Erben für das Fontane-Archiv erworben.¹⁶ Auch in Liegnitz wurde Emilies Identität verschleiert, wie aus Emilies Brief vom 23. September 1845 an Bertha und Karl Wilhelm Kummer¹⁷ und Fontanes Brief an Bernhard von Lepel vom 14. Oktober 1850 hervorgeht.

Trotz fiktiver Elemente ist die Fragment gebliebene Autobiographie eines der wichtigsten Lebens-Dokumente von Emilie Fontane. Viele Details ihrer Kindheit und ihrer Jugendjahre sind nur durch diesen Text bekannt und ließen sich bisher nicht anhand anderer Dokumente verifizieren. Die Darstellung beginnt mit der schicksalhaften Zeitungsannonce, durch die Emilie als Kleinkind zur Adoption vermittelt wurde. Der Text dieses Inserats wird zitiert und beschrieben, als habe wenigstens ein Zeitungsausschnitt vor ihr gelegen, als Emilie ihre Geschichte niederschrieb. Allerdings ist es bisher nicht gelungen, diese Anzeige zu finden. Auch die gerichtlichen Unterlagen über die Adoption ließen sich bisher nicht auffinden. Diese besonders markanten Fakten müssen also in biographischen Darstellungen bis auf Weiteres mit Vorsicht behandelt werden. Im Folgenden reiht die Erzählerin Episoden ihrer Kindheit und Jugendjahre aneinander bis hin zu ihrer Konfirmation. Zu diesem Zeitpunkt klärte Karl Wilhelm Kummer Emilie über ihre Identität auf. Der Text endet mit der dritten Eheschließung ihres Adoptivvaters mit Bertha Kinne. Emilies Umzug nach Liegnitz scheint in einem Zusatz zur Abschrift oder in Notizen skizziert zu sein.

Überliefert war Emilies Autobiographie vermutlich zunächst im Konvolut der Briefe Fontanes und seiner Frau an die Merckels, das 1933 zusammen mit dem Nachlass Fontanes versteigert wurde, zu dem es ursprünglich jedoch nicht gehörte.¹⁸ Wahrscheinlich war es wie in anderen Fällen zu einem Austausch der Korrespondenz mit den Erben der Merckels gekommen. Ersteigert wurde das Konvolut von der Handschriftenabteilung der Berliner Staatsbibliothek, in deren Bestand es sich heute wieder befindet.¹⁹

Die eigenhändige Handschrift von Emilies autobiographischer Novelle wurde 1933 separat als Los angeboten und von Julius Petersen ersteigert.²⁰ Zuvor hatte Friedrich Fontane eine Abschrift genommen und vermutlich als ein besonders wertvolles Erinnerungsstück auch nach dem Verkauf des Restnachlasses an die Brandenburgische Provinzialverwaltung in seinem persönlichen Besitz behalten. Jedenfalls deutet nichts darauf hin, dass dieses Typskript an das Theodor-Fontane-Archiv (Institution) übergeben

wurde. Wiederholt hat Friedrich Fontane die Publikationsprojekte von Hermann Fricke durch Material aus seinem persönlichen Besitz unterstützt. So wird es auch in diesem Fall gewesen sein.

Das Konvolut der Gegenbriefe der Merckels an die Fontanes wurde 1934 von der Staatsbibliothek erworben, und zwar von Sophie Dobert, es stammt aus dem Nachlass ihres verstorbenen Mannes.²¹ Es befindet sich ebenfalls heute wieder im Bestand der Handschriftenabteilung.²²

Erstmals ediert wurde die Fragment gebliebene Autobiographie von Emilie Fontane, als Hermann Kunisch 1984 den Nachlass von Julius Petersen (1871–1941) veröffentlichte,²³ mit dem auch dieses Manuskript in die Handschriftenabteilung der Berliner Staatsbibliothek gelangt war. Erneut abgedruckt wurde der Text als Anhang zu Gotthard Erlers Biographie von Emilie Fontane, hier unter dem Titel *Autobiographische Skizze (»Jugendnovelle«)*.²⁴

Den 200. Geburtstag von Emilie Fontane im Jahr 2024 nahmen Fontane-Archiv und -Gesellschaft zum Anlass, das Leben dieser bemerkenswerten Frau des 19. Jahrhunderts in Ausstellungen, Vorträgen und Publikationen zu würdigen. Bei der Sichtung ihrer Lebenszeugnisse gelangte auch ihre autobiographische Novelle von 1858 in den Blick, eines der wichtigsten Dokumente über ihr Leben. Um diesen Text leichter verfügbar zu machen, soll er an dieser Stelle noch einmal abgedruckt werden, und zwar erneut nach der Handschrift, die sich in der Berliner Staatsbibliothek befindet. Die beiden früheren Editionen wurden für die Textkonstitution und den Kommentar dankbar benutzt. Ediert wird eine einfache Lesefassung. Der Text folgt diplomatisch getreu der handschriftlichen Vorlage. Korrekturen durch Überschreibung sind nicht dargestellt. Die Seiteneinteilung wurde zur Erleichterung der Zitation in eckigen Klammern angegeben, worauf bei der ersten Seite verzichtet werden konnte.

Jochen Fontane sei für seine Hinweise zu den Lebensdaten der erwähnten Personen bedankt, Gotthard Erler für Hinweise zur Entstehungsgeschichte des autobiographischen Fragments von Emilie Fontane, Jule Ana Herrmann für Hinweise und Korrekturen, Jenny Hantke für eine Revision der Transkription, der Handschriftenabteilung der Berliner Staatsbibliothek für die Bereitstellung der Scans und die freundlich erteilte Publikationserlaubnis.

Anmerkungen

- 1 Henriette von Merckel an Emilie Fontane, Berlin, 21. Oktober 1858. In: Gotthard Erler [Hrsg.]: *Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850–1870*. Berlin 1987, Bd. 2, S. 142–146, Zit. S. 144.
- 2 Theodor Fontane an Henriette von Merckel, [London, 11. Dezember 1858], ebd., Bd. 2, S. 163–165, Zit. S. 165.
- 3 Theodor Fontane an Henriette von Merckel, London, 1.–2. Januar 1859, ebd., Bd. 2, S. 177–179, Zitat S. 179.
- 4 Henriette von Merckel an Emilie Fontane, Berlin, 21. Oktober 1858, wie Anm. 1, S. 144.
- 5 Vgl. Helen Chambers: »Die geheime Sympathie, die zwischen uns herrscht«. *Emilie Fontanes Briefwechsel mit Henriette von Merckel 1852–1870* in: Jan Pacholski und Rudolf Muhs (Hrsg.): *Schlesien und die Schlesier im Leben und Werk Theodor Fontanes*. Tagung der britischen und polnischen Sektionen der Theodor Fontane Gesellschaft 2023. Tagungsband, in Vorbereitung.
- 6 Vgl. Klaus-Peter Möller: *Emilie Fontane – Lebensdokumente. Spuren einer komplizierten Identität*. Blogserie *Objekt des Monats*. Hrsg. v. Theodor-Fontane-Archiv, 30.4.2024 (<https://www.fontanearchiv.de/blogbeitrag/2024/04/30/emilie-fontane>).
- 7 Theodor Fontane an Henriette von Merckel, [London, 11. Dezember 1858], wie Anm. 2, S. 165.
- 8 Theodor Fontane an Henriette von Merckel, [London, 11. Dezember 1858], wie Anm. 2, S. 165.

- 9 Theodor Fontane an Henriette von Merckel, London, 1.–2. Januar 1859, wie Anm. 3, S. 179.
- 10 Staatsbibliothek zu Berlin, Handschriftenabteilung, Nachlass 191 VI, Nr. 1.
- 11 Kunischs Angabe (s. Anm. 23, S. 300), dass es sich um Petersens Handschrift handelte, ist zu korrigieren.
- 12 Hermann Fricke: *Emilie Fontane*. Wie Anm. 2 (Stellenkommentar), S. 109, S. 136. Dabei handelt es sich vermutlich um dieses Typoskript.
- 13 Triepcke, s. S. 18, Anm. 5 (Stellenkommentar).
- 14 S. 18, Anm. 5 (Stellenkommentar).
- 15 Hermann Fricke: *Emilie Fontane*. Wie Anm. 2 (Stellenkommentar), S. 13–14.
- 16 *Neuerwerbungen und Neuerscheinungen*. Karl Wilhelm Kummers Teilnachlaß im Theodor-Fontane-Archiv. In: *Fontane Blätter* 14 (1972), S. 437–440. Joachim Schobeß: *Unveröffentlichte Briefe von Emilie und Theodor Fontane an Bertha Kummer*. In: *Fontane Blätter* 25 (1977), S. 2–10.
- 17 TFA B 358.
- 18 Hellmut Meyer & Ernst, Kat. 35, 9. Oktober 1933, Nr. 577.
- 19 Als Gotthard Erler 1987 die Korrespondenz der Fontanes und der Merckels edierte (s. Anm. 1), befand es sich im Theodor-Fontane-Archiv (Signaturen St 64,1–88).
- 20 Hellmut Meyer & Ernst, Kat. 35, 9. Oktober 1933, Nr. 531.

21 Sophie Dobert an Richard von Kehler, Nächst-Neuendorf 17. Juli 1931 (TFA Dobert 1.5.20a). Sämtliche Dokumente des Konvolut sind mit einem Stempel als Zugang Acc. Ms. 1934.96 markiert. Die Staatsbibliothek hat 1935 weitere Manuskripte aus dem Nachlass von Dobert angekauft (TFA Dobert 1.7.2). Sie wurden mit den Signaturen St 72–St 80 dem Nachlass Fontane hinzugefügt und sind, bis auf St 73, mit dem Zugangsstempel Acc. Ms. 1934.96 gekennzeichnet.

22 Auch dieses Konvolut befand sich im Theodor-Fontane-Archiv, als Gotthard Erler den Briefwechsel edierte (vgl. Anm. 19, Signaturen B 28,1–99).

23 Hermann Kunisch: *Julius Petersens Fontane-Nachlaß. Bericht und Edition*. In: *Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz* Bd. 20, 1984, S. 267–325, darin Emilie Fontanes Autobiographie S. 300–309.

24 Gotthard Erler: *Das Herz bleibt immer jung*, wie Anm. 24 (Stellenkommentar), S. 374–384.

»Ehr' und Beschwer«. Fontanes Dankschreiben an Anton von Werner für die Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstag

Rudolf Muhs

»Es waren schöne, aber sehr anstrengende Tage«, sagte Fontane im Rückblick auf den Trubel um seinen 70. Geburtstag am 30. Dezember 1889.¹ »Deputationen, Blumen, Gedichte, 400 Briefe und Telegramme«.² Allen Gratulanten schriftlich zu danken sollte fast den ganzen Januar in Anspruch nehmen. Was es ihn überdies an Briefmarken gekostet habe, dürfte »eine wahre Bereicherung der Staatseinnahmen« darstellen, scherzte der Dichter, als er sich gegen Ende des Monats daran machte, endlich auch Georg Friedlaender seinen Dank auszusprechen: »An Müller und Schultze habe ich 3 Wochen lang Briefe bis zur Erschlaffung geschrieben, ganz zuletzt kommen erst die Eigentlichen und unter den Eigentlichsten sind Sie.«³

Anton von Werner (1843–1915) gehörte nicht zu den »Eigentlichen«, den engeren Vertrauten Fontanes, er war aber auch alles andere als ein beliebiger Müller oder Schultze. Sein Ansehen als Künstler und Kunstfunktionär stand damals im Zenit. Dass er sich herabgelassen hatte, Fontane zu gratulieren, war wohl in erster Linie der Stellung des Dichters im Berliner Kulturleben geschuldet, weniger ihrer persönlichen Verbundenheit. Das fällige Dankschreiben wollte trotzdem sorgfältig überlegt sein. Es gab nämlich eine Vorgeschichte.

Werners Name dürfte Fontane zuerst untergekommen sein, als der junge Maler Anfang der 1860er-Jahre mit Illustrationen zu Werken des badischen Dichters Victor Scheffel auf sich aufmerksam machte. Während des deutsch-französischen Krieges war er dann im Tross des Karlsruher Großherzogs mit allen führenden Persönlichkeiten im preußischen Hauptquartier bekannt geworden und hatte in der Folge viele von ihnen gemalt, gipfelnd in seiner über Generationen hinweg bewusstseinsprägenden Darstellung der Kaiserproklamation vom 18. Januar 1871 im Spiegelsaal von Versailles. Seither in Berlin ansässig, war Werner rasch zu einem viel gefragten und entsprechend hoch bezahlten Künstler aufgestiegen. Bereits 1874 konnte er sich in der Potsdamer Straße 113, unweit von Fontanes im dritten Stock gelegener Mietwohnung, ein imposantes Haus bauen lassen.

Im gleichen Jahr in die Preußische Akademie der Künste gewählt, bestimmte ihn deren Senat wenig später, anscheinend auf Intervention von allerhöchster Stelle, zum Direktor der angeschlossenen Klasse für Nachwuchskünstler. Diese institutionelle Verlinkung führte zu einem Konflikt, der Fontane mehr als alles andere seine Anstellung als Sekretär der Akademie verleiden sollte. Er hatte den Posten 1876 auf Drängen von befreundeter Seite übernommen, gelockt von der Aussicht auf ein festes Gehalt und in der Erwartung, die Akademiegeschäfte ohne allzu große Mühe erledigen zu können. Der ambitionierte Werner aber suchte ihn als Verwaltungsdirektor in Anspruch zu nehmen für seine im Aufbau begriffene und personell schlecht ausgestattete Hochschule. Abgesehen von der Arbeitslast hatte Fontanes »äußerste Abneigung, persönlich oder dienstlich in eine Art Abhängigkeit von letzterem hineingepreßt zu werden«, freilich noch einen weiteren Grund, wie er dem Akademiepräsidenten Hitzig gestand: »Es dient sich schlecht mit sechsundfünfzig unter einem jugendlichen Herrn von zweiunddreißig.«⁴ Der Dichter erbat daher, und erhielt schließlich auch, seine Entlassung. Bis es aber soweit war, musste er lange Briefe mit detaillierten Anweisungen entgegennehmen, die der wenig sensible Werner zudem gerne mit dem Hinweis auf seine eigene Überarbeitung schloss: »Beklagen Sie mich u. seien Sie herzlich gegrüßt.«⁵

Vorbehalte gegenüber dem erfolgreichen Maler hegte Fontane auch in künstlerischer Hinsicht. Zwar bekannten sich beide ebenso wie der mit ihnen befreundete Adolph Menzel zum Realismus, doch die quasi-photographische Detailgenauigkeit von Werners Gemälden widerstrebte Fontane, denn »über die bloß äußerliche Richtigkeit hinaus« gebe es »eine höhere geistige, sich meist mit dem was wir das Poetische nennen, deckende Wahrheit«, wie es 1874 in seiner Besprechung von »Luther auf einem Familienfeste« hieß.⁶ Was Werner als Sujet bevorzugte, die repräsentative Inszenierung von Macht und Mächtigen, machte ihn in Fontanes Augen zum bloßen »Historiker mit dem Pinsel«, während Menzel es verstehe, »das historische Gepräge innerhalb des Genre, das Hineinragen des Großen ins Kleinleben« sichtbar zu machen.⁷ Dies war bekanntermaßen, ins Literarische gewendet, auch Fontanes Ambition mit *Vor dem Sturm*, nämlich in Romanform »das Eintreten einer großen Idee, eines großen Moments in an und für sich sehr einfache Lebenskreise« auszugestalten.⁸ Sein Recht auf ein eigenes Urteil ließ er sich jedenfalls auf keinem Felde bestreiten. Als Werner, in einer Zeitungspolemik von 1883, dem Feuilleton die Qualifikation zur Kunstkritik absprach, nahm der Dichter ohne Zögern Partei für den angegriffenen Karl Frenzel. Der sei schließlich selber Künstler und habe »so viel Bücher geschrieben wie Werner Bilder gemalt hat. Werner hat mehr Geld dafür gekriegt, ob seine Bilder aber besser sind als Frenzels Bücher ist doch noch sehr die Frage.«⁹

Fast schon gleichmütig fand sich Fontane hingegen damit ab, dass »der große Anton v. Werner« 1881 einen von ihm gedichteten Prolog für die Festveranstaltung zum 100. Geburtstag Schinkels kurzerhand aus dem Programm gestrichen hatte.¹⁰ Umso befriedigter registrierte er vier Jahre später ein Kompliment für sein Gedicht aus Anlass von Menzels 70. Geburtstag.¹¹ Über den Austausch von Höflichkeitsformeln dürfte die Konversation aber schwerlich hinausgegangen sein, wenn, wie aus diesem Anlass, die Fontanes und die Werners einmal in Gesellschaft zusammentrafen. Zu verschiedenen waren ihre Werthaltungen und die Sphären, in denen sie sich bewegten.

Einen gewissen Respekt konnte der Dichter dem Maler aber trotz alledem nicht versagen. Nach einer Debatte im Freundeskreis über die umstrittene Beschickung einer Pariser Ausstellung mit Berliner Bildern zeigte sich Fontane, in einem Brief an seine Tochter Mete wenige Monate vor seinem 70. Geburtstag, entschieden beeindruckt von Werners Einfluss in Regierungskreisen:

Es heißt, er wolle *Kunst*-Minister werden, und ich bin ihm das Zugeständniß schuldig, daß er das Zeug dazu hat. [...] er ist eine ganz eminente Persönlichkeit, Genie ist nicht das richtige Wort, dazu ist zu viel Calcul in ihm, aber er hat große Gaben der Rede, des Ausdrucks, des Haranguirens, noch viel mehr als des flott Malenkönnens [...].¹²

»Correctheit«, »Aufrichtigkeit« und »Worthalten« seien dagegen »lauter Dinge, die Werner belacht oder als indifferent ansieht«. In dieser Hinsicht könne man ihn durchaus mit Bismarck oder Napoleon vergleichen. »Hervorragende Menschen“ seien nun einmal »höchst selten sittliche Größen und Biedermänner.«¹³

Fontanes kritische Beurteilung seines Karrierismus und seiner Kunstauffassung wäre Werner vermutlich egal gewesen, hätte er denn darum gewusst, und ihr gespanntes Verhältnis während der Akademiezeit mag er nicht als nachhaltig empfunden oder längst vergessen gehabt haben. Jedenfalls hatte er, wie es sich für einen Hauptmatador im Berliner Kulturleben gehörte, dem allseits beliebten Dichter zu seinem runden Geburtstag gratuliert. Ähnlich unbefangen, wie seine Glückwünsche geklungen haben mögen, konnte sich Fontane jedoch nicht geben. Verglichen mit den am gleichen Tag abgefassten Dankschreiben an Conrad Ferdinand Meyer und Maximilian Harden lesen sich seine knapp gehaltenen Zeilen bei aller Verbindlichkeit im Ton doch recht distanziert.

Berlin 14. Januar 90.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr Direktor.

Empfangen Sie, leider etwas verspätet, aber meine pressante Lage wird mich entschuldigen, meinen allerschönsten Dank für Ihre lebenswürdigen Glückwünsche zu meinem 70., etwas anstrengenden Geburtstage. Das alte Wort von »Ehr' und Beschwer« hat doch seine Wahrheit, hinter die ich, persönlich, freilich erst in diesen meinen hohen Semestern gekommen bin. Mit der Bitte, mir Ihre wohlwollenden Gesinnungen auch für die Zukunft bewahren zu wollen,

in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Anmerkungen

1 Theodor Fontane an Wilhelm Raabe, 15. Jan. 1890. In: HFA IV, 4. 1982, S. 14.

2 In: GBA *Tagebücher*. Bd. 2. 1994, S. 250.

3 Theodor Fontane an Georg Friedlaender, 28. Jan. 1890. In: HFA IV, 4. 1982, S. 20.

4 Theodor Fontane an Friedrich Hitzig (Entwurf), Ende Mai 1876. In: HFA *Briefe*. Bd. 2. 1979, S. 522.

5 Anton von Werner an Theodor Fontane, 21. Aug. 1876; zit. nach: Hubertus Fischer: »... so ziemlich meine schlechteste Lebenszeit«. *Unveröffentlichte Briefe von und an Theodor Fontane aus der Akademiezeit*. In: *Fontane Blätter* (63) 1997, S. 26–47; das Zitat S. 42. Zum Gesamtkomplex vgl. ferner Hubertus Fischer: *Theodor Fontane, Anton von Werner und die »Farbenklexerwelt«*. *Kunst- und Gunstkonkurrenz*. In: Peer Trilcke (Hrsg.): *Fontanes Medien*. Berlin u. Boston 2022, S. 469–486.

6 Theodor Fontane: *Kunstaussstellung [1874]*. In: NFA 23/1. 1970, S. 401.

7 Theodor Fontane an Adolph Menzel, 2. Juli 1871. In: HFA IV, 2. 1979, S. 382. Im Internet kursiert eine Kompilation von Versatzstücken aus diesem Brief mit Zusätzen als angeblich authentisches Fontane-Zitat.

8 Theodor Fontane an Wilhelm Hertz, 17. Juni 1866. In: HFA IV, 2. 1979, S. 163.

9 Theodor Fontane an Karl Zöllner, 2. Dez. 1883. In: HFA IV, 3. 1980, S. 291.

10 Theodor Fontane an Emilie Fontane, 12. Aug. 1882. In: HFA IV, 3. 1980, S. 199.

11 An Friedrich Fontane, 11. Dez. 1885. In: HFA IV, 3. 1980, S. 439.

12 An Martha Fontane, 13. Mai 1889. In: HFA IV, 3. 1980, S. 691 f.

13 Ebd.

Literatur- geschichtliches, Interpretationen, Kontexte

Kriegsgesellschaft. Fontane, Raabe und der Bellizismus des 19. Jahrhunderts

Martin Schneider

1. Einleitung: Krieg und Realismus

Die letzte Photographie Theodor Fontanes zeigt den Schriftsteller am Schreibtisch seines Berliner Arbeitszimmers, die Feder in der Hand (Abb. 1). Weniger bekannt als das Bild selbst ist die Tatsache, dass am Kopf des Tisches der Abguss einer anderen Hand zu sehen ist, die ebenfalls eine Schreibfeder hält. Es ist diejenige Helmuth von Moltkes, preußischer Generalfeldmarschall und militärischer Architekt der so genannten »Einigungskriege«.¹ Damit verweist die kurz vor dem Ende des 19. Jahrhunderts entstandene Photographie auf eine der wesentlichen sozialhistorischen Bedingungen realistischen Schreibens: die Gründung des deutschen Reiches durch Krieg, die Militarisierung der Gesellschaft und die sie begleitenden bellizistischen Diskurse, die nicht zuletzt in den Reden und Schriften Moltkes ihren Ausdruck fanden.

Obwohl die politischen und sozialhistorischen Umbrüche der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ohne die »Einigungskriege« der Jahre 1864 bis 1871 nicht zu verstehen sind, zeigt die Literaturwissenschaft nur in wenigen Fällen Interesse am Konnex von Krieg und Realismus. Die bekanntesten sind Theodor Fontane und Wilhelm Raabe, in deren Werken Krieg und Militarismus eine herausgehobene Rolle spielen. Die *Fontane Blätter* haben erst 2021 Fontanes *Krieg gegen Frankreich* ein ganzes Dossier gewidmet und seitdem die Diskussion zum Thema fortgesetzt. Sie knüpfen damit an die grundlegenden Arbeiten Gerhard Friedrichs und John Osbornes in den späten 1980er- und 1990er-Jahren an.² Der vorliegende Beitrag möchte die Reihe dieser Untersuchungen fortsetzen. Er zielt jedoch nicht auf Fontanes historische und journalistische Arbeiten zu den »Einigungskriegen«, sondern auf eine werkübergreifende Untersuchung von Kriegsdarstellungen in seinen Erzähltexten. Hier liegen bislang fast nur Studien zu *Vor dem Sturm* vor. Zum Vergleich soll das Werk Wilhelm Raabes herangezogen werden, in dessen Fall die Forschung zwar seit den 1990ern in Aufsätzen

und Buchkapiteln immer wieder die Bedeutung des Krieges betont, aber nur selten im Zusammenhang untersucht hat. Tatsächlich ist auffällig, dass sich bisherige Studien auf Texte Fontanes oder Raabes beschränken. Andere Schriftstellerinnen und Schriftsteller der Epoche kommen meist nicht vor, das Thema wird nur selten in einer autorenübergreifenden Perspektive in den Blick genommen. Diese ist jedoch unabdingbar, wenn man die Frage nach der Bedeutung der »Einigungskriege« für die Poetik des Realismus beantworten will.



Abb. 1: Fontane am Schreibtisch, 1896. Ihm gegenüber die rechte Hand Moltkes, ebenfalls mit Schreibfeder.

© Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

Der vorliegende Beitrag will einen ersten Schritt in diese Richtung unternehmen und zeigen, dass sich in den literarisch so unterschiedlichen Werken Fontanes und Raabes vergleichbare Strategien der Kriegsdarstellung finden. Beide Autoren legen den Fokus nicht auf das Kriegereignis als solches, sondern auf dessen gesellschaftliche Folgen (Teil 2). Um zu verstehen, wie ihre Werke am Prozess gesellschaftlicher Selbstverständigung über

den Krieg partizipieren, nimmt Teil 3 den ideen- und sozialhistorischen Kontext in den Blick. Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts prominenten bellizistischen Debatten werden dabei ebenso zur Sprache kommen wie die konkrete Militarisierung der Gesellschaft. Teil 4 zeigt dann am bislang nur wenig erforschten Phänomen der literarischen Darstellung von Veteranen, dass Fontane und Raabe in ihren Erzähltexten vergleichbare Aspekte von Kriegsgesellschaften verhandeln, Gleiches tut Teil 5 am Beispiel ihrer literarischen Kontrastierung der bellizistischen Geschichtsschreibung. Die Analyse kulminiert in Teil 6 in der Frage nach dem Verhältnis von Kriegsdarstellung und realistischer Poetik.

2. Kriegsgesellschaften bei Fontane und Raabe

Im Frühjahr 1871 reist Fontane als Reporter in das von deutschen Truppen besetzte Frankreich, um eine Reihe von Artikeln über den deutsch-französischen Krieg zu veröffentlichen. Nach seiner Ankunft in St. Denis steigt er auf den nahe gelegenen Mont des Moulins. Von dort beobachtet er aus der Ferne die Kämpfe zwischen der französischen Armee und den Pariser Kommunarden:

Endlich waren wir oben.

Der Berg schien bastionsartig vorzuspringen. Auf dem Plateau standen: eine *Mühle*, ein *Wirtshaus* und ein *Beobachtungsgerüst*, auf welchem letztern ein großer Tubus [...] wie ein kleines Geschütz im Anschlag lag. Um dieses Rohr herum standen Offiziere aller Grade, einige von Dienst wegen, um von Minute zu Minute das Auge an das Rohr zu legen; die meisten waren Gäste wie wir. Sie kamen und gingen. Der Windmühlenberg von Sannois war eben in jenen Tagen die große Sehenswürdigkeit von St. Denis; – das in einem früheren Kapitel beschriebene Theater, was war es neben *diesem* Amphitheater?! Hier saßen wir [...], blickten nieder in die Arena und sahen, wie die Versailler und die Föderalen, wie die dreifarbig und die rote Republik miteinander rangen. Für den Philanthropen traurig, für den Maler entzückend.³

Die blutigen Kämpfe, die in Paris toben, lösen bei den schaulustigen Touristen auf dem Berg allerdings wenig Schrecken aus: »So verging eine Viertelstunde. Wir plauderten; wir berechneten die Chancen des Erfolges.«⁴

Wie diese Szene seiner 1871 unter dem Titel *Aus den Tagen der Okkupation* erschienenen Reportage deutlich macht, ist für Fontane der Krieg kein Ereignis des »Erhabenen«. Kants Aufnahme des Krieges in den Katalog des Dynamisch-Erhabenen⁵ wirkte bekanntlich bis in die Literatur der Romantik⁶ und war noch in den journalistischen Kriegsbeschreibungen der 1870er-Jahre zu spüren. Über diese mokiert sich Fontane, wenn er, in einer französischen Gaststätte sitzend, eine »Vorlesung aus dem Petit Journal«

wie folgt kommentiert: »lauter dummes Zeug, Bombardements-Langweiligkeiten, aber vorgetragen, mit immer tiefer gehendem Ton, wie ein Kapitel aus dem Inferno.«⁷ Die Empfindungen, die das Kriegsgeschehen in ihm hervorruft, beschreibt er in der Szene auf dem Mont des Moulins nicht als einen heroisch zu überwindenden »Schrecken«, sondern als touristisches »Amusement« und »Entzücken«. Der Journalist Fontane interessiert sich weniger für die Schlacht selbst als für die sozialen Praktiken und Kommunikationsweisen, die sie bei den Zivilisten auslösen. Die Schlachtenbummler spazieren auf den Beobachtungspunkt des Windmühlenberges von St. Denis und »plaudern« über den möglichen Ausgang. Der Krieg wird Teil einer morbiden Freizeitkultur, die Sozialwissenschaftler zu Beginn des 21. Jahrhunderts als »Dark Tourism« und »Thanatourism« beschreiben werden.⁸ In Fontanes Reportagen entsteht ein ästhetischer Raum, dem das Element des Erhabenen abgeht und damit auch jene martialischen Töne, die die Kriegsliteratur des Kaiserreichs so häufig anschlug.

Fontanes journalistische Kriegsdarstellungen stehen in seinem Werk nicht isoliert, sondern bilden die Brücke zu seinem Schaffen als Romanschriftsteller.⁹ Nach seiner Rückkehr machte er sich an seine knapp zweitausend Seiten umfassende historische Abhandlung *Der Krieg gegen Frankreich*;¹⁰ im Anschluss veröffentlichte er seinen ersten Roman *Vor dem Sturm*, der zu Zeiten der Befreiungskriege spielt.¹¹ Während er in der historischen Studie die Kriegereignisse selbst aufarbeitet – die Marschrouten der Truppen, der Verlauf der Schlachten, die Opferzahlen etc. –, wechseln die Romane wieder in die Perspektive der Kriegsreportagen und nehmen die Folgen der »Einigungskriege« und der preußischen Militärpolitik für die Gesellschaft des Kaiserreichs in den Blick – so etwa *Cécile* (1887), *Stine* (1890), *Die Poggenpuhls* (1896) und *Der Stechlin* (1898).

Wilhelm Raabe dagegen entdeckte früh den Krieg als Thema seiner Novellen und legte den Schwerpunkt auf historisierende Kriegserzählungen. In *Nach dem großen Kriege* (1861) und *Im Siegeskranze* (1866) stellt er die Napoleonischen Kriege ins Zentrum, in *Else von der Tanne* (1865) und *Höxter und Corvey* (1879) den Dreißigjährigen Krieg. Mit *Die Innerste* (1876), *Das Odfeld* (1888) und *Hastenbeck* (1899) veröffentlicht er Erzählungen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Zeitgenössischen Kriegen dagegen widmet er sich in *Deutscher Adel* (1878), *Villa Schönow* (1884) und *Kloster Lugau* (1893), in denen es um die Zeit vor, während und nach dem Feldzug gegen Frankreich geht. Obwohl sich Genealogie und Typologie von Raabes und Fontanes Kriegserzählungen unterscheiden, gibt es eine grundlegende Gemeinsamkeit: Auch Raabe interessiert sich weniger für die Schlachten des Krieges als für dessen Folgen. In *Deutscher Adel* ist ein Feldpostbrief des Protagonisten Ulrich eingefügt, in dem er seiner Mutter vom Kriegsgeschehen in Frankreich berichtet. Die einzige unmittelbare Schilderung eines Waffenganges ist denkbar knapp gehalten: »Bum!...bumbum!«¹²

Stattdessen geht es darum, wie der im Nachbarland geführte Krieg in die deutsche Gesellschaft dringt.¹³ Freunde halten, um einen Hund vor dem Ertrinken zu retten, »Kriegsrat«,¹⁴ eben dieser Hund steckt »wie Bazaine in Metz [...] bald hier, bald da den Kopf unter der Decke hervor«,¹⁵ die Ehekämpfe des Leihbibliothekars Achtermann mit seiner Gattin gleichen den Kämpfen der Deutschen mit den Franzosen, ihr Streit mit dem Vermieter einem »Hauskriege«. ¹⁶ Hat diese Analogie von Krieg und Alltag noch einen satirischen Effekt, belegt die naturalistische Beschreibung der heimischen Lazarette die brutale Realität der Kriegsgesellschaft:

Wir, das kriegsgewohnte, eiserne Geschlecht der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, wir, denen die Weltgeschichte eine ganz hübsche Musterkarte ihrer Schlachtenstücke donnernd um die Ohren schlug, wir kennen auch zur Genüge unsere Säle voll eiserner Bettstellen, Krankenwärter, barmherziger Schwestern, bleicher Gesichter und blutiger Lappen.¹⁷

Die sozialen Folgen des Krieges rücken damit bei Raabe ebenso ins Zentrum wie bei Fontane. Realistisches Erzählen wird bei beiden Autoren zum Medium der Selbstverständigung über die deutsche Kriegsgesellschaft. Dem »deutschen Volke«, heißt es in *Deutscher Adel*, sei erst später klargeworden, »daß es nicht so aus dem Kriege herausgekommen war, wie es hineingegangen war«. ¹⁸

3. Bellizismus und Militarismus seit 1859

Die Analyse bellizistischer Diskurse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt, welche semantischen Verschiebungen in Bezug auf den Krieg die öffentliche Debatte bestimmten. Der Historiker Jörn Leonhard definiert Bellizismus als eine »Sinnlehre des modernen Krieges«¹⁹, wie sie Politiker, Intellektuelle und Publizisten öffentlich diskutierten. Es gab nicht den einen Bellizismus, sondern je nach politischer Haltung unterschiedliche Legitimationsmuster des Krieges, wobei jeder neu aufflammende Krieg, sei es der italienische Unabhängigkeitskrieg von 1859 oder die »Einigungskriege« von 1864 bis 1871, neue Probleme aufwarfen und die Diskussion in eine andere Richtung lenkten. Sah das nationalliberal eingestellte Bürgertum im italienischen Unabhängigkeitskrieg noch ein mögliches Vorbild für Deutschland, geriet es im Lauf der Jahre immer mehr in die Defensive. Die Idee einer Gründung der deutschen Nation durch eine Revolution »von unten« war spätestens mit dem »Bruderkrieg« zwischen Preußen und Österreich 1866 erledigt.²⁰ Zwangsläufig erfolgte die Reichsgründung 1871 »von oben«, durch einen Staatskrieg.

Mit der Reichsgründung erreichte der bellizistische Diskurs seinen Kulminationspunkt; unzählige Bücher kamen auf den Markt, die die vor-

ausgehenden Kriege historisch einordneten. Gleichzeitig vermittelten Presse, Theater, Kriegsgraphiken, Gemälde und Schlachtenpanoramen das Bild einer unter Führung des Militärs geeinten Nation; die Kriegsbegeisterung schien alle Schichten der Bevölkerung ergriffen zu haben. Es etablierte sich eine bellizistische Festkultur aus Militärparaden, Kaisergeburtstagen und Sedanfeiern. Für Helmuth von Moltke war es die Allianz von Militär und Gesellschaft, die den Siegeszug Preußens ermöglicht habe. Nur im Krieg könne das »organische Band zwischen Monarchie, Militär und Politik« gefestigt werden.²¹ Einzig die Sozialdemokraten wagten aus diesem »Folkloremilitarismus« auszuscheren.²²

Die diskursiv und medial kolportierten Kriegs- und Gründungsmythen boten unterschiedlichen Schichten Identifikationsmöglichkeiten, den Arbeitern ebenso wie dem liberalen Bürgertum oder dem konservativen, anti-republikanisch eingestellten Adel. Dennoch war die Lage der Nationalliberalen, denen Raabe seit Gründung des Nationalvereins im Jahr 1860 angehörte und mit deren Positionen auch Fontane sympathisierte, politisch prekär. Die erfolgreichen Feldzüge Preußens führten dazu, dass das Militär andere bürgerliche Berufe überragte und der liberale Freiheitsdiskurs dem Sicherheitsdiskurs untergeordnet wurde. Nur ein militärisch starker Staat, so schien die Lehre von 1864 und 1866, konnte Freiheit garantieren.²³ Der deutsch-französische Krieg ließ dann die bürgerlichen Kritiker der preußischen Regierungspolitik endgültig verstummen. Man fand sich nun mit der umstrittenen Heeresreform ab, die einen Verfassungskonflikt zwischen Bismarcks Regierung und dem von Liberalen dominierten Parlament ausgelöst hatte.

Ist mit Bellizismus eine Form von Semantik bezeichnet, die den Krieg diskursiv und medial legitimiert, griff der Militarismus konkret in die Gesellschaftsordnung ein. Die Einführung der Wehrpflicht und die gelungene, bürokratisch vorbereitete Massenmobilisierung von 1870 führten dazu, dass sich militärische und staatliche Strukturen immer stärker verzahnten. Die im deutsch-französischen Krieg erfolgreiche Armee integrierte unterschiedliche Schichten und konnte somit als Vorbild für die Gesellschaftsstruktur des neuen Staates inszeniert werden. Die Landwehr wurde in das neue Heer überführt, weshalb Liberale die Hoffnung auf ein von der adlig-konservativen Armee unabhängiges Volksheer aufgeben mussten.²⁴ Dieses wurde im Kaiserreich in die staatliche Armee eingeordnet. Frank Becker bezeichnet das nach 1871 geschaffene preußisch-deutsche Heer als eine »Verknüpfung von traditionellen Führungsstrukturen« wie dem adeligen Offizierskorps und dem Generalstab auf der einen, sowie »bürgerlichen Ideen wie Milizsystem, Volks- und Nationalbewaffnung« auf der anderen Seite.²⁵

Moltke schrieb der Armee eine nationale Erziehungsfunktion zu, nur sie habe die Fähigkeit, sämtliche Schichten des Volkes in sich zu vereinen.

Seine berüchtigte Idee von der »großen preußischen Kaserne« schien in greifbare Nähe gerückt.²⁶ Von großer Bedeutung hierfür waren Kriegervereine, Turner- und Schützenbünde, die den militärischen Habitus in die Gesellschaft hineintrugen; Landbevölkerung, Arbeiterschaft und Kleinbürgertum waren in großer Zahl in ihnen vertreten.²⁷ Dem Bürgertum wiederum wurde mit der Möglichkeit, den Wehrdienst auf ein Jahr zu verkürzen, in angesehene Regimenter aufzusteigen und Reserveoffizier zu bleiben, attraktive Angebote gemacht – Fontane hatte bereits 1844 davon profitiert.²⁸

4. Veteranen-Literatur

Wie sich Fontanes und Raabes Erzähltexte zu diesen diskursiven und sozialen Dispositionen ins Verhältnis setzen, soll nun am Beispiel eines bestimmten Figurentyps gezeigt werden, nämlich des Kriegsveteranen. Dieser ist ja gerade dadurch gekennzeichnet, dass er an der Schnittstelle von Krieg und Gesellschaft angesiedelt ist. Der Veteran trägt die Erfahrungen, die er im Krieg gemacht hat, die Praktiken und sozialen Codes, die er sich dort angeeignet hat, in die Gesellschaft hinein. Blickt man auf das Personaltableau von Fontanes Romanen, spielen dort Veteranen eine prominente Rolle – beginnend in *Vor dem Sturm* beim ehemaligen Dragoner-Major Berndt von Vitzewitz über Céciles Ehemann St. Arnaud, Waldemar Haldern in *Stine*, die Kontrahenten Innstetten und Crampas in *Effi Briest*, Onkel Eberhard in *Die Poggenpuhls* bis hin zu den zahlreichen Veteranen im *Stechlin*. Fontanes Romane kann man aus gutem Grund als »Veteranen-Literatur« bezeichnen.²⁹

Das ist umso bemerkenswerter, als man in der Öffentlichkeit des Kaiserreichs die soziale Stellung der Veteranen erst seit den frühen 1890er-Jahren intensiv diskutierte. Zu dieser Zeit kamen Bismarcks Sozialreformen in die Kritik: Sie würden Veteranen zu wenig berücksichtigen.³⁰ Zwar hatte man nach 1871 einen »Reichsinvalidenfonds« eingerichtet, der aber nur den Veteranen des deutsch-französischen Krieges, nicht der anderen »Einigungskriege« zugutekam. Die Forderungen der Veteranen wurden dank des 1894 gegründeten Leipziger *Verbands deutscher Kriegsveteranen* lauter. Zum 25. Jubiläum des deutsch-französischen Krieges kam es 1895 zu einer Ausweitung von Sozialleistungen auf ehemalige Kombattanten der Kriege von 1864 und 1866.

Die Massenmobilisierung von Männern im Zuge der »Einigungskriege« war aber bereits in den 1870ern zum Problem geworden, da sie zu zahlreichen Kriegsversehrungen mit Langzeitfolgen führte. Erwerbslosigkeit und Armut waren bei Veteranen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts keine Seltenheit. Bedenkt man, dass hunderttausende ehemalige Kombattanten im Kaiserreich lebten,³¹ war die Veteranenfrage schon rein

von Wuthenow und Stechlins Sohn Woldemar dienen in Eliteregimentern; sie sind attraktiv und ambitioniert, aber kriegsunerfahren. In *Cécile* gerät der junge Offizier a. D. Gordon, der nach dem Dienst in der Zivilgesellschaft Karriere macht, mit dem Kriegshelden St. Arnaud in Konflikt; Effi Briests Neigung gilt nicht dem Veteranen Innstetten, sondern eigentlich ihrem Vetter Dagobert, Leutnant im Regiment Alexander.³⁶

Damit stehen sich bei Fontane zwei Formen des militarisierten Adels gegenüber. Entscheidend ist dabei, dass seine Romane beide Gruppen anders semantisieren als es im öffentlichen Diskurs üblich war. Die jungen Offiziere verkörpern die Zukunft, hegen eine Vorliebe für philosophische und technische Innovationen, denken international. Die Veteranen dagegen stehen für herkömmliche Formen des Soldatischen und geben in Gesellschaft gerne Kriegsanekdoten zum Besten. Sie sind es, die durch ihre Erzählungen vergangene Kriegserfahrungen im kollektiven Gedächtnis halten. Redselige Veteranen wie Generalmajor Bamme in *Vor dem Sturm* und Schulze Kluckhuhn im *Stechlin* sind bei Fontane topisch. Bereits in der frühen Novelle *Zwei Post-Stationen*, die er kurz nach seinem einjährigen Militärdienst schrieb, erzählt ein alter Veteran und Postillon während einer Postkutschenfahrt durch die kaschubische Provinz unentwegt von den Befreiungskriegen. Auch hier werden Veteranentum und technischer Fortschritt gegenübergestellt. Das »Eisenbahn-Netz«, das der Erzähler zu Beginn des Textes als »großartigste[] Erfindung unsrer Tage« preist,³⁷ bleibt in der Novelle unsichtbar. Die Postkutsche des Veteranen, der seine Ankunft mit einer ausrangierten Kavallerie-Trompete ankündigt, umfährt buchstäblich die moderne Infrastruktur. Als der Ich-Erzähler schließlich ein Zugticket nach Berlin kauft, endet der Text.³⁸

Die Veteranen stehen nicht nur für das narrative Gedächtnis des Krieges, sondern auch für den Versuch, herkömmliche soziale Ordnungen militärisch zu stabilisieren und so vorhersehbar zu halten. Nicht umsonst haben altgediente Soldaten bei Fontane eine Vorliebe für Karten und Schlachtpläne.³⁹ In *Vor dem Sturm* hängen im Arbeitszimmer des Landjunkers und Veteranen Berndt von Vitzewitz »Spezialkarten von Rußland«, auf denen »rothe Punkte[] und Linien« die Rückzugsbewegungen des napoleonischen Heeres verzeichnen.⁴⁰ Der Kampf gegen Napoleon erfolgt für Berndt im Namen der alteingesessenen preußischen Landjunker. In *Schach von Wuthenow* beugt sich der König, als er den Protagonisten anweist, Victoire zu heiraten und die soziale Ordnung zu wahren, über »Pläne der Austerlitzer Schlacht«.⁴¹

Besonders deutlich wird die Differenz von alter Militär-Ordnung und technisch-zivilisatorischem Fortschritt in *Cécile*. Der Veteran St. Arnaud, der eine »Karten-Passion«⁴² hat, trifft mit Gordon auf einen Konkurrenten, der seit seinem Ausscheiden aus dem Militärdienst als Zivilingenieur arbeitet, durch die Welt reist und Kabel verlegt. Gordon wirbt um St. Arnolds

schöne Frau Cécile, es kommt zum Duell. Wichtiger als dessen Ausgang ist Céciles Vorstellung, es werde womöglich als »Wettritt neben dem Eisenbahnzuge« ausgetragen.⁴³ Auch wenn in diesem Fall die alte Ordnung siegt – St. Arnaud erschießt Gordon – so ändert dies nichts daran, dass das Neue längst in die Gesellschaft Einzug gehalten hat. Der fortschrittliche Pastor Lorentzen bringt es in *Der Stechlin* im Gespräch mit Melusine auf den Punkt:

Was einmal Fortschritt war, ist längst Rückschritt geworden. Aus der modernen Geschichte, der eigentlichen, der lesenswerten, verschwinden die Bataillen und die Bataillone (trotzdem sie sich beständig vermehren) und wenn sie nicht selbst verschwinden, so schwindet doch das Interesse daran. [...] An ihre Stelle treten Erfinder und Entdecker, und James Watt und Siemens bedeuten uns mehr als du Guesclin und Bayard. Das Heldische hat nicht direkt abgewirtschaftet und wird noch lange nicht abgewirtschaftet haben, aber sein Kurs hat nun mal seine besondere Höhe verloren [...].⁴⁴

Die Veteranen als Vertreter der alten Ordnung werden mit Revolutionen des Verkehrs und der Kommunikationstechnik konfrontiert, die eine Neudefinition des Militärischen erfordern. Als die liberale und fortschrittsbegeisterte Melusine mit Rittmeister Woldemar an der Spree entlanggeht und angeregt mit ihm plaudert, werden beide Zeugen eines Feuerwerkes, das historische preußische Schlachten mit ihrem »Knattern« und »Kanonenschläge[n]« nachahmt.⁴⁵ Melusine erschreckt sich nicht, sondern beginnt von den Möglichkeiten zukünftiger Kriegsführung zu schwärmen, imaginiert »Luftschifferschlachten«, »Torpedoboote, Tunnel unter dem Meere«.⁴⁶ In diesem Sinne entwerfen Fontanes Texte, allen voran *Der Stechlin*, einen neuen Soldaten-Typus, der besser zur vernetzten Welt der Moderne passt als die Veteranen der »Einigungskriege«. Man könne heute, so ein junger Offizier im *Stechlin*, keine Karriere in der Armee machen, ohne mindestens drei Sprachen zu sprechen.⁴⁷ Die Veteranen mit ihrem Ehrencodex und ihrem Festhalten an herkömmlichen Strukturen müssen mit diesen jungen, zukunftsorientierten Offizieren Kompromisse eingehen – das ist der gesellschaftspolitische Sinn des Figuren-Arrangements von Fontanes *Stechlin*.

Fontane, so ließe sich zusammenfassen, reflektiert in seinen Romanen den sozialen Konflikt zwischen Veteranen und jungen Offizieren im Kaiserreich, gibt ihm aber eine andere, zukunftsgerichtete Deutung. Seine Texte stellen in Aussicht, dass die bellizistische Idee des Kriegshelden – die Fontane in seinen Preußen-Liedern noch gepflegt hatte – eines Tages durch den sozialen und technischen Fortschritt abgelöst und in neue Formen des Militärischen überführt werden wird.⁴⁸ Wenige Jahre nachdem die Veteranen-Frage Mitte der 1890er-Jahre politisch befriedet wird, imaginiert sein *Stechlin* eine friedliche Stabsübergabe von altgedienten Kämpfern an junge, moderne Offiziere.

Auch Raabes Erzählungen zeigen großes Interesse an der Figur des Veteranen, beleuchten aber einen anderen Aspekt. Sie machen die soziale Realität der zahlreichen Kriegsversehrten und Kriegsrückkehrer des Kaiserreichs und damit eine weitere Facette der damaligen Diskussion in der Öffentlichkeit sichtbar. Anders als bei Fontane entstammen Raabes Veteranen den mittleren und unteren Gesellschaftsschichten. Die im deutsch-französischen Krieg spielenden Novellen *Deutscher Adel* und *Villa Schönow* teilen mit der Berliner Gaststätte »Butzemanns Keller« einen gemeinsamen Handlungsraum, in dem sich nachts Kriegsinvaliden und andere sozial Marginalisierte sammeln.⁴⁹ Und auch in *Die Innerste* gibt es mit der »Buschmühle« einen Ort, in dem sich Veteranen unter »Strolche, Halunken und Vagabunden« mischen.⁵⁰

Besondere Aufmerksamkeit widmet Raabe der Heimkehr aus dem Krieg und der Frage, wie die Gesellschaft mit den Verletzungen und Traumata der Veteranen umgeht. In *Villa Schönow* stirbt der Maurergeselle Ludwig Amelung an den Folgen seiner im deutsch-französischen Krieg erlittenen Verwundung.⁵¹ *Deutscher Adel* zeigt, welche Folgen ein Kriegseinsatz für ein Mitglied des Kleinbürgertums haben konnte: Zuerst soll Ulrich Schenks Hund gepfändet werden,⁵² dann wird er an der Schulter verwundet und in ein überfülltes schwäbisches Lazarett transportiert. Allein der Zuwendung seiner Mutter und seiner Freunde ist es zu verdanken, dass er überlebt und schließlich seinen Platz in der Nachkriegsgesellschaft findet. Anders ergeht es den Veteranen in *Die Innerste*. Albrecht von Bodenhagens Heimkehr aus dem Siebenjährigen Krieg beantwortet sein Vater damit, dass er ihn als »Vagabonde« und »Landläufer« beleidigt und mit einem spanischen Rohrstock verprügelt.⁵³ Auch wenn Albrecht nicht verwundet wurde, ist er seit dem Krieg depressiv, wird immer wieder von Erinnerungen an die »Trommeln«, »Trompeten« und »Schüsse« eingeholt⁵⁴ und spielt mit dem Gedanken, sich im Fluss zu ertränken: »Der Krieg hat mich kaputt gemacht.«⁵⁵ Sein ehemaliger Kompagnon Jochen Brandt dagegen hat im Krieg einen Arm verloren⁵⁶ und vagabundiert seitdem durch den Harz, wo er sich mit anderen Außenseitern verbündet. Die Verachtung, mit der die Veteranen in ihrer Heimat konfrontiert werden, ist so allgegenwärtig wie ihr sozialer Abstieg. Die entscheidende Frage ist in *Die Innerste* nicht, wie in Fontanes Romanen, ihr Verhältnis zu jungen, aufstrebenden Offizieren, sondern ob es ihnen gelingt, sich zu solidarisieren und gemeinsam zu kämpfen.

Damit stellt sich Raabes Erzählung gegen die harmonischen Bilder, die deutsche Medien während des deutsch-französischen Krieges von der Lage der verwundeten Soldaten transportierten. Eine besondere Rolle spielte dabei das Weihnachtsfest des Jahres 1870. In der Heimat konnten die zurückgebliebenen Eltern, Ehefrauen und Freunde den Eindruck gewinnen, dass die Soldaten während der Belagerung von Paris ein idyllisches Weihnachten feierten. Wie eine zu Beginn des Jahres 1871 in der *Gartenlaube* publi-

zierte Graphik suggeriert (Abb. 3), kümmerte man sich im Hauptquartier in Versailles unter dem Schutz eines »deutsche[n] Weihnachtsbaum[s]« liebevoll um die Verwundeten. Das Bild passt zur offiziellen Propaganda, die das Weihnachtsfest nutzte, um Armee und Heimat als einzige große Familie zu präsentieren. In Versailles besuchte der König persönlich das Krankenlager, die Verwundeten erhielten, wie viele deutsche Besatzungssoldaten in Frankreich, eine Bescherung.⁵⁷

Auch Raabe schildert in *Die Innerste* ein Weihnachtsfest, an dem die Veteranen Albrecht und Jochen teilnehmen. Es verläuft allerdings anders, als es das harmonisierende Bild der deutschen Kriegsgemeinschaft in der *Gartenlaube* suggeriert. Die kleine Gruppe, die sich bei Raabe in einer Mühle um den Tannenbaum versammelt hat, wird von marodierenden Soldaten überfallen.⁵⁸ Es kommt zum blutigen Kampf, bei dem Jochen tödlich verwundet wird. Entscheidend ist, dass es nicht feindliche Truppen sind, die die Mühle angreifen, sondern Soldaten sämtlicher am Siebenjährigen Krieg beteiligter Heere. Es ist nicht der Feind, sondern der Krieg selbst, der das deutsche Weihnachtsfest zerstört.⁵⁹



Abb. 3: »Der deutsche Weihnachtsbaum in den Ruhmeshallen von Versailles. Nach der Natur aufgenommen von Otto Günther.« In: »Die Gartenlaube«, 1871, Nr. 7, S. 109
© Gemeinfrei

5. Spuk und Gewalt: Historische Sedimente des Krieges

Die literarische Reflexion des Verhältnisses von Militär und Gesellschaft wäre nicht möglich, wenn Fontane und Raabe in ihre Texte nicht historische Subtexte einfügen würden. Das Zusammenspiel von Geschichte, Krieg und Nation war nicht nur im bellizistischen Diskurs, sondern auch in der Belletristik des Kaiserreichs üblich. Dies zeigen erfolgreiche Romanzyklen wie Felix Dahns *Ein Kampf um Rom* (1876) und Gustav Freytags *Die Ahnen* (1872–1880). Letzterer verspricht, wie Walter Erhart festhält, den Lesern »nationale Kontinuität« im »Spiegel der germanischen Ahnenwelt«. Er zeige »den neuen Gründern, wie sich familiale und kriegerische Männlichkeit in Deutschland schon immer einträchtig verbinden ließen.«⁶⁰

Auch die Figuren Fontanes und Raabes bewegen sich in einer Gesellschaft, die ohne die Tiefenschicht vergangener Ereignisse nicht denkbar scheint. Bei Fontane erschließen sich die Protagonisten während ihrer Ausflüge und Spaziergänge die preußische Geschichte und machen sie so als Kriegsgeschichte lesbar.⁶¹ Dies trifft auf die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* ebenso zu⁶² wie auf die fiktionalen Texte. In den Schlössern, Kirchen, Häusern und Wohnungen der Romane hängen Bilder vergangener Schlachten, stehen Denkmäler von Kriegshelden. Auch in der Landschaft sind diese Erinnerungen gespeichert, worauf der Historiker und Privatgelehrte die Touristengruppe in *Cécile* während ihrer Harzwanderung aufmerksam macht.⁶³ Die folgende Passage aus *Vor dem Sturm* zeigt dies eindrücklich: Die Protagonisten wandern durch die Landschaft des Oderbruchs und erblicken das Dorf Oetscher in der Ferne:

»Oetscher! Ich habe nie den Namen gehört.«

»Und doch spielt er in unserer Geschichte mit. Zwei Meilen südlich liegt Kunersdorf, wo Kleist fiel [...]. Hierher, auf Oetscher zu, zogen sich an jenem furchtbaren Augusttage die zu Kompagnien zusammengesetzten Regimenter, Schiffbrücken wurden geschlagen, und angesichts der Stelle, wo wir jetzt stehen, gingen die Trümmer über den Strom.«⁶⁴

Parallel hierzu verstärkte sich nach 1871 in der Geschichtsschreibung des Kaiserreichs die bellizistische Tendenz.⁶⁵ Die Zahl der Publikationen zum deutsch-französischen Krieg und der Reichsgründung war in den 1870er- und 1880er-Jahren enorm. Besonders einflussreich waren die borussischen Historiographen Heinrich von Treitschkes und Leopold Rankes, die die Gründung des deutschen Staates aus dem Geist des Krieges affirmierten und ihm ein weltpolitisches Telos einscrieben. Für Treitschke konnte das Volk nur im Krieg zu sich selbst kommen, nur der Krieg mache einen Staat zu einem starken Nationalstaat.⁶⁶ Ranke fügte das bellizistische Narrativ in die Geschichte der letzten Jahrhunderte ein und sah den seit dem 17. Jahr-

hundert wirkenden deutsch-französischen Kriegsantagonismus mit dem Jahr 1871 an sein Ende gekommen.

Als »kollektiven Bezugspunkt«⁶⁷ machte die nationalistische Historiographie des Kaiserreichs das Symboldatum 1813 aus, das die Wende im Kampf gegen Frankreich gebracht habe. Bei Ausbruch des Krieges im Jahr 1870 hieß es, Preußen müsse sich wie damals gegen die Aggressionen eines Napoleon zur Wehr setzen, wie damals sei Deutschland der Angegriffene. Eine These, die auch die Presse häufig wiederholte.⁶⁸ Nicht zufällig liest in Raabes *Deutscher Adel* die bürgerliche Soldatenmutter, während ihr Sohn in Frankreich kämpft, Droysens Darstellung der preußischen Helden der Befreiungskriege.⁶⁹ Auf den ersten Blick beteiligt sich auch Fontane mit seinem Debüt *Vor dem Sturm* an diesem Unternehmen, legt er doch unmittelbar nach der Publikation seiner militärgeschichtlichen Darstellung des Krieges gegen Frankreich einen Roman zu den Anfängen der Befreiungskriege vor. So ganz will der Text aber nicht in den Bellizismus der Zeit passen. Die kriegserische Vergangenheit Preußens verwandelt sich in ihm in Spuk⁷⁰ und Aberglauben, geistert auf unheimliche Weise durch das Geschehen. Es gibt den in der Kirche stehenden Majorsstuhl, der von einem Blutfleck gezeichnet ist und damit die Erinnerung an die Brutalität des Siebenjährigen Krieges aufrecht hält.⁷¹ Und es gibt den Geist des Ahnen Matthias von Vitzewitz, der als Folge der Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges seinen Bruder erschlug und nun angeblich durch die Scheune des Herrenhauses spukt.⁷² Solche Transformationen der Kriegsgeschichte ins Unheimliche sind in Fontanes Prosa keine Seltenheit. In *Schach von Wuthenow* treffen die Protagonisten auf ihrer Spazierfahrt nach Tempelhof in der Kirche auf das Steinbild eines Reiteroberst, der dort angeblich seit dem Dreißigjährigen Krieg als Geist »gepoltert« habe.⁷³

Fontane bedient mit seinen historisierenden Erzähltexten nicht einfach nur den Publikumsgeschmack der Zeit, sondern setzt sich mit der bellizistischen Geschichtsschreibung des Kaiserreichs auseinander. Die preußischen Kriege der Vergangenheit erscheinen nicht als stabilisierendes Fundament, sondern als Element der Verunsicherung, das nicht einfach in das Wissen von der Geschichte integriert werden kann. Zugleich ließen sich aus Fontanes historisierender Darstellung Anspielungen auf aktuelle politische Debatten herauslesen. In *Vor dem Sturm* schenkt er der in den Befreiungskriegen gegründeten Landwehr und damit der von den 1848ern propagierten Idee der »Volksarmee« noch einmal einen letzten, nostalgischen Auftritt. Eine solche Massenmobilisierung von unten war aber nach der Heeresreform der 1860er-Jahre längst obsolet. Die bürokratisch organisierte Mobilisierung von oben unter der Führung Moltkes hatte 1870 perfekt funktioniert – die Landwehr der Veteranen in *Vor dem Sturm* ist militärisch dann auch den französischen Truppen unterlegen.⁷⁴

Auf andere Art setzte Raabe, exzellenter Kenner der Geschichtswissenschaft seiner Zeit, einen Kontrapunkt zur herrschenden Historiographie des Kaiserreichs. Dies hat die Forschung bereits herausgearbeitet⁷⁵ und dabei auch vereinzelt auf das Thema der Kriegsdarstellung verwiesen.⁷⁶ Während des Krieges zwischen Preußen und Österreich im Jahr 1866 schrieb Raabe seine Novelle *Im Siegeskranze*, die noch im selben Jahr publiziert und bis zum Ende des Jahrhunderts mehrmals neu aufgelegt wurde. Der Text ließ die für den preußischen Bellizismus zentrale Idee vom Heldentod fürs Vaterland fragwürdig erscheinen. Er erzählt von einer jungen Frau, deren Bräutigam sich 1813 einer Miliz anschließen will und daraufhin von den französischen Besatzern hingerichtet wird; die junge Frau verfällt dem Wahnsinn.⁷⁷ Nach der Reichsgründung widmet sich Raabe dann in den Erzählungen *Die Innerste* und *Das Odfeld* dem Siebenjährigen Krieg und damit einem weiteren zentralen Ereignis der nationalistisch-heroischen Geschichtsdarstellungen. Die Abreise Wilhelm I. zu den Truppen im Jahr 1870 und seine Rückkehr nach Berlin 1871 inszenierte die Propaganda im Stil des friderizianischen Feldherrenkönigtums.⁷⁸ Da die borussische Historiographie den Siebenjährigen Krieg als Staatsbildungskrieg deutete,⁷⁹ lag es nahe, eine Analogie zum deutsch-französischen Krieg zu ziehen. Vom Bild des Krieges als notwendig aus der Geschichte resultierenden Akt der Gemeinschaftsstiftung und Staatsgründung ist ein Text wie *Das Odfeld* jedoch denkbar weit entfernt. Der Siebenjährige Krieg erscheint hier als Wiederkehr der ewig gleichen, von den Römern bis Friedrich II. sich hinziehenden »weltgeschichtlichen Katzbalgereien«,⁸⁰ im Zentrum stehen nicht preußische Heldentaten, sondern die Gewalt- und Fluchterfahrungen einer Gruppe von Außenseitern. Diese Gewalterfahrungen bezieht Raabe in der Erzählung *Die Innerste*, an der er drei Jahre nach der Reichsgründung zu arbeiten beginnt, direkt auf die Vorbilder Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Der König führe den Siebenjährigen Krieg, so der prügelnde Vater Christian, »um der ganzen Welt zu zeigen, daß die Rute immer noch hinter dem Spiegel stecke«.⁸¹

Raabes düstere Darstellung der Zeit des Siebenjährigen Krieges stellt in *Die Innerste* zugleich einen Konnex zwischen Krieg und Naturzerstörung her. Die Innerste ist der Name eines Flusses, der im Harz entspringt und bei Hildesheim in die Leine mündet. Sie habe, so der Erzähler, durch den Eingriff des Menschen schweren Schaden genommen. Die Bergwerke des Harzes tun ihr »alle erdenkliche Schmach an«, verschmutzten sie durch ihre Abfälle, so dass die Innerste heute »heimtückisch« und »blutdürstig« geworden sei.⁸² Der Müller Christian, dessen Mühle an der Innersten liegt, opfert ihr deshalb am Ende des Jahres ein schwarzes Huhn. Er gibt aber noch eine andere Begründung des feindseligen Charakters des Flusses, nämlich den Dreißigjährigen Krieg:

Sie sagen, seit der Schlacht bei Lutter am Barenberge, allwo der General Tilly und der König von Dänemark aneinander waren, hat sich alles geheime Volk in Wasser, Wald und Luft hier in der Gegend mit dem Menschen überworfen.⁸³

Bei genauerer Lektüre stellt man fest, dass sich die beiden Begründungen nicht widersprechen. Kriegsführung bedeutet immer auch Naturzerstörung. Um die Truppen über den Winter mit Brandholz zu versorgen, roden Preußen und Österreicher den Torgauer Wald; das Militär profitiert von den in den Harz-Bergwerken produzierten Rohstoffen. Geschickt verknüpft Raabe die Geschichte der preußischen Kriege mit der Geschichte der Naturzerstörung und fügt damit der Kritik an der bellizistischen Historiographie seiner Zeit ein weiteres Element hinzu.

Der blutdürstige Charakter des Flusses findet sich in der Figur der Nixe Doris personifiziert. Mit ihr überführt Raabe die romantische Kritik an der Moderne in eine Kritik des Krieges. Doris ist keine sanfte Flussnixe, sondern wie die Innerste wild und gewalttätig. Sie verbündet sich mit Vagabunden und Marodeuren, um sich für das ihr angetane Unrecht zu rächen. Für sie, so der Veteran Jochen, gibt es »keine Zuflucht als die Lagerkameadschaft, der Krieg mit der Welt bis aufs Messer und was dranhängt an dem Kriege!« Sie passe am besten »auf ein Schlachtfeld«. ⁸⁴ Dennoch fleht er sie an, die Mühle seines Freundes Albrecht zu verschonen: »habe Sie ein Einsehen und Erbarmen und führe Sie nicht Krieg, wo es nicht vonnöten ist.« ⁸⁵ Die kriegerische Nixe hat jedoch kein Einsehen. Sie stachelt die Marodeure an, am Weihnachtsabend die Mühle Albrechts zu überfallen, kommt dann aber bei den Kämpfen ums Leben. Damit hat sich aber die historisch verbürgte Verbindung von Naturzerstörung und Gewalt nicht erledigt. Heute, heißt es am Schluss der Erzählung lapidar, sei die Innerste »reguliert«, dennoch verlange sie »dann und wann wohl ein Lebendiges zum Fraß«. ⁸⁶

6. Schluss: Das »Real-Geheimnisvolle« des Krieges

Wie der Beitrag zeigen konnte, ist die Auseinandersetzung mit den Folgen von Krieg und Militarismus für die deutsche Gesellschaft ein autoren- und werkübergreifendes Phänomen realistischer Literatur. Zwischen den Kriegsdarstellungen Fontanes und Raabes gibt es strukturelle Parallelen. Die Semantisierung des Krieges in ihren Erzähltexten zeugt von einer unterschwelligen Kritik am deutschen Bellizismus des späten 19. Jahrhunderts. Obwohl sie die Reichsgründung befürworteten, bewahrten sie nach 1871 kritische Distanz und blieben im Gegensatz zu Autoren wie Gustav Freytag oder Felix Dahn skeptisch gegenüber Heroismus und nationalem

Pathos. Fontane beklagte in den 1880er-Jahren in seinen Briefen an Georg Friedlaender die Militarisierung zu Zeiten des Wilhelminismus, Raabe die »Anmaßung« und den »Größenwahn«, der sich in Deutschland breitmache.⁸⁷ Entsprechend konfrontierte ihre Nachkriegsliteratur nationale Gründungsmythen mit konkreten sozialen Verhältnissen und entwarf ein Geschichtsbild, das demjenigen bellizistischer Historiker zuwiderlief.

Die Parallelen in der Kriegsdarstellung sind bis ins Detail nachzuvollziehen. Sowohl Fontane als auch Raabe stellen Veteranen-Figuren ins Zentrum ihrer Texte und erzählen mit Hilfe romantischer Topoi von den Gewalterfahrungen der Vergangenheit. Jedoch gehen sie dabei unterschiedlich vor: Fontane experimentiert mit der Figur des progressiven Offiziers, der die von Veteranen repräsentierte militaristische Struktur des Kaiserreiches zu liberalisieren verspricht, hält jedoch den Bezug zur kriegerischen Vorgeschichte immer gegenwärtig. Dagegen formulieren die Erzählungen Raabes, mit Ausnahme von *Deutscher Adel*, eine grundsätzliche Kritik des borussischen Bellizismus, indem sie die Verletzungen, die der Krieg Soldaten der unteren Schichten und der Natur zufügt, lesbar machen. Während Fontanes Texte zeigen, dass der nationalliberale Teil der Bevölkerung der Dominanz konservativer Militärs skeptisch gegenüberstand, ohne den Militärstand per se abzulehnen, wird Raabe in den 1870er-Jahren zum Anti-kriegs-Schriftsteller.

Die Befunde dieses Beitrags ließen sich in einem nächsten Schritt anhand angrenzender Erzählwerke weiter kontextualisieren. Zu fragen wäre, wie sich Fontanes und Raabes Darstellung der deutschen Kriegsgesellschaft zur populären realistischen Erzählprosa von Autoren wie Levin Schücking, Friedrich Spielhagen oder George Hittl verhält, die sich ebenfalls historischen und zeitgenössischen Kriegen widmet und in den Zeitschriften der Zeit große Verbreitung fand. Darüber hinaus wäre ein Bogen zum europäischen Realismus zu schlagen,⁸⁸ entwirft doch schon Tolstoi in *Krieg und Frieden* ein Erzählmodell, das die Wechselwirkung zwischen Schlachtgeschehen und Kriegsgesellschaft in den Blick nimmt und damit die soziale Verarbeitung kollektiver Gewalt ins Zentrum der Darstellung rückt.

Neben der literaturhistorischen öffnet die Analyse realistischer Kriegsprosa eine systematische Perspektive auf die Darstellungsverfahren des Realismus.⁸⁹ Sie soll hier zumindest kurz angedeutet werden. Die häufig diskutierte und zuletzt von Moritz Baßler aktualisierte Frage, wie sich in den Texten des poetischen Realismus metonymische Verfahren der »Anschaulichkeit« und metaphorische Verfahren der »Verklärung« zueinander verhalten, erhält durch die Beschreibung von Kriegsgesellschaften eine neue Dimension. Die vorliegende Untersuchung hat gezeigt, dass Fontane und Raabe genau in jenen Momenten auf jenseits der sozialen Realität liegende Codes zurückgreifen, wenn es um den Krieg als Ereignis kollektiver

Gewalt geht: der Spuk bei Fontane, die Flussnixe bei Raabe. Man kann dieses »real-geheimnisvolle«⁹⁰ Verfahren mit Baßler als typische Aporie des Spätrealismus begreifen. In seiner Deutung von *Die Innerste* betont er, dass die romantische Figur der Flussnixe zwar auf die Brutalisierung der Natur durch den Krieg verweisen soll, eine solch kausale und diegetische Erklärung die Radikalität des metaphorischen Verfahrens aber verkenne.⁹¹ Eine andere Deutungsmöglichkeit ließe sich daran anschließen: Das Verfahren der romantischen Metaphorisierung bzw. poetischen »Entrückung« verweist darauf, dass Fontane und Raabe literarische Techniken der realistischen Anschaulichkeit in Bezug auf die Darstellung kollektiver Kriegsgewalt für ungeeignet halten. Realistisch lässt sich nur von den Kriegsfolgen erzählen, nicht vom Krieg selbst.

Geht man jedoch davon aus, dass bereits Tolstoi in den 1860er-Jahren realistische Verfahren der Schlachtbeschreibung entwickelt, die dann von naturalistischen Autoren wie Zola (*La Débâcle*) weitergeführt werden, muss der Grund für Fontanes und Raabes Metaphorisierung des Krieges woanders liegen. Tatsächlich hat der Vergleich mit den bellizistischen Diskursen und militaristischen Praktiken gezeigt, dass die Erzähltexte beider Autoren gerade in ihrer Metaphorik auf das bellizistische Bild- und Geschichtsprogramm ihrer Zeit reagieren und den Lesern eine Art literarischer Korrektur bieten. In dieser Perspektive versteckt sich das »Poetische« von Fontanes und Raabes Realismus nicht vor der sozialen Wirklichkeit ihrer Zeit, sondern bleibt an sie gebunden.

Anmerkungen

- 1 Das Foto erschien erstmals im November 1896 in der *Berliner Illustrierten Zeitung*. Zu seiner sorgfältigen Inszenierung vgl. die Analysen von Petra S. McGillen: *The Fontane Workshop. Manufacturing Realism in the Age of Industrial Print*. New York u. a. 2019, S. 1–3 und Bodo Plachta: *Arbeitszimmer und Schreibtische*. Hannover 2021, S. 173–180.
- 2 Das Dossier findet sich in *Fontane Blätter* 111 (2021), S. 29–172. Zur Diskussion in den Folgeheften siehe Frank Becker: *Fontane im Felde – und im Kontext der Kriegsberichterstattung seiner Zeit: Reisen, Medien und Deutungen*. In: *Fontane Blätter* 112 (2021), S. 22–36; Claudia Stockinger: »[F]ür ›geschlossene Bilder und Schilderungen‹ hat man in dem sehr wilden Feldleben selten Muße«. Die »Gartenlaube« im Krieg. In: *Fontane Blätter* 112 (2021), S. 37–64; Charlotte Anke: »[A]ber etwas abweichend«. Eine Untersuchung der ersten französischen Übersetzung von Fontanes »Kriegsgefangen« durch Jean Thorel: »Souvenirs d'un prisonnier de guerre allemand en 1870«. In: *Fontane Blätter* 116 (2023), S. 48–83; Iwan-Michelangelo D'Aprile: *Algerien in Spandau, Germanen in Paraguay. Georg Friedlaenders »Aus den Kriegstagen 1870« und die Folgen*. In: *Fontane Blätter* 116 (2023), S. 84–105. Grundlegend zum Thema: John Osborne: *Theodor Fontane. Vor den Romanen. Krieg und Kunst*. Göttingen 1999; Gerhard Friedrich: *Fontanes preußische Welt. Armee – Dynastie – Staat*. Herford 1988. Aktualisiert werden die Erkenntnisse der Biographie Friedrichs durch die dem Kriegsschriftsteller Fontane gewidmeten Passagen bei Regina Dieterle: *Theodor Fontane. Eine Biografie*. München 2018, S. 457–534 und Iwan-Michelangelo D'Aprile: *Theodor Fontane. Ein Jahrhundert in Bewegung*. Reinbek bei Hamburg 2018, S. 227–279.

3 Theodor Fontane: *Aus den Tagen der Okkupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871*. Berlin 2000, S. 95.

4 Ebd., S. 96. Zur historischen Kontextualisierung von Fontanes Arbeit als Kriegsreporter siehe Becker, wie Anm. 2.

5 Vgl. Immanuel Kant: *Gesammelte Schriften. Akademie-Ausgabe*. I. Abt., Bd. 5. *Kritik der praktischen Vernunft. Kritik der Urtheilskraft*. Berlin 1913, S. 263.

6 Manuel Köppen: *Das Entsetzen des Beobachters. Krieg und Medien im 19. und 20. Jahrhundert*. Heidelberg 2005, S. 23–27.

7 Fontane, wie Anm. 3, S. 68.

8 Vgl. Richard Sharpley, Philip R. Stone (Hrsg.): *The darker side of travel. The theory and practice of dark tourism*. Bristol 2009; Malcolm Foley, John J. Lennon (Hrsg.): *Dark Tourism. The attraction of death and disaster*. London 2000; A.V. Seaton: *Guided by the dark. From thanatopsis to thanatourism*. In: *International Journal of Heritage Studies* 2 (1996), H. 4, S. 234–244.

9 Vgl. hierzu Jan Volker Röhnert: *Selbstbehauptung. Autobiographisches Schreiben vom Krieg bei Goethe, Heine, Fontane, Benn, Jünger, Handke*. Frankfurt/M. 2014, S. 160–243; Uwe Hebekus: *Klios Medien. Die Geschichtskultur des 19. Jahrhunderts in der historischen Historie und bei Theodor Fontane*. Tübingen 2003, S. 117–177; Lothar Köhn: *Die Schrecken des Modernen. Fontanes Begründung realistischer Erzählprosa: Aus den Tagen der Okkupation (1871)*. In: *DVjs* 70 (1996), S. 610–643.

10 Theodor Fontane: *Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871*. Berlin 1873–1876. Die Forschung hat immer wieder betont, dass sich Fontane in diesem Buch einer Stil-Mischung bedient, die auch literarische Erzähltechniken einschließt. Vgl. Rolf Parr: *Fontanes Kriegsbücher. Genre-Mix zwischen allen Stühlen oder spezifische Position im Feld der Kriegsschriften seiner Zeit?* In: *Fontane Blätter* 111 (2021), S. 142–156 sowie Osborne, wie Anm. 2; Hubertus Fischer: *Fontanes Kriege. Facetten und Formen*. In: Galili Şahar (Hrsg.): *Deutsche Offiziere. Militarismus und die Akteure der Gewalt*. Göttingen 2016, S. 63–88; Christian Grawe: *Von Krieg und Kriegsgeschrei: Fontanes Kriegsdarstellungen im Kontext*. In: Bettina Plett (Hrsg.): *Theodor Fontane. Neue Wege der Forschung*. Darmstadt 2007, S. 66–78; Elke Sander: *Theodor Fontane als Kriegshistoriker zwischen Droysen und Delbrück*. In: *Fontane Blätter* 58 (1994), S. 125–136.

11 Theodor Fontane: *Brief an Emilie Fontane vom 17.8.1882*. In: GBA Briefe. Bd. 3. *Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles. Der Ehebriefwechsel 1873–1898*. 1998, S. 278–280, hier S. 279. Jan Röhnert hat darauf aufmerksam gemacht, dass Fontane mit dem »70 er Kriegsbusche« nicht allein seine historische Abhandlung über den deutsch-französischen Krieg, sondern auch den Reisebericht *Aus den Tagen der Occupation* und die autobiographische Schrift *Kriegsgefangen* bezeichnet. Vgl. Röhnert, wie Anm. 9, S. 163.

12 Wilhelm Raabe: *Deutscher Adel*. In: *Sämtliche Werke*. 2. Aufl. Hrsg. von Karl Hoppe, Jost Schillermeit. Bd. 13. Göttingen 1977, S. 171–327, hier S. 200.

13 Dies betont auch Dirk Götsche: *Zeitreflexion und Zeitkritik im Werk Wilhelm Raabes*. Würzburg 2000, S. 130–132. Ernst Stöckmann hält ebenfalls fest, dass Raabes Kriegs-

erzählungen die Unmenschlichkeit des Krieges nicht als Ereignis-, sondern als Erlebnisgeschichte der betroffenen Subjekte zur Darstellung bringen. Vgl. Ernst Stöckmann: *Der erzählte Krieg als Sinnkritik der Weltgeschichte. Zur Ästhetik des betroffenen Subjekts in Raabes Kriegserzählungen der mittleren Zeit*. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2009, S. 82–99, hier S. 89.

14 Raabe, wie Anm. 12, S. 182.

15 Ebd., S. 191. Der französische General Bazaine fand sich 1870 mit seiner Armee in Metz von deutschen Truppen umstellt und versuchte sich immer wieder an glücklosen Ausbrüchen.

16 Ebd., S. 220.

17 Ebd., S. 242.

18 Ebd., S. 283.

19 Jörn Leonhard: *Bellizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten 1750–1914*. München 2008, S. 579 f.

20 Ebd., S. 601 f.

21 Ebd., S. 746 f. Leonhard bezieht sich hier auf die einflussreiche Biographie Moltkes von Max Jähns, die 15 Jahre nach Moltkes Tod erschien.

22 Siehe Jakob Vogel: *Nationen im Gleichschritt. Der Kult der »Nation in Waffen« in Deutschland und Frankreich 1871–1914*. Göttingen 1997; Ders.: *Military, Folklore, Eigensinn. Folkloric Militarism in Germany and France, 1871–1914*. In: *Central European History* 33 (2000), H. 4, S. 487–504. Das ambivalente Verhältnis der Sozialdemokratie und der Arbeitervereine zu bellizistischen Festen betont Frank Becker: *Synthetischer Militarismus. Die*

Einigungskriege und der Stellenwert des Militärischen in der deutschen Gesellschaft. In: Michael Epkenhans, Gerhard P. Groß (Hrsg.): *Das Militär und der Aufbruch in die Moderne 1860 bis 1890. Armee, Marine und der Wandel von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft in Europa, den USA und Japan.* München 2003, S. 125–141, hier S. 137.

23 Leonhard, wie Anm. 19, S. 603.

24 Vgl. Ute Frevert: *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland.* München 2001, S. 91–95, 182–186.

25 Becker, wie Anm. 22, S. 130.

26 Helmuth von Moltke: *Zwei Redeentwürfe für den Norddeutschen Reichstag, 1. Jahreshälfte 1868*, in: Reinhard Stumpf (Hrsg.): *Kriegstheorie und Kriegsgeschichte. Carl von Clausewitz. Helmuth von Moltke.* Frankfurt/M. 1993, S. 463–470, hier S. 464. Zur Verzahnung von Militär und Zivilgesellschaft im Kaiserreich siehe Frevert, wie Anm. 24, S. 271–301.

27 Becker, wie Anm. 22, S. 136 f.

28 Voraussetzung für die Verkürzung des Militärdienstes war das Abitur bzw. das Studium an einer Universität. Fontane machte davon Gebrauch, obwohl er kein Abitur hatte – Pharmazie konnte man in Preußen mit einer abgeschlossenen fünfjährigen Apotheker-Lehre studieren. Da er jedoch nur vier Jahre absolviert hatte, als er einberufen wurde, fälschte sein Vater kurzerhand Dokumente. Vgl. D'Aprile, wie Anm. 2, S. 109–114.

29 Die Figur des Veteranen ist noch wenig untersucht. Die Ausnahme ist Achim Hölterers Studie zu den Kriegsinvaliden in der Literatur, vgl. Achim Hölter: *Die Invaliden. Die vergessene Geschichte der*

Kriegskrüppel in der europäischen Literatur bis zum 19. Jahrhundert. Stuttgart 1995.

30 Jakob Vogel: *Der Undank der Nation. Die Veteranen der Einigungskriege und die Debatte um ihren »Ehrensold« im Kaiserreich.* In: *Militärgeschichtliche Zeitschrift* 60 (2001), H. 2, S. 343–366, hier S. 350–352.

31 Vgl. ebd., S. 344: Zu den genauen Zahlen gibt es nur wenig Quellen, wobei die Angaben davon abhängen, wer als Veteran gilt und wer nicht. Offizielle Angaben schwanken sehr stark. Da die Kriegervereine jedoch angaben, über 350.000 ehemalige Kriegsteilnehmer in ihren Reihen zu haben, dürfte die Zahl auf jeden Fall im sechsstelligen Bereich gelegen haben.

32 Ebd., S. 345.

33 Ebd., S. 353–357.

34 Ebd., S. 357 f.

35 Daran knüpft die für Fontane spezifische Darstellung moderner Männlichkeit an, die Walter Erhart am Beispiel von *Vor dem Sturm*, *Schach von Wuthenow* und *Der Stechlin* herausgearbeitet hat: Die jungen Männer Lewin, Schach und Woldemar zeichnen sich in der Romanhandlung durch »unmännliche« Eigenschaften wie Sensibilität und Schwärmerei aus – im Gegensatz zu Veteranen-Vätern wie Berndt und Dubslav. Die jungen Männer müssen erst in einer Art »rite de passage« zu Familienmännern werden, die in der Lage sind, den Namen ihrer Väter weiterzugeben. Ein prekäres Unternehmen, das auch, siehe *Schach von Wuthenow*, scheitern kann. Vgl. Walter Erhart: *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit.* München 2001, S. 172–208.

36 Fontane greift mit diesen Figuren topische Darstellungen des Offiziers in der Literatur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts auf, entwickelt sie aber auch weiter. Vgl. hierzu, mit weiteren Beispielen aus *Irrungen, Wirrungen* und *Die Poggenpuhls* Verena Stindl: *Ein Bild von einem Mann. Österreichische und deutsche Offiziere in der Literatur. Eine Studie zum Klischee in erzählender Prosa*. Würzburg 2014, S. 71–80.

37 Theodor Fontane: *Zwei Post-Stationen*. In: GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 18. *Frühe Erzählungen*. 2002, S. 41–59, hier: S. 41.

38 Ebd., S. 59.

39 Damit reflektiert Fontane in seiner Prosa eine mediale Darstellungsform, derer er sich in seinen historischen Kriegsbüchern ausgiebig bedient hat. Seine Rekonstruktion der »Einigungskriege« orientiert sich an militärischen Schlachtplänen und zeichnet minutiös die Truppenbewegungen beider Seiten nach. Etwa im Fall der Entscheidungsschlacht von Sedan und der berühmten Rechtschwenkung der deutschen Armee, durch die die französischen Truppen MacMahons eingekreist wurden. Vgl. Theodor Fontane: *Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871*. I. Band: *Der Krieg gegen das Kaiserreich*. Berlin 1873, S. 413–420.

40 GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 1. *Vor dem Sturm. Erster und Zweiter Band*. 2011, S. 37.

41 GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 6. *Schach von Wuthenow*. 1997, S. 137.

42 GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 9: *Cécile*. 2000, S. 68. Dass der »kontrollierend überschauende« Blick St. Arnauds sich nicht nur in seiner Vorliebe für Karten und Pläne, sondern auch für Panoramen verwirklicht, zeigt Nora Hoffmann: *Photographie, Malerei und visuelle*

Wahrnehmung bei Theodor Fontane. Berlin, Boston 2011, S. 190–194. St. Arnauds Blick sei ein »militärisch geprägter »Herrschaftsblick«« (ebd., S. 191).

43 Ebd., S. 210.

44 GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 17. *Der Stechlin*. 2001, S. 323.

45 Ebd., S. 182.

46 Ebd., S. 183.

47 Ebd., S. 251.

48 Vgl. zu dieser Abkehr von der Heroik der *Preußen-Lieder* in Fontanes Erzähltexten aktuell Marius Reisener: *Heldentum*. In: Rolf Parr u. a. (Hrsg.): *Theodor-Fontane-Handbuch*. Berlin 2023, S. 1193–1199. Dass auch die Reisefeuilletons der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* im Lauf der Zeit diesen Wandel vollziehen, betont Michael Gratzke: *Blut und Feuer. Heldentum bei Lessing, Kleist, Fontane, Jünger und Heiner Müller*. Würzburg 2011, S. 94.

49 Raabe, wie Anm. 12, S. 290, 296 f.; Wilhelm Raabe: *Villa Schönow*. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 15. Göttingen 1979, S. 389–571, hier S. 544–549.

50 Wilhelm Raabe: *Die Innerste*. In: *Sämtliche Werke*. 2. Aufl. Bd. 12. Göttingen 1969, S. 101–196, hier S. 171.

51 Raabe: *Villa Schönow*, wie Anm. 49, S. 395–438.

52 Raabe, wie Anm. 12, S. 191.

53 Raabe, wie Anm. 50, S. 114 f.

54 Ebd., S. 121.

55 Ebd., S. 125 f.

56 Ebd., S. 122.

57 Vgl. Frank Becker: *Bilder von Krieg und Nation. Die Einigungskriege in der bürgerlichen Öffentlichkeit Deutschlands 1864–1913*. München 2001, S. 167–170.

58 Raabe, wie Anm. 50, S. 187–193.

59 Vgl. hierzu Lynne Tatlock: *Resonant Violence in »Die Innerste« and the Rupture of the German Idyll after 1871*. In: Dirk Göttsche, Florian Krobb (Hrsg.): *Wilhelm Raabe. Global Themes – international Perspectives*. London 2009, S. 126–137, hier S. 129.

60 Erhart, wie Anm. 35, S. 151.

61 Cornelia Zumbusch hat jüngst darauf aufmerksam gemacht und detailliert gezeigt, wie stark die Idee der ›Vorgeschichte‹ die Struktur von Fontanes Romanen prägt. Vgl. Cornelia Zumbusch: *Was keine Geschichte ist. Vorgeschichte und Literatur im 19. Jahrhundert*. Berlin, Heidelberg 2021, S. 215–281.

62 Schon der erste Band der *Wanderungen* eröffnet mit der Schilderung Wustraus und des preußischen Kriegshelden Hans-Joachim von Zieten. Vgl. GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 1. *Die Grafschaft Ruppın*. 1994, S. 13–23.

63 GBA *Cécile*, wie Anm. 42, S. 77–117.

64 GBA *Vor dem Sturm*. *Erster und Zweiter Band*, S. 234 f.

65 Zum Folgenden Leonhard, wie Anm. 19, S. 761–764.

66 Bereits in seiner Deutung des Krieges von 1866 ging Treitschke davon aus, dass die Gründung und Erneuerung einer Nation nur erfolgreich sein könne, wenn der Staat in den Krieg ziehe. Belege

hierfür seien der amerikanische Bürgerkrieg und der italienische Unabhängigkeitskrieg. Leonhard, wie Anm. 19, S. 608.

67 Ebd., S. 623.

68 Becker, wie Anm. 22, S. 135.

69 Raabe, wie Anm. 12, S. 185.

70 Dass das für Fontanes Romane wichtige Motiv des Spuks bislang nur unzureichend untersucht ist, betont Christian Begemann: *Spuk*. In: Parr u. a. (Hrsg.): *Theodor-Fontane-Handbuch* (Anm. 48), S. 1061–1070, hier S. 1062 f. Begemanns These, dass der Spuk auf die »soziale Realität von Relikten einer überlebten Gesellschaftsform« zeugt (ebd., S. 1065 f.), übersieht die Verbindung zwischen Spuk und Krieg, die auf zeitgenössische Erfahrungen verweist.

71 GBA *Vor dem Sturm*. *Erster und Zweiter Band*, wie Anm. 40, S. 44.

72 Ebd., S. 22–24.

73 GBA *Schach von Wuthenow*, wie Anm. 41, S. 42.

74 GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 2. *Vor dem Sturm*. *Dritter und Vierter Band*. 2011, S. 403–434.

75 Vgl. Dagmar Paulus: *Abgesang auf den Helden. Geschichte und Gedächtnispolitik in Wilhelm Raabes historischem Erzählen*. Würzburg 2014; Ralf Simon: *Geschichtsverlauf und Subjektgenese. Zu einem Deutungsmuster romantischer Geschichtsphilosophie und der realistischen Korrektur bei Raabe (Im Siegeskranze, Horacker)*. In: Dirk Göttsche, Nicholas Saul (Hrsg.): *Realism and romanticism in German literature/ Realismus und Romantik in der deutschsprachigen Literatur*. Bielefeld 2013, S. 395–425;

Ders.: *Raabes literarische Historik*. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2009, S. 7–21.

76 Wie Dirk Göttsche in seinem Überblicksartikel betont, wendet sich Raabes Erzählen gegen »geschichtssophische Sinnzuschreibungen« und entwirft stattdessen eine Geschichte der Gewalt. Dirk Göttsche: *Raabes Realismusverständnis*. In: D.G., Florian Krobb, Rolf Parr (Hrsg.): *Raabe-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart 2016, S. 16–21, hier S. 19. Am Beispiel von Raabes Novelle *Else von der Tanne* (1865) zeigt Stöckmann, wie Anm. 13, ausführlich die Verbindung von Kriegserzählung und Geschichtskonzept. Als dem Historismus entgegengesetzte, anthropologisch konnotierte »Triebgeschichte« deutet Raabes Kriegsdarstellungen Julia Bertschik: *Maulwurfsarchäologie. Zum Verhältnis von Geschichte und Anthropologie in Wilhelm Raabes historischen Erzähltexten*. Berlin 1995.

77 Dass Raabe mit seinen historischen Novellen und Romanen immer auch der zeitgenössischen Politik den Spiegel vorhält, hebt Nicholas Saul hervor. Das Entstehungsdatum von *Im Siegeskranze* falle nicht zufällig mit dem deutsch-österreichischen Krieg zusammen, zeige die Erzählung doch den »Betrug von Deutschen durch Deutsche«. Vier Jahre später schreibe Raabe dann kurz vor der Reichsgründung die tragische historische Erzählung *Des Reiches Krone*. Vgl. Nicholas Saul: *Raabes Geschichte(n). Realismus, Erzählen, Historie, Prähistorie*. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2009, S. 22–39, hier S. 24. Zum Verhältnis von Zeitroman und Historismus bei Raabe grundlegend Göttsche, wie Anm. 13; Uwe Vormweg: *Wilhelm Raabe. Die historischen Romane und Erzählungen*. Paderborn 1993.

78 Leonhard, wie Anm. 19, S. 624.

79 Ebd., S. 764.

80 Wilhelm Raabe: *Das Odfeld*. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 17. Göttingen 1966, S. 5–220, hier S. 8.

81 Raabe, wie Anm. 50, S. 115, 119.

82 Ebd., S. 104.

83 Ebd., S. 109.

84 Ebd., S. 165.

85 Ebd., S. 167.

86 Ebd., S. 195.

87 Michelangelo-D'Aprile, wie Anm. 2, S. 373; Wilhelm Raabe: *Sämtliche Werke. Ergänzungsband 2: Briefe*. Göttingen 1975, S. 183. Dass Raabes Befürwortung der Reichsgründung von Skepsis begleitet war, zeigt Eckhardt Meyer-Krentler: »Gibt es nicht Völker, in denen vergessen zu werden eine Ehre ist?« *Raabe and German Unification*. In: Walter Pape (Hrsg.): *1870/71–1989/90. German unifications and the change of literary discourse*. Berlin, New York 1993, S. 144–168.

88 Einen ersten Versuch in diese Richtung unternimmt Gerhard Neumann: *Theodor Fontane. Romankunst als Gespräch*. Freiburg/ Br. 2011, S. 21–47. Wichtige Hinweise gibt, mit Blick auf Balzac, Stendhal und Tolstoi, Anders Engberg-Pedersen: *Empire of Chance. The Napoleonic Wars and the Disorder of Things*. Cambridge, London 2015.

89 Dieser Frage ist die Forschung bislang kaum nachgegangen; Ausnahmen bilden gleichwohl die Aufsätze von Stöckmann, wie Anm. 13, und Köhn, wie Anm. 9, die sich dem spannungsvollen

Verhältnis von bellizistischer Historik und realistischer Poetik bei Raabe bzw. der Abgrenzung des Realisten Fontanes zu den Kriegsschrecken der Moderne widmen, sowie die Monographie von Hebekus: *Klios Medien*, wie Anm. 9, die in Fontanes Kriegsbüchern der 1870er-Jahre eine Erprobung realistischer Geschichts- und Gedächtnisprogrammatik erkennt (ebd., S. 176 f.).

90 Raabe, wie Anm. 50, S. 106.

91 Moritz Baßler: *Metaphern des Realismus – realistische Metaphern. Wilhelm Raabes »Die Innerste«*. In: Benjamin Specht (Hrsg.): *Epoche und Metapher. Systematik und Geschichte kultureller Bildlichkeit*. Berlin 2014, S. 219–231, hier S. 231. Vgl. ausführlich: Ders.: *Deutsche Erzählprosa 1850–1950. Eine Geschichte literarischer Verfahren*. Berlin 2015, S. 33–111.

Alter im Recht: Altersangaben in Fontanes *Der Stechlin*

Charlotte Rathjen

Angekündigt, proklamiert und immer wieder als solcher zitiert, wurde *Der Stechlin* als ein *politischer Roman* etikettiert. Zunächst schrieb Fontane am 21. Dezember 1895 in einem Brief an Paul Schlenther: »Ich bin bei zwei letzten Kapiteln eines kleinen *politischen* (!) Romans, den ich noch vor Weihnachten beenden möchte.«¹ Ein halbes Jahr später wiederholte er diese Gattungsbezeichnung in einem Brief an Carl Robert Lessing, den Eigentümer der *Vossischen Zeitung*: »Im Winter habe ich einen politischen Roman geschrieben (Gegenüberstellung von Adel, wie er bei uns sein *sollte* und wie er *ist*). Dieser Roman heißt: »*Der Stechlin*«.«² Das Werk ist tatsächlich von politischen Reflexionen, Allusionen und gesellschaftspolitischen Fragestellungen durchdrungen. Es versucht, die vielfältigen gesellschaftlichen Umbruchsituationen und neuartigen Kräfteverhältnisse der Wilhelminischen Zeit einzufangen, wobei ein besonderes Augenmerk auf Fragen nach der Konstituierung und Legitimierung von Herrschaft – illustriert am Adel und seinem Führungsanspruch bzw. -verlust – liegt. In ausufernden Konversationszenen wird mehr oder weniger das gesellschaftspolitische Leben und dessen Kippmomente auf der Schwelle zur Moderne verhandelt, konkret diskutiert und stellvertretend an dem altersgeschichteten Figurenensemble vorgeführt. Die Probleme, die die Veränderungen zum Ende des 19. Jahrhunderts mit sich bringen, werden in umfangreichen dialogischen Szenen umkreist. Damit stellt sich das *Politische* des Romans subtil als Aushandlungsprozess der tiefgreifenden Transformationsprozesse dar, die nahezu sämtliche Lebensbereiche betreffen. Ordnungsvorstellungen, Normen und Konventionen, insbesondere das Recht und seine spezifische Ordnungsleistung, bestimmen das gesellschaftskritische Themenspektrum des Romans und das handlungsarme Geschehen. Vor dem Hintergrund übergeordneter Verzeitlichungs- und Verrechtlichungsprozesse ist das Recht als Ordnungsmuster für das gesellschaftliche Zusammenleben besonders relevant. Der folgende Beitrag versteht sich als ein Annäherungsversuch, der zunächst im Allgemeinen das Verhältnis von Recht und gesellschaftlicher Ordnung an-

hand der Kategorie des Alters bei Theodor Fontane zu sondieren bemüht ist. Im Besonderen geht es um den Zusammenhang zwischen der rechtlichen Regelungsfülle und der zunehmenden gesellschaftlichen Relevanz des Alters sowie seiner Ausdifferenzierung in Jahreszahlen und darum, wie sich dieser Zusammenhang vor der Folie sozialer, kulturhistorischer und gesellschaftspolitischer Wandlungsprozesse im 19. Jahrhundert hergestellt hat. Dabei wird der Annahme gefolgt, dass kulturhistorisch das Recht als einer der maßgeblichen Beschleunigungsfaktoren den notwendigen Rahmen für eine differenzierte Funktionalisierung des Alters gebildet hat und somit in einem erheblichen Umfang zur Genese der numerisch-kalendarischen Gliederung des menschlichen Lebens beigetragen hat. Pflichten und Rechte wurden mit einer exakten Altersangabe verbunden; Verhaltenserwartungen und Rollenzuschreibungen wurden mit einer spezifischen Alterszahl verknüpft. Durch die rechtlichen Leitplanken wird das genaue Alter zu einem Anknüpfungspunkt für vielfältige Regelungen sowie Weisungen neben Vorstellungen und Denkmustern, die allesamt das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft langfristig organisieren.

Am *Stechlin* wird im Folgenden untersucht, inwiefern Fontane die elementaren Verrechtlichungstendenzen subtil in den numerischen Altersangaben literarisch verarbeitet hat und welche weiteren Bedeutungsebenen mit diesen numerischen Altersangaben, d. h. Altersangaben in Form einer exakten Zahl, verbunden sind. Hierbei wird das Recht nicht im juristischen Sinne, sondern der Anteil des Rechts an der Etablierung des numerischen Alters und seiner Funktionalisierung im Allgemeinen beleuchtet. Im Mittelpunkt des Beitrages stehen die numerischen Altersangaben als Elemente einer stabilen Ordnungsleistung, wobei die Altersstruktur im *Stechlin* prinzipiell als Garant sozialer Ordnung gelten kann. Zugleich werden an den numerischen Altersangaben jedoch auch konfliktreiche soziale Situationen und Unrechtsverhältnisse evident, die im Nachvollzug der Kritik auf eben solche Umwertungsprozesse deuten, die Fontane aufzusuchen bemüht ist.

Im Folgenden geschieht dies in einem Dreischritt: Zunächst mit einem engeren Fokus auf Fontanes Rechtsverständnis und den gegenwärtigen, wenn auch schmalen Forschungsstand zur Rechtsthematik bei Fontane (1.), daran schließt ein kursorischer kulturhistorischer Blick auf den Zusammenhang von Recht und kalendarischem Alter an (2.), bevor zum Schluss ausgewählte numerische Altersangaben aus *Der Stechlin*³ auf ihre Bedeutungen und Funktionen befragt werden (3.).

1. Fontane und das Recht

In Fontanes Gesamtwerk und dessen Rezeption nimmt der Themenkomplex Recht eine weitaus weniger prägende Stellung ein als andere Aspekte. Selten geht es dezidiert um zeitgenössische Rechtsbegriffe, polizeiliche Ermittlungsverfahren, juristische Normen oder rechtstheoretische Reflexionen. Bekanntermaßen war Fontane auch kein Dichterjurist wie etwa Hebbel, Storm oder Uhland – um nur einige zu nennen. Auch die wissenschaftlichen Studien zum Recht sind in der sonst so üppigen Forschungslandschaft überschaubar. Dieser Befund scheint darauf hinzudeuten, dass Fontane gewisse Vorbehalte gegenüber der Sphäre des Juridischen hegte. Zumindest drückt sich darin nicht gerade eine hingebungsvolle Neigung aus, die man von einem gesellschaftspolitischen und thematisch facettenreichen Autor, wie Fontane es war, durchaus erwarten würde. Doch damit lässt sich das Thema Recht bei Fontane nicht beschließen. Journalistische Beiträge und Briefe zeugen davon, dass Fontane eine Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Fällen und historischen Justizskandalen wie etwa das Strafverfahren gegen den Maler Gustav Graef⁴, die Katte-Tragödie⁵ und die Dreyfus-Affäre⁶ nicht scheute. Sie belegen ein Interesse an der Dimension des Rechts, obschon sich daran keine eingehenderen rechtstheoretischen Reflexionen anschließen. Überhaupt wäre es vorschnell geurteilt, von einer völligen Abwesenheit von Rechtsfragen zu sprechen, da Rechtsnormen und Elemente zeitgenössischen Rechts bzw. des zeitgenössischen Rechtsdenkens in Fontanes literarischem Werk durchaus berührt werden. Dies gilt allen anderen Werken voran für die Kriminalerzählungen *Grete Minde*, *Ellerklipp*, *Unterm Birnbaum* und *Quitt*. Jedoch bleibt Fontanes Rechtsverständnis definitorisch unbestimmt: Mal wird es als geltendes Gesetz, mal als Rechtsprechung, dann als Gewohnheitsrecht und Rechtsgefühl inszeniert. Im weitesten Sinne können auch jene Werke Fontanes angeführt werden, die sich mit gesellschaftlichen Normen, sittlichen Rechtsbrüchen und individuellem Rechtsgefühl befassen wie etwa *Unwiederbringlich*, *Effi Briest*, *L'Adultera*, *Schach von Wuthenow* und *Cécile*.⁷ All diese Texte behandeln solche sozialen Konstellationen – Ehebrüche, Duelle und Suizide –, die auf spezifischen gesellschaftlichen Normen aufbauen und mit jenen in einen Konflikt geraten. Es geht selten darum, einen versöhnlichen Ausweg aus den dilemmatischen Situationen zu weisen. Vielmehr dient die lancierte Kollision von geltendem Rechtssystem und Gerechtigkeitssinn als Folie für eine kritische Schau von Gesellschaft und ihren Ordnungsvorstellungen.

Bislang ist die gesellschaftspolitische Ebene der Erforschung der Rechtsthematik bei Fontane von zwei Gesichtspunkten her bestimmt: Zum einen konzentriert sie sich auf den Kausalzusammenhang von Schuld und Sühne⁸ bzw. in einer stärkeren juristischen Formulierung auf den Zusammenhang von Verbrechen und Strafe und zum anderen auf das Verhältnis

von Gerechtigkeitssinn und positivem Recht, d.h. der Konstruktion der poetischen Gerechtigkeit.⁹ In diesem Spannungsfeld positioniert Fontane zu meist ein vulnerables Individuum und sein Vergehen, das sich als Symptom einer krisenanfälligen Gesellschaft erweist und rückt so die »Wechselbeziehung von individuellem Werdegang und gesellschaftlichen Strukturen«¹⁰ in den Fokus seiner Texte. Mit der Verschiebung von der Tat auf den Täter bzw. die Täterin werden die Entwicklung des Individuums,¹¹ dessen Beweggründe, seelische Disposition und kritische Selbstschau verstärkt eruiert – allerdings wird der Täter bzw. die Täterin nicht aus der Verantwortung entlassen. Die sozialkritische und täterzentrierte Perspektivierung ist in der Forschung mehrfach herausgestellt worden.¹² Zudem hat die jüngere Fontane-Forschung das Widerstandsrecht bei *Grete Minde* vor dem Hintergrund der Unrechtserfahrung und individuellen Rechtsautonomie und im Roman *Vor dem Sturm* das Staatswiderstandsrecht debattiert.¹³

Fontanes Auseinandersetzung mit dem Recht erfolgt dementsprechend nicht primär entlang formal-juristischer Fragestellungen. Die Rechtsthematik kann bei Fontane nur dahingehend hinreichend erschlossen werden, wenn man sie auf Fontanes enormes Interesse an einer – wie es Gerhard Sprenger formuliert – »auf die menschliche Lebenswelt bezogenen Ordnung«¹⁴ bezieht. Damit wird auf eine Ordnung abgehoben, die sich in Formen des menschlichen Miteinanders, der Alltagswelt und des individuellen Lebens spiegelt und die sich kaum ohne Normen und Gesetze konstituieren und verstetigen ließe. Die Rechtswirklichkeit geht als ein wesentlicher Teil in der Lebenswirklichkeit auf, sie wirkt als Orientierungsrahmen weitreichend in die Lebensgestaltung und Alltagsplanung. Sodann erscheint das Recht bei Fontane vor dem Hintergrund der Normen des positiven Rechts in seiner sozialen Ordnungsleistung bestimmt. In dieser erweiterten Sicht wird das Recht bei Fontane in diesem Beitrag als ein funktionales, vermitteltes Ordnungsprinzip perspektiviert, das die Organisation, aber auch die Krisenanfälligkeit einer Gesellschaftsverfassung anzeigt und diskutabel macht. Folglich ist das Recht daher weniger als spezifisches Thema oder Begriff relevant, denn als Strukturkategorie. Es geht mit anderen Worten um »übergreifende Sinn- und Geltungsstrukturen«¹⁵, in denen das Recht eine gesellschaftsorganisierende, -regulierende und kontrollierende Funktion einnimmt und »als Erzeugungs- und Ordnungsgrundlage für Praktiken [,] Vorstellungen«¹⁶ und soziale Positionen dient. In der nachfolgenden Analyse wird jene spezifische Ordnungsleistung des Rechts fokussiert, die sich im Zuge der weitreichenden Strukturtransformation im 19. Jahrhundert zu Teilen entlang kalendarischer Altersangaben stiftet.

Die gesellschaftspolitische und -strukturierende Dimension des Rechts ermöglicht es Fontane, auf die Problemkonstellationen der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts einzugehen und dies in einer Phase zunehmender gesellschaftlicher Verrechtlichungsprozesse, die durch rechtsförmige Regulun-

gen und Reformen, die Entstehung des Rechts- und Verfassungsstaates und die Erfindung der »rationalen« Staatsbürokratie gekennzeichnet sind.¹⁷ Im *Stechlin* spielt überdies der Zusammenhang von Gesellschaftsordnung und Altersordnung eine entscheidende Rolle. Der gesellschaftliche Wandel ist verbunden mit einem Generationswechsel, wie der Blick auf die Altersstruktur des Figurenpersonals zeigt. Nicht der Reifungsprozess eines Einzelnen steht im Fokus, sondern das gesamtgesellschaftliche Kräfteverhältnis,¹⁸ welches die Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten des Einzelnen präfiguriert. Die komplexe gesamtgesellschaftliche »Krisensituation« wird dabei vorrangig am Schicksal einer Familie präsentiert, die sich im Zeichen radikaler Umwälzungen mit neuen Konventionen und Normen konfrontiert sieht. Peter Hohendahl ordnet den *Stechlin* deshalb auch als einen Standesroman ein, der weniger durch die heldenhafte Geschichte eines Individuums gekennzeichnet ist als durch die Konstellationen der Stände bzw. Klassen und die damit zusammenhängenden Wert- und Ordnungsvorstellungen.¹⁹ In der Darstellung von rivalisierenden Ständen bzw. Klassen geht es Fontane überwiegend um moralische Fragen, d. h. welche Werte für die Entwicklung einer Gesellschaft förderlich sind. *Der Stechlin* behandelt eine in die Sinnkrise geratene Welt, die der Neubestimmung dessen bedarf, was künftig gelten sollte und was nicht.²⁰ Dabei werden sowohl das »Alte«, d. h. der Wilhelminische Obrigkeitsstaat und dessen drei feste Säulen, Kirche, Armee und Adel, wie auch das »Neue«, die Globalisierung und Kommerzialisierung der Welt,²¹ kritisch reflektiert. Denn der *Stechlin* präsentiert den offenkundigen Wandel gerade nicht als einen Fortschrittsdünkel, bei dem die alten Werte lediglich durch neue überschrieben werden. Vielmehr zeichnet sich der Roman durch eine Suchbewegung nach solchen Werten aus, die die kommende Welt zusammenhalten werden, und nach den geeigneten gesellschaftlichen Eliten, die für den Bestand einer souveränen Gesellschaftsform vonnöten sind.

2. Das altersgeschichtete Rechtssystem

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts nimmt das geltende Recht einen festen Platz als zentrale politische und gesellschaftliche Regelungsmacht des öffentlichen und privaten Lebens ein. Erste umfassende Gesetzeswerke werden verabschiedet: 1794 das Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten, 1804 der Code civil in den linksrheinischen deutschen Gebieten, 1871 gilt der Prozess der Konstitutionalisierung mit der Verfassung des Deutschen Reiches als abgeschlossen. Die Herausbildung des modernen Staates ist aufs Engste mit dem Ausbau des Verwaltungs- und Rechtsstaates verknüpft. Mit dem Übergang vom traditionellen zum rationalen Staat im 19. Jahrhundert war unweigerlich die Ausweitung der Staatstätigkeit

und der Aufbau von Bürokratien mit ihrer Zunahme von rechtsförmigen Regelungen und der quantitativen Entfaltung der Verwaltungsaufgaben verbunden, die sich ihrerseits auf unterschiedlichen Ebenen des politischen Lebens bemerkbar machten. Dabei knüpfen die staatlichen Bürokratien mit ihrem ausdifferenzierten Rechtssystem zunehmend an kalendarische Altersangaben an. Pflichten und Rechte werden entlang der numerischen Altersangaben innerhalb einer Gemeinschaft organisiert und für alle möglichst gleichermaßen verteilt.

Bereits im 16. Jahrhundert ist die prägende Paarung von Recht und Alter zu beobachten. So wird beispielsweise der Zugang zu Ämtern, zur Steuer- und Militärpflicht an eine bestimmte Altersgrenze gebunden,²² wenngleich die Genauigkeit von derart geforderten Altersangaben nicht allzu hoch bewertet werden darf. Das Interesse an der Kenntnis des genauen Alters war äußerst gering. Noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts geht man von einer notorischen Altersunkenntnis in den unteren Gesellschaftsschichten aus.²³ Das genaue Alter wurde größtenteils nicht gewusst, vielmehr wurde es geschätzt, beliebig aufgerundet oder gänzlich erfunden.²⁴ Erst im Übergang zur Moderne bürgerte sich allmählich im Zuge der statistischen Erfassung und systematischen Dokumentation des genauen Alters zunächst seitens der Kirche, dann der staatlichen Bürokratien die »neue Sitte der Altersangabe«²⁵ ein. Seither kennt das menschliche Leben einen mehr oder weniger eindeutigen Anfang, das Datum der Geburt, von dem aus es in Tagen, dann in Monaten und schließlich in Jahren gezählt wird. Das Lebensalter, angegeben in Form einer Zahl, gehört gegenwärtig zu einer der gängigsten und häufigsten Angaben der eigenen Person: Beim Arztbesuch, beim Kauf von Eintrittskarten, bei jedem Meldeformular, bei jeder Bewerbung und jedem Vertrag wird das Alter in Form des Geburtstages angegeben. Ständig teilen wir unser genaues Alter mit und geben es routiniert in diverse Programme ein. Dabei hat sich die Relevanz des numerischen Alters als feste soziale Kategorie erst allmählich in der Moderne gebildet und gefestigt. Die Signifikanz des Alters ist auf ein breites Spektrum neuzeitlicher Faktoren zurückzuführen. Besonders die Strukturtransformation im Übergang zur Moderne, d. h. die Freisetzung der Individuen aus ihren ständischen und lokalen Bindungen vormoderner Lebensformen,²⁶ macht das numerische Alter als Strukturkategorie notwendig. Jenen folgenschweren Prozess der Individualisierung im Zeichen übergreifender Demokratisierungsprozesse und sozialer Mobilität legt Fontane im *Stechlin* der Figur Lorenzen in den Mund:

Der Hauptgegensatz alles Modernen gegen das Alte besteht darin, daß die Menschen nicht mehr durch ihre Geburt auf den von ihnen einzunehmenden Platz gestellt werden. Sie haben jetzt die Freiheit, ihre Fähigkeiten nach allen Seiten hin und auf jedem Gebiete zu bestätigen.

Früher war man dreihundert Jahre lang ein Schloßherr oder ein Leinenweber; jetzt kann jeder Leinenweber eines Tages ein Schloßherr sein.²⁷ Das Vergesellschaftungsprogramm der Moderne setzt am Individuum als eigenständig konstituierte soziale Einheit an. Die Verzeitlichungsprozesse der Moderne führen dazu, dass das Alter sich von einem überwiegend kategorialen Status zu einer Lebensform wandelt, zu deren zentralen Strukturprinzipien der schematische Ablauf der Lebenszeit gehört. Mit anderen Worten: An die Stelle einer statischen Kategorie sozialer Zugehörigkeit ist eine überwiegend biografische, fluide Lebensform getreten,²⁸ die sich hauptsächlich am exakten Alter manifestiert und ausdifferenziert. Nun bedarf auch die lebenszeitlich geordnete Lebensform der Regelung und Regulierung – insbesondere da unter dem Zeichen der sozialen Mobilität einst unveränderliche lokale Bindungen weniger Steuerung und gesamtgesellschaftliche Planung und damit eine geringfügige Strukturierung lebensweltlicher Horizonte garantieren. Nicht mehr der Stand oder die Herkunft allein begründen Rechte und Pflichten, sondern die schlichte Jahreszahl wird zu einem zusätzlichen, tragenden Regelungs- und Steuerungsinstrument moderner Gesellschaften. Besonders im Code civil werden Rechtsnormen umfassend und mit weitreichenden Folgen an genaue Altersangaben gebunden. Zivil- und strafrechtliche Verantwortlichkeiten, dem Wahlrecht, erbrechtlichen Regelungen und der Wehrpflicht werden ein nüchternes Zahlzeichen an die Seite gestellt. Der menschliche Lebenslauf wird anhand dieser rechtlich kodierten Alterszäsuren zunehmend geformt und genormt. Der Code Napoléon schrieb die öffentliche Beurkundung des Geburtsdatums für seine Bürger und Bürgerinnen vor: »Declarations of birth shall be made, within three days after delivery, to the civil officer of the place: the child shall be shown to him.«²⁹ Damit war die Kenntnis des eigenen Alters nun nicht mehr ein herkunftsabhängiges Zufallsprodukt, sondern das Resultat staatlicher Bürokratien mit ihren Erfassungsorganen wie den ersten statistischen Bureaus und ihrem ausdifferenzierten rechtlichen Normenprogramm.

Das Verhältnis von Alter und Recht ist nicht nur dahingehend zu bestimmen, dass das Recht als übergeordnetes Regelungsinstrument schablonenhaft an das Alter angegliedert und geltend gemacht wird. Vielmehr haben die Verrechtlichung und normative Verdichtung ebenso einen Anteil an der Konstruktion des Alters. Sie sind an der Ausbildung und Etablierung der numerischen Altersangaben insofern beteiligt, als die Rechtsnormen Lebensphasen begrenzen und strukturieren, Lebensverlaufsmodelle formulieren und institutionalisieren sowie die Lebenszeit nach festen Abläufen koordinieren. »Das rechtliche determinierte Lebensalter weist uns zu jedem Zeitpunkt unseres Lebens eine soziale Rolle zu, formuliert Pflichten, Freiheiten, Schutzbestimmungen und Verhaltenserwartungen.«³⁰

Die miteinander verzahnten Prozesse der Verrechtlichung, Verzeitlichung und Individualisierung bilden das fruchtbare Umfeld für eine »Kultur der Chronologisierung des Lebenslaufes.«³¹ Daneben sind noch weitere Einflussfaktoren anzuführen, die die Präzisierung des Alters in Form einer Zahl bedingt haben, an dieser Stelle jedoch nur rudimentär angedeutet werden können. Der demografische Wandel, insbesondere der Rückgang der Mortalitätsrate und eine allgemein höhere Lebenserwartung, bildet ein basales Moment, von dem aus sich ein feingliedriges System von chronologischen Altersstufen herausbilden und funktional werden konnte. Diese fundamentale historische Veränderung der Altersstrukturen im Verlauf des langen 19. Jahrhunderts erforderte eine stärkere Ordnungsleistung durch den Staat, die gleichermaßen auf der Makro- wie auch Mikroebene vermittelnd ansetzt, d. h. die gesellschaftlichen Strukturen und die individuelle Entwicklung in Beziehung zueinander setzt. Das kalendarische Alter begleitet eine Person ihr gesamtes Leben und manövriert sie durch die Sozial- und Zeitstruktur. Nicht mehr eine relativ unveränderliche stabile Lebenslage eines Individuums verbürgt die soziale Ordnung, sondern ein regelhafter, antizipierbarer Lebenslauf und die Abfolge fester rechtlicher Altersstatus.³² In diesem Sinne befördert die engmaschige Struktur altersspezifischer Regelungen die Ausbildung der numerisch-kalendarischen Gliederung des menschlichen Lebens. Jedoch ist das numerische Alter in literarischen Texten nicht nur Anknüpfungspunkt für rechtliche Verordnungen – wie im Anschluss an textlichen Belegstellen deutlich werden wird.

3. Alter im Recht – *Der Stechlin*

Fontanes Roman *Der Stechlin* wurde zunächst über die Jahre 1897 und 1898 in der Zeitschrift *Ueber Land und Meer* publiziert. Die erste Buchausgabe erschien im Oktober 1898, kurz nachdem Fontane am 20. September 1898 im Alter von 78 Jahren verstorben war. Bereits produktions- und rezeptionsästhetische Altersbezüge zeugen von der Signifikanz des Alters für den Roman. *Der Stechlin* ist Fontanes letzter Roman, sein Alterswerk,³³ das als solches auch rezipiert wurde und wird. Die zeitgenössischen Rezensenten und Rezensentinnen erklärten den Roman zum Vermächtniswerk, in dem sich autobiografische Züge mit politischen Überlegungen kreuzten. Für Georg Lukács verband sich mit Fontanes betagtem Alter wie bei kaum einem anderen Autor sein künstlerisches Vermögen. Lukács zufolge begann Fontanes entscheidende Produktion mit dem sechzigsten Lebensjahr,³⁴ dementsprechend trägt das Kapitel in *Deutsche Realisten des 19. Jahrhunderts* auch den Namen *Der alte Fontane*. Auch die jüngere Forschung verfolgte neben sozialpolitischen, philosophischen und theologi-

schen Fragestellungen motiv- wie themenspezifische Ansätze wie etwa zum Alter, Tod und Sterben.³⁵ Überhaupt wurde der *Stechlin* als eine Sterbe- geschichte gelesen, die zusammen mit der sie überlagernden Heiratsgeschich- te für den Zusammenhang von alter und neuer Lebensart steht.³⁶

Es ist hervorzuheben, dass die Altersstruktur maßgebend für die illust- rierte gesellschaftliche Ordnung und den schmalen Handlungsgang ist. Die Lebensalter der jeweiligen Figuren verbinden sich vorzugsweise mit veral- teten bzw. neuen Lebensformen. Beispielsweise symbolisiert die 75-jährige Adelheid den alten, preußischen Adelsstand und denkt in eben jenen über- holten Auffassungen ihres Standes.³⁷ In dem gesamten Text finden sich ins- gesamt zweiundzwanzig numerische Altersangaben. Diese Zahlzeichen haben in Erzähltexten unterschiedliche Funktionsweisen und Bedeutun- gen. Sie fungieren in der Art einer verkürzenden Chiffre. So können sie beispielsweise Figuren spezifizieren, gesellschaftliche Ordnungsmuster wie Macht-, Abhängigkeits- und Verwandtschaftsbeziehungen veranschauli- chen, soziale Rollen zuschreiben und zeitliche Sinneinheiten im Text etab- lieren – um nur kurz anhand dieser groben Clusterbildung auf den Informa- tionswert und damit Mehrwert für die Textanalyse hinzudeuten.

Im Roman wird der Übergang von Altem zum Neuen am Generations- wechsel der alteingesessenen märkischen Adelsfamilie dargestellt, perso- nifiziert durch den 66-jährigen Gutsherrn Dubslav von Stechlin und seinem einzigen Nachkommen Woldemar von Stechlin. Die Sicherung von Genea- logie und Erbschaft ist für den *Stechlin* nicht unbedeutend, wenngleich Fontane den generationellen Diskurs stets in einen gesellschaftspolitischen Kontext stellt. Dadurch konstituiert sich das Konzept der Generation im *Stechlin* als Beschreibungsfolie von Zeit-, Gesellschafts- und Selbstverhält- nissen. Fontanes bekannte Losung über sein Alterswerk: »[z]um Schluß stirbt ein Alter und zwei Junge heiraten sich«, verweist nicht nur auf die natürliche Abfolge der Generationen, sondern mittelbar auch auf einen fol- genreichen Mentalitätswandel, auf die leitthematische Verhandlung von Altem und Neuem. Fragen nach der biologischen und ökonomischen Konti- nuität des Stechlin-Geschlechts spielen sodann auch in der ersten Begeg- nung von Vater und Sohn eine tragende Rolle. Es geht um die Heiratspläne des Sohnes und damit auch um erbrechtliche Regelungen, die leibliche Re- produktion und Futurisierung. Dubslav kritisiert Woldemars Zögerlichkeit mit einem Verweis auf sein Alter und kassiert damit eine scheinbar schon längst überfällige Schonfrist: »Du bist jetzt zweiunddreißig, oder doch bei- nah, da muß der mit der Fackel kommen, aber *du* fackelst.«³⁸ Zwar ist das Heiratsalter und damit verbunden die Gründung einer Familie für Männer nicht streng normiert, doch liegt es in einem gewissen zeitlichen Korridor und ist zudem durch streng konventionelle Vorstellungen gerahmt. Es strukturiert unweigerlich Woldemars Lebenslauf und seine Lebensphase als junger Erwachsener, obschon für ihn erst mit der vollzogenen Heirat

und dem Ableben des Vaters ein neuer Lebensabschnitt anbricht und ihm eine neue generationelle sowie soziale Rolle als Gutsherr von Stechlin zugeschrieben wird. Woldemars vorangeschrittenes Alter ist für Dubslav Anlass, ihn an seine familiären Pflichten als Erstgeborener und einziger Nachkomme zu erinnern, womit seinerseits Dubslav seinen elterlichen Pflichten nachkommt und die Verantwortlichkeiten im generationellen Gefüge allmählich auf den Sohn transferiert. Damit scheint auch die verwandtschaftliche Beziehung von Vater und Sohn in ihrer Familienfunktion näher aneinandergerückt, wenngleich die ermahnenden Worte des Vaters das altersbezogene Machtgefälle perpetuieren. Der Ablauf der individuellen Lebenszeit steht in einer unmittelbaren Beziehung zum Fortbestand des Adelsgeschlechts. An Woldemars Altersangabe von 31 Jahren – er ist erst *beinahe* 32 Jahre alt, d. h. sein Geburtstag naht – werden die Fragen der Zeitlichkeit auf individueller und generationeller Ebene verhandelt. Die persönlichen und endlichen Beweggründe werden durch die überindividuellen, auf Dauer gerichteten Ansprüche des brandenburgischen Adelsgeschlechts überlagert. Sein genaues Lebensalter gibt demzufolge nicht nur Aufschluss darüber, an welchem Lebensabschnittspunkt sich Woldemar als ein junger, alleinstehender Erwachsener und allseits beliebter Rittmeister befindet. Sein Alter positioniert ihn darüber hinaus auch innerhalb der adligen Geschlechterfolge. Die Verwandtschaftsordnung steht dabei in einem engen Zusammenhang zu einer bestimmten gesellschaftlichen Ordnung, die – den Ausgang der Erzählung im Blick – auf Kontinuitäten, aber auch Umbrüche verweist. So heiratet Woldemar ganz wie sein Vater ein »junge[s] blasse[s] Fräulein«³⁹ und nicht etwa die geistreiche und kapriziöse Melusine. Allerdings ist seine Zukünftige zu allem Unmut der strengkonservativen Tante nicht aus der heimischen Mark, sondern aus London und hat eine Schweizer Mutter. Die hier deutlich markierten Versatzstücke in der Erbfolge sind gewissermaßen durch die soziale Dynamik und den Wertewandel möglich. In Woldemars voranschreitendem Alter kulminieren diese existenziellen Fragen, wodurch die Alterszahl eines Individuums in einen überindividuellen Kontext gestellt wird, der bei Fontane, wie anfangs erwähnt, stets auf eine bestimmte Ordnungsleistung rekurriert, die ihrerseits mit der Sphäre des Rechtlichen verknüpft ist.

Mehrere numerische Altersangaben werden angeführt, wenn Graf Barby, ein Botschaftsrat von Mitte 60, als Figur in der Erzählung vorgestellt wird. In großen Zeitsprüngen wird dessen Lebensgeschichte entlang kalendarischer Altersangaben chronologisch bündig erzählt. Dabei sind die konkreten Alterszahlen Referenz- und Erinnerungspunkte, von denen aus sich Barbys Identität stiftet und Einzelereignisse in eine sinnvolle narrative Abfolge gebracht werden. Zunächst scheint er eine gewöhnliche Karriere als preußischer Offizier einzuschlagen, die mitunter gewisse Parallelen zu

Woldemars anfänglichem Lebensweg erkennen lässt – im Text heißt es paraphrasiert: 1830 geboren, kam er mit 12 Jahren auf die Ritterakademie, mit 18 Jahren in das Regiment Garde-du-Corps, mit 30 war er Rittmeister.⁴⁰ Diese mehr oder weniger normierte Biografie wird von einem Reitunfall unterbrochen, für die folgenden Lebensetappen liefert der Text bemerkenswerterweise keine expliziten altersspezifischen Angaben. Aus der zunächst noch relativ unpersönlichen Ereignisfolge wird durch unvorhersehbare Schicksalsschläge wie dem Tod der Gattin und der Scheidung Melusines eine individuelle Lebensgeschichte. Die Präzision der zahlenförmigen Altersangaben zu Beginn der biografischen Vorstellung korreliert in gewisser Weise mit der Normierung des Lebenslaufes eines preußischen Offiziers, d. h. es kommt zu einer stärkeren Profilierung einzelner Altersmarken als standardisierte Gliederungspunkte im Lebenslauf.⁴¹ Die Ereignisse, das Kalenderjahr und Zäsuren bilden die zeitlichen Dimensionen, in denen die Lebenszeit vorgestellt wird. Die numerischen Altersangaben ermöglichen aber nicht nur eine hochgradig zeitlich verdichtete Wiedergabe wesentlicher Lebensetappen. Überdies wirkt die Konstruktion standardisierter »Normallebensläufer« als übergeordneter Orientierungsrahmen in die Lebensplanung und Alltagswelt hinein. Der hier angedeutete standardisierte Lebenslauf – zumindest die Vorstellung, dass sich das Leben entlang von zeitlichen und sozialen Positionssequenzen ordnen und ausformulieren lässt – bedeutet zum einen die Regelung des Ablaufs des Lebens und damit Vorhersehbarkeit, zum anderen »die Strukturierung der lebensweltlichen Horizonte, auf die hin die Individuen sich orientieren und ihre Handlungen planen.«⁴²

Ein weiteres und letztes Analysebeispiel widmet sich besonders der geschlechterspezifischen Dimension des Alters. Zu Besuch bei Pfarrer Lorenzen erkundigt sich der Superintendent Koseleger nach dem Alter eines vorbeilaufenden Mädchens, der Nichte von Lorenzens Haushälterin.⁴³ Sie wird mit ihren 17 Jahren zum Gegenstand eines erotisierenden männlichen Blicks. Zunächst ist allerdings auf einen Umstand zu verweisen, der vor dem Hintergrund der skizzierten Wandlungsprozesse nicht unerheblich ist. Zur Identifizierung und Charakterisierung des Mädchens werden noch vor ihrem Namen ihr Alter und ihre Position im Haus abgefragt. Das präzise Alter ist demzufolge von entscheidender Bedeutung für die Markierung einer Person innerhalb eines hierarchisch organisierten Beziehungsfeldes. Gleichsam belegt die Frage nach dem konkreten Alter des Mädchens eindeutig das sexuelle Interesse des Superintendenten. Denn Koselegers Beurteilung des genannten Alters fällt wie folgt aus:

Siebzehn. Ach, Lorenzen, wie Sie zu beneiden sind. Immer solche Menschenblüte zu sehn. Und siebzehn, sagen Sie. Ja, das ist das Eigentliche. Sechzehn hat noch ein bißchen von der Eierschale, noch ein bißchen den

Einsegnungscharakter, und achtzehn ist schon wieder alltäglich. Achtzehn kann jeder sein. Aber siebzehn. Ein wunderbarer Mittelzustand. Und wie heißt sie?⁴⁴

Die Jahreszahl 17 wird kontrastierend durch das vorangegangene und nachfolgende Lebensjahr als ideales Übergangsalter, von Mädchen zu Frau und von Kind zu Erwachsenem, bestimmt. Letzteres markiert den Übergang zwischen zwei Lebensphasen, die sich an einer übergeordneten Zeitvorstellung orientieren. Die exakte Angabe liegt zwischen der jugendlichen Unreife und der damit angenommenen sexuellen Unschuld und der »gewöhnlichen Reife« von 18 Jahren. Offenkundig verbindet sich mit der exakten Altersangabe die Differenzkategorie Geschlecht. Die dargestellte Machtsymmetrie ist auf der Ebene des Alters wie auch des Geschlechts angesiedelt und hebt somit kategorisch auf zwei gesellschaftliche Ordnungsmuster ab. Beschrieben und gewissermaßen umzäunt wird also ein liminaler Zwischenzustand, der sich als erotischer Fluchtpunkt des männlichen Begehrens erweist. Auch wenn die Angabe nicht evident rechtlich determiniert ist, so scheint sie doch als eine Zäsur zwischen zwei gesellschaftlichen Lebensphasen und Zonen der Geschlechtlichkeit für die Strukturierung des Lebenslaufes wesentlich. Vor dem Hintergrund der erotischen Dimension äußert sich in ihr zudem ein gesellschaftliches Machtkalkül.

4. Fazit

Der vorliegende Beitrag zielte darauf, den vielgestaltigen Themenkomplex von Recht und Gesellschaft bei Fontane unter dem spezifischen und bislang kaum untersuchten Aspekt der Ordnungsleistung von Altersangaben zu beleuchten. Es sollte gezeigt werden, dass sich das ordnende und strukturierende Prinzip des Rechts entlang numerisch-kalendarischer Altersangaben stiftet. Über diese an einer übergeordneten Zeitvorstellung ausgerichteten jahreszahlenmäßigen Angaben wirkt das Recht als Erzeugungs- und Ordnungsgrundlage für eine Vielzahl von Handlungsprozessen und Denkmustern. Dabei verknüpft es die lebensweltlichen Horizonte der Individuen mit gesamtgesellschaftlichen Organisationsformen. Fontanes Rechtsverständnis bestimmt sich im allgemeinen Sinne als ein Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen, sei es zum Staat oder der Gesellschaft, eingebunden deren Regeln und Institutionen. Damit werden die innere Verfasstheit und Verfassung des Staates, die politischen und sozialen Strukturen neben allgemeinen Reflexionen über den Zeitgeist, die Geschichte und Zukunftsszenarien zum Gegenstand der Auseinandersetzungen, die sich unweigerlich an die Inszenierung und Thematisierung rechtsförmiger Regelungen anschließen.

Im Wesentlichen wurde versucht, an paradigmatischen Einzelfällen das systematische Potenzial der numerischen Altersangaben zu erhellen und sie vor der Folie der modernen Verrechtlichungsprozesse bei Fontane lesbar zu machen. Numerische Altersangaben stehen bei Fontane in einem engen, konstitutiven Zusammenhang mit der spezifischen Ordnungsleistung rechtsförmiger Regelungen. Es sollte deutlich geworden sein, dass die exakten Altersangaben in Zahlen das Leben gliedern, es messbar machen und zugleich auch ausdeuten. Numerische Altersangaben sind nämlich mehr als nur schlichte, quantitative Zahlzeichen, sie sind ebenso Interpretament der ästhetischen und narrativen Inszenierung des Lebens.

Anmerkungen

1 Theodor Fontane: Brief an Paul Schlenther, 21. Dez. 1895. In: HFA IV, 4. 1982, S. 512. Hervorhebung im Original.

2 Theodor Fontane: Brief an Carl Robert Lessing, 8. Juni 1896. In: HFA IV, 4. 1982, S. 561–562, hier S. 562. Hervorhebungen im Original.

3 Vgl. Theodor Fontane: *Der Stechlin*. In: AFA *Romane und Erzählungen* VIII. 3. Aufl. 1984.

4 Theodor Fontane: Brief vom 07.10.1885. In: Walter Hettche (Hrsg.): *Briefe an Georg Friedlaender*. Frankfurt a. M. 1994, S. 38.

5 Theodor Fontane: *Die Katte- Tragödie*. In: AFA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* II. 1976, S. 324–367.

6 Theodor Fontane: Brief vom 15.03.1898. In: Walter Hettche (Hrsg.): *Briefe an Georg Friedlaender*. Frankfurt a. M. 1994, S. 430.

7 Vgl. Julia Menzel: *Recht*. In: Rolf Parr, Gabriele Radecke, Peer Trilcke, Julia Bertschik (Hrsg.): *Theodor Fontane Handbuch*. Berlin/Boston 2023. 1287–1290, hier S. 1286.

8 Vgl. Walter Müller-Seidel: *Der Stechlin*. In: Ders.: *Theodor Fontane: soziale Romankunst in Deutschland*. Stuttgart 1975. S. 426–456; vgl. Heinz Müller-Dietz: *Recht und Gesellschaft bei Theodor Fontane*. In: Ders.: *Grenzüberschreitungen. Beiträge zur Beziehung zwischen Literatur und Recht*. Baden-Baden 1990, S. 303–340, hier S. 308–312.

9 Aust und Hamann behandeln den Unfalltod des Mörders Abel Hradtscheck in *Unterm Birnbaum* unter dem Aspekt der poetischen Gerechtigkeit. Vgl. Hugo

Aust: *Aufklärungen im Nachtstück, oder: Was passiert unterm Birnbaum?* In: *Theodor Fontane: Unterm Birnbaum (1885)*. Mit Kommentaren von Klaus Lüderssen und Hugo Aust. Baden-Baden 2001, S. 153–171; vgl. Christof Hamann: *Zwischen Normativität und Normalität. Zur diskursiven Position der ›Mitte‹ in populären Zeitschriften nach 1848*. Heidelberg 2014.

10 Stefanie Stockhorst: *Zwischen Mimesis und magischem Realismus. Dimensionen der Wirklichkeitsdarstellung in Kriminalnovellen von Droste-Hülshoff, Fontane und Raabe*. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* (2002), S. 50–81, hier S. 80.

11 Zur Psychologisierung des Täters bzw. der Täterin siehe u. a. Annelies Luppä: *Die Verbrechergestalt im Zeitalter des Realismus von Fontane bis Mann*. New York 1995.

12 Vgl. Konstantin Imm und Joachim Linder: *Verdächtige und Täter. Zuschreibung von Kriminalität in Texten der ›schönen Literatur‹ am Beispiel des Feuilletons der ›Berliner Gerichts-Zeitung‹, der Romanreihe ›Eisenbahn-Unterhaltungen‹ und Wilhelm Raabes ›Horacker‹ und ›Stopfkuchen‹*. In: Günter Häntzschel, John Omrod und Karl N. Renner (Hrsg.): *Zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur von der Aufklärung bis zur Jahrhundertwende. Einzelstudien*. Tübingen 1985, S. 21–96, hier S. 30–31; vgl. Waltraud Woeller: *Illustrierte Geschichte der Kriminalliteratur*. Berlin 1985, S. 90; vgl. Luppä, wie Anm. 11, S. 48; vgl. Stockhorst wie Anm. 10, S. 71.

13 Gerhard Sprenger: *›Was ist Recht? Es schwankt eigentlich immer ...‹. Auf Spurensuche nach Fontanes Rechtsverständnis*. In: *Fontane Blätter* 77 (2004), S. 104–129, hier S. 107; vgl. Bernhard Losch: *Widerstandsrecht bei Fontane. ›Grete Minde‹ gegen Unterdrückung und*

Rechtsverweigerung. In: *Fontane Blätter* 67 (1999), S. 59–74; vgl. Marianne Wünsch: *Politische Ideologie in Fontanes ›Vor dem Sturm‹* (1878). In: Hans-Peter Ecker, Michael Titzmann (Hrsg.): *Realismus-Studien. Hartmut Laufhütte zum 65. Geburtstag*. Würzburg 2002, S. 155–166.

14 Sprenger, wie Anm. 13, S. 113.

15 Heinz Müller-Dietz, wie Anm. 8, S. 312.

16 Pierre Bourdieu: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M. 1998, S. 99.

17 Vgl. Jürgen Osterhammel: *Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München 2010.

18 Vgl. Walter Müller-Seidel, wie Anm. 8.

19 Vgl. Peter Uwe Hohendahl: *Theodor Fontane und der Standesroman. Konvention und Tendenz im Stechlin*. In: Ders. und Paul Michael Lützeler (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaft. Legitimationskrisen des deutschen Adels 1200–1900*. Stuttgart 1979, S. 263–284.

20 Vgl. Rolf Zuberbühler und Klaus-Peter Möller: *Der Stechlin*. In: Rolf Parr, Gabriele Radecke, Peer Trilcke, Julia Bertschik (Hrsg.): *Theodor Fontane Handbuch*. Berlin/Boston 2023, S. 331–350, hier S. 340.

21 Vgl. Liselotte Grevel: *Das Alte und das Neue. Ambivalenz und Eindeutigkeit in Theodor Fontanes Roman ›Der Stechlin‹*. In: *Zeitschrift für Philologie* 127 (2008) [4], S. 517–533.

22 Vgl. Josef Ehmer: *Altersstrukturen im historischen Wandel. Demographische Trends und gesellschaftliche Bewertung*.

In: Brigitte Röder, Willemijn Jong, Kurt W. Alt (Hrsg.): *Alter(n) anders denken. Kulturelle und biologische Perspektiven*. Köln 2012, S. 404–436, hier S. 407.

23 Vgl. Karl Friedrich Burdach: *Die Zeitrechnung des menschlichen Lebens*. Leipzig 1829, S. 8.

24 Vgl. Ralf-Peter Fuchs: *Protokolle von Zeugenverhören als Quellen zur Wahrnehmung von Zeit und Lebensalter in der frühen Neuzeit*. In: Anette Baumann, Stefan Ehrenpreis, Stephan Wendehorst, Siegrid Westphal (Hrsg.): *Prozessakten als Quelle: Neue Ansätze zur Erforschung der Höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich*. Köln/Weimar/Wien 2001, S. 141–164; vgl. Keith Thomas: *Age and authority in early modern England*. In: *Proceedings of British Academy* 62 (1977), S. 205–248, hier S. 207.

25 Philippe Ariès: *Geschichte der Kindheit*. 16. Aufl. München 2007, S. 70.

26 Martin Kohli: *Lebenslauf und Lebensalter als gesellschaftliche Konstruktionen. Elemente zu einem interkulturellen Vergleich*. In: Georg Elwert, Martin Kohli, Harald K. Müller (Hrsg.): *Im Lauf der Zeit. Ethnographische Studien zur gesellschaftlichen Konstruktion von Lebensaltern*. Saarbrücken/Fort Lauderdale 1990, S. 11–32, hier S. 16.

27 Vgl. Fontane, wie Anm. IV, S. 289.

28 Vgl. Kohli, wie Anm. 26, S. 16.

29 *Code Napoleon; or the French Civil Code*. Literarily translated from the original and official edition, Paris 1904, S. 17 f.

30 Vgl. Stefan Ruppert: *Recht hält jung. Zur Entstehung der Jugend aus rechtshistorischer Sicht: Deutschland im langen 19. Jahrhundert (ca. 1800–1919)*. Frankfurt a. M. 2013, S. 1.

31 Ehmer, wie Anm. 22, S. 407.

32 Vgl. Kohli, wie Anm. 26, S. 25.

33 Erstmals wurde das Werk 1928 von Petersen als *Altersroman* beschrieben. Vgl. Julius Petersen: *Fontanes Altersroman*. In: *Euphorien* 29 (1928), S. 174. Die gattungstheoretische Einordnung bezieht sich dabei weniger auf eine strukturell-formale noch inhaltliche Ebene, denn auf die Besonderheit der Autor-präsenz im Text. Selten sind auch stilistische Aspekte des jeweiligen Autors relevant.

34 Vgl. Georg Lukács: *Deutsche Realisten des 19. Jahrhunderts*. Berlin 1951, S. 262.

35 Vgl. Astrid Paul: *Der Tod in der Literatur um 1900. Literarische Dokumentationen eines mentalitätsgeschichtlichen Wandels*. Marburg 2005; vgl. Jens Flemming: *Sterben und gesellschaftliche Reform. Theodor Fontane und Der Stechlin*. In: Roland Berbig (Hrsg.): *Krankheit, Sterben und Tod im Leben und Schreiben europäischer Schriftsteller*. Bd. 1. Würzburg 2017, S. 199–223.

36 Vgl. Müller-Seidel, wie Anm. 8.

37 Vgl. ebd., S. 436.

38 Fontane, wie Anm. 3, S. 52.

39 Ebd., S. 240.

40 Vgl. AFA VIII, S. 130 f.

41 Vgl. Kohli, wie Anm. 26, S. 16.

42 Vgl. ebd.

43 Vgl. AFA VIII, S. 183 f.

44 Fontane, wie Anm. 3, S. 183.

Innstettens Angst vor dem Chinesen¹

Peter Siemsen

»Wer hat eigentlich Mitleid mit Innstetten in Fontanes *Effi Briest*?«, so die titelgebende Frage eines Aufsatzes von Dieter Krohn.² Die Frage und ihre Formulierung zeigen an, dass hier ein Thema in den Blick gerückt wird, das offenbar immer schon auf der Hand lag, aber bislang trotzdem oder sogar deshalb übergangen wurde und damit für die *Effi Briest*-Diskussion so etwas wie der Elefant im Raum ist. Krohn gibt dann aber keine Antwort auf seine Frage, sondern bereitet eine solche erst vor, indem er Innstetten am Beispiel der Duellentscheidung, in Absetzung von anderen Deutungen,³ intensive Gefühlsg Gründe zubilligt. Diese Gefühle – Verletztheit durch Effis Betrug⁴, Bedürfnis nach Bestrafung und Rache⁵, Angst »vor Lächerlichkeit und der Verachtung der Gesellschaft«⁶ – machten Innstetten »vielleicht nicht sympathischer, aber im wahrsten Sinne des Wortes ein wenig menschlicher.«⁷ Dieses Menschliche oder auch Allzumenschliche an Innstetten reicht wohl noch nicht für Mitleid, weshalb Krohn der Beantwortung seiner Frage ausweicht. Dennoch unterläuft auch schon die unbeantwortete Frage einen in der Deutungsgeschichte gängigen Topos, wonach Innstetten ein gefühlskalter Karrierist und Manipulator ist, der Effi verängstigen, einschüchtern, disziplinieren und kontrollieren will. Als Instrument seiner »schon fast an Grausamkeit«⁸ (EB, S. 157) grenzenden Absichten dient Innstetten in dieser Sicht der Chinesen.

Der spielt in *Effi Briest* schon rein quantitativ eine zentrale Rolle. Fontane bringt ihn insgesamt 31-mal, je nach Zählung auch 34-mal, ins Spiel.⁹ Statistisch heißt das bei insgesamt 345 Seiten in der Großen Brandenburger Ausgabe (GBA), dass der Chinesen alle 10–11 Seiten vorkommt. Nimmt man hinzu, dass er im Wesentlichen nur in 18 der 36 Kapitel auftaucht¹⁰ (Kapitel 6–24), erhöht sich die Frequenz für diese knapp 200 Seiten auf jede siebte Seite. Der Präzision solcher Statistik steht eine Unbestimmtheit in der Bedeutung gegenüber. Christine Hehle¹¹ und Klaus Müller-Salget¹² betonen, dass die Figur des Chinesen auf schwebende Uneindeutigkeit angelegt sei, weil dessen im Roman verstreut erzählte Geschichte »hauptsächlich aus

Lücken und Widersprüchen«¹³ bestehe, sodass Interpretationen mit ergänzenden Vermutungen arbeiten müssten, die vom Text nicht gedeckt seien. Der Chinese bleibe somit ein »nicht eindeutig auflösbare(s) Motiv«,¹⁴ das sich aber dadurch umgekehrt vielfältigen Verweis-, Assoziations- und damit Deutungsmöglichkeiten öffne¹⁵, was die ausgedehnte und weitverzweigte Interpretationsliteratur zum Chinesen bestätigt. Für das Verhältnis zwischen dem Chinesen und Innstetten, das im vorliegenden Beitrag im Mittelpunkt steht, kann daher die Deutungsgeschichte nur exemplarisch berücksichtigt und zusammengefasst werden.

1. Der Chinese als Komplize Innstettens

Für einen großen Teil der Forschungsliteratur fällt auf, dass der Chinese weit überwiegend in seiner Bedeutung für Effi untersucht wurde.¹⁶ Dabei wird er als Symbol, Projektion oder veräußerte Figuration ihrer Wünsche, Ängste und, allgemeiner, ihrer (unbewussten) seelischen Vorgänge und Zustände analysiert. Seltsamerweise ermangelt es diesen Arbeiten an ähnlich differenzierten Deutungsverfahren für die Figur Innstetten. Die Interpretationen bewegen sich weitgehend im Deutungskorridor Crampas¹⁷, wonach Innstetten den Chinesen sowohl als karriereförderliches Distinktions- und Prestigeobjekt als auch als erzieherischen Angst- und Manipulationsapparat für Effi benutzt.

So verstehen Gisela Warnke¹⁸ und Ulrike Rainer¹⁹ den Chinesen als »Erfüllung romantischer Sehnsüchte«²⁰ Effis und zugleich als bedrohliches »Gleichnis«²¹ ihrer Affäre. Er sei »ein Spiegelbild des Charakters und der psychischen Entwicklung Effis«²², die in Verbindung mit ihrer emotionalen und erotischen Verödung in der Ehe mit Innstetten zur Affäre mit Crampas führten.²³ Bei der Funktionsbestimmung des Chinesen für Innstetten verbleiben beide vollständig bei den oben genannten Interpretationsangeboten Crampas.²⁴ Dem schließen sich Peter Utz²⁵ und Li Yuan²⁶ an, die den Chinesen als verbreitetes Angstklischee des zeitgenössischen Imperialismuskurses einordnen,²⁷ das von Innstetten innerehlich zur Disziplinierung Effis benutzt werde, so wie es gesellschaftlich disziplinierende Funktion für die Akzeptanz der Imperialismuspolitik entfalte.²⁸ Zusammenfassend hält Yuan fest: »Innstetten instrumentalisiert den Chinesenspek zu einem Angstapparat, der ihm behilflich ist, Effi durch Angst zu kontrollieren.«²⁹ Eine Einschätzung, die Karla Bindokat³⁰ in ihrer umfassenden stoff- und motivgeschichtlichen Untersuchung teilt. Innstetten sei der Manipulator, der, im Verein mit Johanna, den Spek als »Angstapparat aus Kalkül«³¹ einsetze und ein »zweideutiges und gefährliches Spiel mit Effis Emotionen«³² betreibe, sodass Innstetten ein »Mangel an Menschlichkeit«³³ attestiert wird. Den sieht auch Christoph Wegmann³⁴ am Werk. Der

Chineser sei eine Art »Verstärker in einem »Angstapparat«³⁵, aber »im Grunde bloß ein Gruseffekt«³⁶, eine bildliche Verdichtung all der realen Manipulationen und Mängel an Menschlichkeit, denen Effi ausgesetzt sei.³⁷ Dass Innstetten der Hauptverantwortliche für »Angstapparat« und »Gruseffekt« ist, darf wohl, auch ohne ausdrückliche Nennung bei Wegmann, ergänzt werden. Sophia Wege überträgt in ihrer jüngst erschienenen umfang- und aspektreichen Studie zu Fontane und Schopenhauer³⁸ die Begriffsrelationen der Schopenhauerschen Philosophie auf die Figurenkonstellationen in *Effi Briest*.³⁹ Die Polarität von Wille und Vorstellung wird in die Themenbereiche des Romans übersetzt und von hier aus den Figuren zugeordnet. »An der Textoberfläche von *Effi Briest* gestaltet sich die philosophisch grundierte Polarität zwischen Intellekt und Wille als Kampf zwischen *Vorstellungen* von gesellschaftlicher Ordnung, Pflicht und Ehre auf der einen Seite, und Natur, Freiheits- und Geschlechtstrieb auf der anderen.«⁴⁰ Damit ist die Rollenzuweisung an Innstetten gegeben: Er ist der emotional kalte Vertreter der rationalen Vorstellungen,⁴¹ der das Willenswesen Effi mit Hilfe des Chinesenspuks kontrollieren und disziplinieren will: »Innstettens Funktionalisierung des Spuks als Angstinstrument liegt also von vornherein auf dem Tisch«⁴², so Weges Verständnis des ersten Gesprächs zwischen Innstetten und Effi über den Chinesen bei der Ankunft in Kessin.⁴³ Im Ergebnis mündet also auch Weges Interpretation in das Fahrwasser der Crampas-Deutung. Zusammenfassend ergibt sich, dass alle hier cursorisch vorgestellten Untersuchungen darin übereinkommen, dass Innstetten den Chinesen zum Assistenten oder Komplizen für seine Manipulations- und Einschüchterungsarbeit macht.

2. Der Chineser als Leidensgenosse Innstettens

Demgegenüber relativieren Martin Todtenhaupt⁴⁴ und Dieter Krohn⁴⁵ das Paradigma vom berechnenden und gefühlkalten Manipulator Innstetten; Todtenhaupt, indem er die Selbstverständlichkeit, mit der Innstetten als strategischer Drahtzieher des Chinesenspuks betrachtet wird, in Frage stellt⁴⁶, und Krohn, indem er, wie eingangs schon ausgeführt, starke Gefühle hinter Innstettens Duellentscheidung ausmacht: emotionale Verletztheit, Rachebedürfnis und die Angst, sich lächerlich zu machen, die für Ingrid Schuster⁴⁷ Innstettens abwehrende Haltung zu Effis Liebeswünschen bestimmt. Sie leitet das aus der einstigen Zurückweisung seiner Gefühle für Luise ab, in der er nur die Blamage des zurückgewiesenen Dritten und die damit verbundene Lächerlichkeit wahrgenommen habe.⁴⁸ Im Chinesen mit seinem parallelen Dreiecksverhältnis zu Nina und zum Kapitän erkenne Innstetten seine »eigene Vergangenheit«⁴⁹, sodass ihm der Chineser zur kommunikativen Codierung⁵⁰ seines Gefühlsverzichts diene⁵¹. Renate

Böschenstein unterzieht diese Zurückweisung durch Luise und die parallelen Dreiecksverhältnisse genaueren Untersuchungen⁶², um Innstetten vom Vorwurf der Gefühlskälte zu rehabilitieren.⁶³ Innstetten habe im Liebesdreieck mit Luise und Briest »eine Art seelischen Tod erlitten, als ihm von der Geliebten der etablierte Ritterschaftsrat vorgezogen wurde.«⁶⁴ Der Innstetten der Romangegenwart sei daher »ein lebendig Toter«⁶⁵ und ein »Revenant«⁶⁶ in dem Sinne, dass in ihm der abgestorbene Liebhaber Luises fortlebe und wiederkehre.⁶⁷ Mit dem Chinesen verbinde Innstetten also nicht nur das parallele Liebesdreieck und der parallele unglückliche Ausgang ihrer Liebesambitionen, sondern auch die spukstrukturelle Parallele einer Wiederkehr des Abgestorbenen, die »Erfahrung vom Weiterleben des Toten und der Toten«⁶⁸ und »das Wissen von der fortdauernden psychischen Präsenz dessen, was tot ist oder tot sein sollte.«⁶⁹ Böschenstein resümiert: »Der tote Chinese, [...], ein Mann, dem gleichfalls die Geliebte durch eine Konventionsheirat entrisen wurde, ist die Figuration von Innstettens eigenem toten Leben.«⁷⁰ Hier scheint bei Böschenstein (und den anderen auf dieser Linie liegenden Interpretationen, s. Anm. 60) das Problem vom innerfiktionalen ontologischen Status des Chinesenspuks auf, das Christian Begemann in den Mittelpunkt seiner Untersuchung⁷¹ stellt, indem er das Spannungsverhältnis von Gespenstergeschichte und literarischem Realismus als eine Teilausprägung der viel weitergehenden Frage nach dem, was als Realität gelten könne, versteht. Hierfür arbeitet Begemann mit den Begriffen »des individuellen und sozialen Imaginären«⁷², das der »Wirklichkeit« insofern nicht entgegengesetzt ist, als es in der Kommunikation über es für die Beteiligten Teil ihres *Bewusstseins* von »Wirklichkeit« werden und damit ihr Agieren beeinflussen oder gar bestimmen kann. Ein solches in Wirklichkeitsbewusstsein transformiertes Imaginäre ist damit durchaus »Teil einer »realistischen« Zuwendung zur »Wirklichkeit«.«⁷³ Der Chinesenspuk sei ein solches individuelles und soziales Imaginäre: »Spuk wird so nicht nur zu einem sozialen Geschehen und einem sozialen Agens, sondern geradezu zum sozialen Effekt: *Indem* man über ihn redet, wird er wirksam.«⁷⁴ Das so verstandene Imaginäre könne strukturell als »Überlagerung von Zeitschichten des Bewusstseins«⁷⁵ beschrieben werden, für das späte 19. Jahrhundert etwa als Überlagerung von nachaufklärerischem Szientismus und voraufklärerischem Aberglauben.⁷⁶ Für diese »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«⁷⁷ sei das Gespenst »das Inbild solcher Überlagerungen, da es nicht nur als »Figur« in sich selbst temporal »geschichtet« ist, indem es ein nicht vergehendes Vergangenes in die Gegenwart einträgt, sondern im 19. Jahrhundert auch als Relikt einer kulturell früheren Epoche konzipiert ist.«⁷⁸ Die Darstellung von Spuk reflektiere damit durchaus »realistisch« zeitgenössisches Bewusstsein von Wirklichkeit.⁷⁹ Der auf diese Weise in seiner Struktur analysierte Spuk zeigt inhaltlich auch für Begemann die Problem- und Leidensparallelität zwischen dem Chinesen und Innstetten auf. »Wenn

hier etwas spukt, dann ist das also nicht nur die alte Chinesengeschichte, sondern zugleich die psychische Problematik der Protagonisten, die anhand der Spukgeschichte sozusagen über die Bande gespielt wird.«⁷⁰ Sophia Wege⁷¹ findet gemäß ihrem Forschungsansatz die Antwort auf die Frage nach dem ontologischen Status des Spuks in der Schopenhauerschen Philosophie, in der Geistererscheinungen als »Emanation des Willens von Verstorbenen«⁷² in die Wirklichkeit inkludiert sind.⁷³ Dabei wird vorausgesetzt, dass Fontane als nachweislicher Rezipient von Schopenhauer und insbesondere vom *Versuch über das Geistersehen* dessen Theorie in seine Schreibpraxis übersetzt hat. »Die Art und Weise, wie Fontane den Spuk inszeniert und erzählt, schließt die Option, dass der Spuk innerhalb der Fiktion real und nicht nur eingebildet oder symbolisch ist, stets ein und jedenfalls nicht kategorisch aus.«⁷⁴ Für Christian Grawe dagegen ist »die Frage nach der *Existenz* der Erscheinungen völlig irrelevant [...]. Es geht lediglich um die Reaktion der Menschen auf ihr angebliches Vorhandensein.«⁷⁵ An die hier skizzierten Deutungen, die eine Leidensgenossenschaft zwischen Innstetten und dem Chinesen erkennen, wird im Folgenden angeknüpft. Die vielfach konstatierte Traumatisierung Innstettens durch Luises Zurückweisung und die ebenso vielfach hervorgehobenen Parallelen zwischen seinem Liebesdreieck und dem des Chinesen bilden die Grundlage dafür, in der vorliegenden Untersuchung ein anders ausgerichtetes Verständnis Innstettens zu entwickeln, das sich an seiner einstigen Gefährdung orientiert, wozu der Blick auf weitere Paralleldreiecke geweitet wird. Dass dabei der von Hehle⁷⁶ und Müller-Salget⁷⁷ betonten strukturellen Uneindeutigkeit und Unbestimmtheit des Chinesenmotivs, jedenfalls für die Figur Innstetten, wieder eine definiertere und klarer zu umreißende Funktion und Bedeutung gegenübergestellt wird, muss sich aus der Kohärenz und Überzeugungskraft einer solchen Interpretation rechtfertigen. Die Alternative, wegen der Überkomplexität des Chinesenmotivs bei der Feststellung stehen zu bleiben, dass keine Deutung dieser Komplexität gerecht werden kann, scheint mir zu wenig Erkenntnisgewinn zu erbringen.

3. Der Chineser als Angstzentrum Innstettens

Wer also, um die Frage Dieter Krohns noch einmal aufzugreifen, hat eigentlich Mitleid mit Innstetten? – Nun, zunächst einmal wohl Fontane selbst. Mehrfach nämlich äußert er sich brieflich zur Beurteilung Innstettens als einem »alten Ekel«, eine Einschätzung, die offenbar häufiger, insbesondere wohl vom weiblichen Lesepublikum, an ihn herangetragen wurde. Zwei Äußerungen seien exemplarisch aufgegriffen. So schreibt er am 24. März 1895 an Rosetta Frank: »Interessant ist mir die Wahrnehmung, dass alle Damen gegen den armen Innstetten eingenommen sind, immer wieder ein

Beweis, dass das Korrekte nicht gilt.«⁷⁸ Und an Anna Witte schreibt er am 18. Oktober 1895: »Da ist nun also Effi. Schenken Sie ihr die Liebe, die sie menschlich so sehr verdient. Von dem Manne, den eine Freundin von mir einen ›alten Ekel‹ genannt hat, wage ich nicht recht zu sprechen. Männer – und nun gar wenn sie Prinzipien haben – sind immer ›alte Ekels‹. Darin muß man sich finden.«⁷⁹ Den zitierten Äußerungen kann man entnehmen, dass Fontane von den überwiegend negativen Beurteilungen Innstettens überrascht war und dass er sie offenkundig nicht teilen wollte, sondern immer wieder zur Verteidigung Innstettens ansetzt.

Besonders deutlich wird das in dem ebenfalls oft zitierten Brief vom 19. November 1895 an den Kritiker Joseph Viktor Widmann, der den Roman zwei Tage zuvor in der Schweizerischen Zeitschrift *Der Bund* rezensiert hatte. Hier schreibt Fontane: »Was mich ganz besonders gefreut hat, ist, dass Sie dem armen Innstetten so schön gerecht werden. Eine reizende Dame hier, die ich ganz besonders liebe und verehere, sagte mir: ›Ja, Effi; aber Innstetten ist ein Ekel.‹ Und ähnlich urteilen alle.«⁸⁰ Noch einen Schritt weiter geht er im Verlauf des Briefes an Clara Kühnast vom 27. Oktober 1895. Hier wechselt er von der Verteidigung zu einer werbenden Sympathieerklärung für Innstetten: »Denn eigentlich ist er [Innstetten] doch in jedem Anbetracht ein ganz ausgezeichnetes Menschenexemplar, dem es an dem, was man lieben muß, durchaus nicht fehlt.«⁸¹ In diesen Äußerungen wird sehr deutlich, dass Fontane seine Figur Innstetten vielschichtiger, menschlich reicher und sympathischer sieht – und gerne auch von anderen gesehen wissen wollte – als es die zeitgenössische, aber auch die nachfolgende Rezeption in weiten Teilen getan hat.⁸² Dieses Parteiergreifen Fontanes für Innstetten soll hier ernst genommen und weiterverfolgt werden.

Im unmittelbaren Zusammenhang mit Widmanns positiverer Sicht auf Innstetten bringt Fontane in dem eben zitierten Brief dann den Chinesen ins Spiel:

Sie sind der erste, der auf das Spukhaus und den Chinesen hinweist; ich begreife nicht, wie man daran vorbeisehen kann, denn erstlich ist dieser Spuk, so bilde ich mir wenigstens ein, an und für sich interessant, und zweitens, wie Sie hervorgehoben haben, steht die Sache nicht zum Spaß da, sondern ist ein Drehpunkt für die ganze Geschichte.⁸³

Die unmittelbare Aufeinanderfolge der Themen »Chinesenbedeutung« und »Innstettenbewertung« darf die Vermutung begründen, dass es für Fontane eine – vielleicht nicht genauso unmittelbare –, aber doch eine greifbare und bestimmbare Verknüpfung zwischen der Chinesenfigur und einem positiveren Verständnis von Innstetten gibt. Auch dieser nahegelegte Zusammenhang soll weiterverfolgt werden. Aus den Selbstaussagen Fontanes ergeben sich somit drei Folgeprobleme oder Fragerichtungen:

Erstens: Wie und in welchen Hinsichten kann Innstetten als eine positivere Figur verstanden werden?

Zweitens: Welche Funktion und Bedeutung hat der Chineser für eine solche veränderte Sicht auf Innstetten?

Drittens: Inwiefern ist der Chineser »ein Drehpunkt für die ganze Geschichte«?

Innstettens Vorgeschichte erzählt Effi ihren Freundinnen im ersten Kapitel anlässlich seines für denselben Mittag erwarteten Besuches in Hohen-Cremmen. Effi wird diese Geschichte von ihren Eltern und wohl vorwiegend von ihrer Mutter Luise erfahren haben. Demnach war Innstetten, »als er noch keine Zwanzig war« (EB, S. 11), in Luise verliebt. Das liegt ca. 19 Jahre zurück, denn jetzt ist er wie Luise, mit der er am gleichen Tag Geburtstag hat, 38 Jahre alt. Er war damals Soldat in einem nahe stationierten Husarenregiment und häufiger Besucher im Hause Belling, Luisens Elternhaus. Es war unzweideutig, dass er um Luise warb und die Ehe mit ihr anstrebte. Wie Effi erzählt, »war [es] auch gegenseitig« (EB, S. 11), was ihr vermutlich Luise selbst bekannt haben wird. Dann aber stellte sich als zweiter Bewerber der ältere und gesellschaftlich wie finanziell um Einiges etabliertere Briest ein. Da war, wie Effi es erzählt, »kein langes Besinnen mehr« (EB, S. 12) und Luise wurde die Frau des Ritterschaftrates von Briest. Der zurückgewiesene Innstetten beendete daraufhin sehr zügig seinen Soldatendienst bei den Husaren und zog sich von Luise und aus ihrer Nähe zurück. Er studierte mit außergewöhnlichem Ehrgeiz – oder wie Effi die spöttische Formulierung Briests zitiert »mit »wahrem Biereifer«« (EB, S. 12) – Juristerei, und zwar so erfolgreich, dass er bis in die Staatsspitze aufstieg, zum Protegé Bismarcks wurde und seit etwa drei Jahren Landrat in Kessin ist, was aber für ihn und auch in der Einschätzung seiner Beobachter wohl nur eine Bewährungs- und Durchgangsstation für noch höhere Aufgaben ist.⁸⁴ So weit die Vorgeschichte Innstettens, wie sie von Effi erzählt wird.

Für das hier gestellte Thema ist festzuhalten: Innstetten befand sich vor ca. 19 Jahren in einem Liebes- und Beziehungsdreieck mit Luise und Briest. In diesem Dreieck musste er auf die Verwirklichung seiner Liebes- und Glückserwartungen verzichten, weil sich die gesellschaftlich eingespielten und erwünschten Ehe- und Verhaltensmuster durchsetzten – Briest hatte als Bewerber um Luise die deutlich höhere gesellschaftliche Stellung und Anerkennung, und Luise stellte dieses Entscheidungskriterium für eine Ehe nicht in Frage. Innstetten reagierte auf diese frühe und wohl tief wirkende Enttäuschung seiner Lebens- und Glückswünsche mit einer seinerseits überaus erfolgreichen und sehr ehrgeizig betriebenen gesellschaftlichen Etablierung. Mit diesem Status, nunmehr gesellschaftlich auf Augenhöhe, tritt er nach 19 Jahren seinen Besuch bei Luise und Briest an.

Die Vorgeschichte des Chinesen erzählt Innstetten Effi im zehnten Kapitel. Während des gemeinsamen Ausflugs nach Effis nächtlicher Angstvision vom Chinesen passieren sie dessen Grabstelle, was zum Anlass für Innstettens Erzählung wird. Demnach war der Chineser dem Anschein nach

Diener, tatsächlich aber Vertrauter und Freund eines Kapitän Thomsen, der sich nach vielen Jahren als »sogenannter Chinafahrer« (EB, S. 97) in Kessin zur Ruhe gesetzt hatte. Er kaufte das Haus, das jetzt Innstetten gehört, und lebte dort gemeinsam mit dem Chinesen und der etwa zwanzigjährigen Nina, von der nicht klar war, ob sie Nichte oder Enkelin war. Irgendwann wurde Nina dann nach der Vorstellung und dem Willen Thomsens standesgemäß mit einem Kapitän verheiratet. Die Trauung nahm der damalige Kessiner Pastor Trippel vor und die Hochzeitsfeier fand im oberen Saal des Hauses statt (vgl. EB, S. 92, 99), den Innstetten seit seinem Einzug unangerührt und ungenutzt lässt. Dort tanzte Nina im Laufe des Abends auch mit dem Chinesen, und danach verschwand sie von der Feier, kam nicht wieder zurück und blieb von da an für immer verschwunden. Der Chinese aber starb vierzehn Tage später. Weil er nicht auf dem christlichen Kirchhof begraben werden durfte, kaufte Thomsen einen kleinen Platz in den Dünen, der jetzt die Grabstelle des Chinesen ist. So weit die Geschichte des Chinesen, wie sie von Innstetten erzählt wird, der sie seinerseits über Dritte (wahrscheinlich Apotheker Gieshübler und Müller Utpatel, die auf die Hochzeitsfeier eingeladen waren, vgl. EB, S. 99), vermutlich bei seiner Übernahme des Hauses, erzählt bekommen haben wird und selbst keine eigenen Kenntnisse des Geschehens hat.

An dieser Stelle ist der Hinweis wichtig, dass der Chinese für Innstetten nur eine lücken- und bruchstückhaft überlieferte Figur ist, die er gerade wegen der Leerstellen und Ungewissheiten mit dem auffüllen kann, was ihn umtreibt.⁸⁵ Das wird auch noch einmal klar in der Kürzestversion der Chinesengeschichte, die er Wüllersdorf im 28. Kapitel auf dem Weg zum Duell erzählt: »alter Schiffskapitän mit Enkelin oder Nichte, die eines Tages verschwand, und dann ein Chinese, der vielleicht ein Liebhaber war« (EB, S. 284). Hier wird deutlich, wie fragmentarisch die Geschichte des Chinesen ist, zugleich aber auch, wie groß damit der Imaginationsraum für Innstetten wird, so dass er seine Lebenskonstellationen im Chinesen wiederfinden kann. Man kann deshalb auch mit einem aus der analytischen Psychologie entliehenen Begriff von Innstettens »Chinesen-Imago« sprechen, seinem innerseelischen Bild des Chinesen, das, wie noch deutlich werden wird, entscheidenden Einfluss auf ihn und sein Handeln hat.⁸⁶

Für den thematischen Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung bleibt festzuhalten: Der Chinese stand offenbar in einer heimlichen Liebesbeziehung zu Nina.⁸⁷ Durch die Heiratspläne Thomsens fand er sich in eine Dreierkonstellation mit Nina und dem standesgemäßen Kapitän versetzt. In dieser Konstellation musste er als gesellschaftlich unterlegener Bewerber auf die Verwirklichung seiner Liebes- und Glücksambitionen verzichten. Nina aber hat sich dem gesellschaftlich Erwünschten letztlich nicht gefügt. Wenn auch zu spät, nämlich am Abend ihrer Hochzeit, entzieht sie sich der von ihr erwarteten Rollenerfüllung. Dies allerdings um den Preis, dass sie

ihre gesellschaftliche Zugehörigkeit vollständig aufgeben und mit ihr brechen muss.

Die Parallelen und Abweichungen der beiden Liebesdreiecke *Innstetten – Luise – Briest* und *Chinesen – Nina – Kapitän* liegen auf der Hand. In beiden Konstellationen liebt ein gesellschaftlich wenig etablierter Mann eine Frau, die zugleich von einem gesellschaftlich überaus etablierten Dritten umworben wird. In beiden Fällen auch liegt die Neigung der Frau bei dem gesellschaftlich unterlegenen Mann. Das sind die Übereinstimmungen. Innstetten und Luise aber finden sich in dieser Konstellation mit den gesellschaftlich vorgesehenen Lebensmustern ab und fügen sich in deren Möglichkeiten ein. Den Schritt in die gesellschaftliche Abweichung erwägen beide nicht. Nina und der Chinesen versuchen, diesen Schritt zu gehen. Nina, indem sie sich ihrer gesellschaftlich vorgesehenen Rolle entzieht und damit ihren Selbstausschluss aus der Gesellschaft vornimmt; der Chinesen, indem er sich mit dem Scheitern seiner Lebenswünsche nicht arrangiert, sondern nach kurzer Zeit stirbt und sich auf diese Weise den gesellschaftlichen Zumutungen entzieht. Das angestrebte Lebensglück können beide damit aber nicht verwirklichen.

Neben diesen beiden parallel geführten Dreierkonstellationen montiert Fontane auch das – wenn man so will – literarische Ur-Dreieck *Werther – Lotte – Albert* in den Roman ein. Anspielungen hierauf finden sich gleich im ersten Kapitel. Effi kündigt ihren Freundinnen an, von Innstettens und Luises Vergangenheit zu erzählen. Dabei fällt auf nicht einmal einer halben Seite dreimal das Wort »Entsagung«⁸⁸, eine Kernvokabel Goethes.⁸⁹ Das ist als literarische Anspielung zwar noch sehr vage und anfechtbar, andererseits aber muss es irritieren, dass eine so bedeutungsschwere und literaturgeschichtlich aufgeladene Vokabel wie »Entsagung« zum geläufigen Konversationswortschatz 16-jähriger Mädchen gehören soll. Deutlicher wird die Werther-Anspielung dann aber drei Seiten später. Effi hat ihre Geschichte der unglücklichen Liebe zwischen Innstetten und Luise erzählt und Bertha assoziiert unmittelbar das für sie zu einer unglücklichen Liebesgeschichte dazugehörige Selbstmordmotiv, gefolgt von der Korrektur, dass Innstetten ja offenkundig nicht Selbstmord begangen habe (vgl. EB, S. 12). Hier wird Innstetten, zusätzlich zur Chinesen-Position, auch in die Werther-Position gerückt: Wie schon im parallelisierten Chinesen-Dreieck stehen auch in dieser Parallelisierung beide Protagonisten – Innstetten und Werther – in Konkurrenz mit einem gesellschaftlich anerkannten Dritten, und beide müssen auch hier auf die Verwirklichung ihrer Wünsche verzichten. Werther allerdings wählt den Suizid, Innstetten die Karriere.

Die Werther-Allusion wird von Fontane aber vor allem und sehr viel eindeutiger auf den Chinesen übertragen – und über diesen dann wieder zurück auf Innstetten, was dessen potentielle Gefährdung im damaligen Luise-Briest-Dreieck noch eine Schraubendrehung weiter dramatisiert.

Beim Chinesen wie bei Werther gibt es erstens das parallele Liebesdreieck mit dem jeweiligen unglücklichen Ausgang. Zweitens stehen beide am gesellschaftlichen Rand – der Chinesen durch seine Herkunft, Werther durch seine Verweigerung gesellschaftlicher Anpassung. Drittens endet für beide die Dreierkonstellation tödlich. Viertens bekommen beide einen nicht-christlichen Grabplatz außerhalb des Kirchhofs.⁹⁰ Und fünftens lässt Fontane den Chinesen auf dem Stuhllehnenbild die berühmte Werther-Kleidung tragen: blauer Rock und gelbe Hose. Hier ist der intertextuelle Bezug dann eindeutig gemacht.⁹¹ Für diese weitgehende literarische Verflechtung und Überlagerung von Chinesen- und Werther-Figur möchte ich die abkürzende Bezeichnung »Werther-Chinese« verwenden.

Welche Funktion und Bedeutung hat nun also der »Werther-Chinese« für Innstetten?

Ich möchte vier Funktionen unterscheiden:

- a) Spiegelung
- b) Warnung
- c) Bestätigung
- d) Antizipation bzw. Menetekel

Dass und inwiefern Innstetten sich in der Geschichte des »Werther-Chinesen« wiederfinden und – erste Funktion – *gespiegelt* sehen kann, haben die vorherigen Ausführungen schon deutlich gemacht.

Gegenüber Innstettens Dreieck mit Luise und Briest sind die Entwicklungen im Chinesen- wie im Werther-Dreieck ungleich dramatischer und bedrohlicher. Hier scheitern die Figuren nicht nur mit ihren Glücksansprüchen, sondern mit ihrer ganzen Existenz: sie sterben. Für Innstetten zeigen sie an, welchen alternativen und existenziell gefährdenden Ausgang auch seine Konstellation vor 19 Jahren hätte nehmen können. Das ist für ihn – zweite Funktion – eine *Warnung* vor den Folgen, die eine Auflehnung gegen das gesellschaftlich Vorgesehene und Erwünschte haben kann. Vor diesen Folgen ist er zurückgeschreckt und reagierte mit Resignation und gesteigerter gesellschaftlicher Anpassung. Das ist zum Grundzug seiner Existenz geworden.

Mit dem damaligen Verzicht auf seine Liebes- und Glücksansprüche ist Innstetten in seinem Selbstverständnis genau der persönlichen Katastrophe ausgewichen, die dem »Werther-Chinesen« widerfahren ist. Darin liegt für ihn – dritte Funktion – eine *Bestätigung* des von ihm eingeschlagenen Weges der Resignation und der Etablierungsanstrengung. Pointiert formuliert: Der »Werther-Chinese« ist ohne Glücksverwirklichung tot, Innstetten ist ohne Glücksverwirklichung (immerhin) Landrat.

Fortan ist der »Werther-Chinese« für Innstetten – vierte Funktion – ständige *Antizipation* der Folgen, die eine gesellschaftswidrige oder auch nur gesellschaftsabweichende Verwirklichung von Lebens- und Glücksan-

sprüchen hat. Er ist das *Menetekel*, auf das Innstetten seine diesbezüglich anfällige Umgebung, Effi und Crampas nämlich, immer wieder hinweist.

Wie wichtig Warnung, Bestätigung und Antizipation/Menetekel im vollständigen, wenn auch unterschwelligen Abgleich mit dem »Werther-Chinesen(-Imago)« für Innstetten sind, zeigt sich an etlichen Stellen im Buch, wo er seine persönlichen Konsequenzen aus der durchlebten Dreiecks- und Maßstab- und gar geglückter Lebensführung abstrahiert. Beispielhaft seien zwei Stellen angeführt.

Im zehnten Kapitel kommt das Gespräch während der gemeinsamen morgendlichen Autofahrt nach Effis Angstnacht mit dem Chinesen auf die Sängerin Trippelli, zu deren Liederabend Apotheker Gieshübler Effi und Innstetten eingeladen hat. Effi erfährt, dass Trippelli die Tochter des ehemaligen Kessiner Pastors Trippel ist, der seinerzeit die Trauung zwischen Nina und dem Kapitän vorgenommen hat. Sie hat die künstlerische Laufbahn einer Sängerin eingeschlagen und ist mit einem russischen Fürsten, der auch ihr Förderer ist, auf nicht gesellschaftskonformer Weise liiert. Effi ist vom »aparten« (EB, S. 100) Lebenslauf der Trippelli entzückt, woraufhin Innstetten sie mit Rückbezug auf ihr nächtliches Chinesenerlebnis mahnt: »Spuk, dazu kann man sich stellen, wie man will. Aber hüte Dich vor dem Aparten oder was man so das Aparte nennt. Was Dir so verlockend erscheint – und ich rechne auch ein Leben dahin, wie's die Trippelli führt – das bezahlt man in der Regel mit seinem Glück.« (EB, S. 100–101)

Im 16. Kapitel bringt Crampas bei einem der gemeinsamen Strandausritte mit Innstetten und Effi den Gedanken auf, beim nächsten Mal auf Robbenjagd zu gehen. Innstetten verwirft den Vorschlag mit Verweis auf die Rechtslage, worauf Crampas entgegnet, dass alle Gesetzmäßigkeiten langweilig seien (vgl. EB, S. 150). Effi stimmt Crampas durch Händeklatschen begeistert zu, aber Innstetten ermahnt Crampas: »ein Mann wie Sie, der sollte doch eigentlich so 'was nicht reden, auch nicht einmal im Spaß. Indessen, ich weiß schon, Sie haben einen himmlischen Kehr-mich-nicht-dran und denken, der Himmel wird nicht gleich einstürzen. Nein, gleich nicht. Aber mal' kommt es.« (EB, S. 151)⁹²

In beiden Beispielen sieht man, wie Warnung, Bestätigung und Menetekel-Funktion des Chinesen ineinandergreifen: Beide Mal geht es um gesellschaftswidrige Verwirklichungen individueller Wünsche und Bedürfnisse, beide Mal steht es für Innstetten fest, dass solche Verwirklichungsversuche in persönliches Unglück und persönliche Katastrophen führen (Warnung und Antizipation/Menetekel), und beide Mal kann er sich deshalb in seiner Einsicht und seinem daraus gefolgerten Verzicht auf solche Verwirklichungsversuche bestätigt sehen. Was nach Pedanterie und moralisierender Belehrung klingt – im jeweiligen Gesprächskontext auch ist –, hat seinen Grund aber nicht nur in Innstettens »Prinzipien« (vor denen Effi sich »fürch-

tet«, vgl. EB, S. 28), sondern wurzelt ebenso in einem untergründigen Gefühl fortdauernden unbestimmten Gefährdetseins und dem daraus resultierenden Bedürfnis nach permanenter Selbstversicherung, die richtigen Lebensentscheidungen getroffen zu haben und den richtigen Prinzipien zu folgen.

Diese tiefe Verunsicherung ist auch der Grund für Innstettens Ambivalenz gegenüber dem Chinesenspuk, die Effi ihm oftmals vorwirft. Auf der einen Seite erklärt er den Chinesenspuk zu einer irrationalen Schauergeschichte und überspannten Einbildung Effis, auf der anderen Seite lässt er es stets in der Schwebeliege, »ob es doch möglich wäre« (EB, S. 51), ob es »doch 'was damit [ist]« (EB, S. 97)⁹³, wie Effi mehrfach beunruhigt und ratlos anmerkt. In der hier entfalteten Deutungsperspektive ist Innstettens schwankende Haltung aber, entgegen den verbreiteten Deutungen auf der Crampas-Linie, kein weiteres boshafte, strategisches Instrument zur Verunsicherung und Einschüchterung Effis, auch wenn sie diese Wirkung auf Effi hat. Vielmehr hat Innstetten tatsächlich eine innere Ambivalenz gegenüber dem »Werther-Chinesen«. Einerseits glaubt er, aufgrund seines gewählten Lebensweges des gesellschaftlichen Aufstieges den Gefährdungen der »Werther-Chinesen«-Position entkommen zu sein, und kann deshalb dem Spuk mit rationaler Überlegenheit begegnen. Andererseits meldet sich beständig die zurückgebliebene Verunsicherung, die diese Gefährdung latent hält und ihn den Chinesenspuk doch ernst nehmen lässt.

Die soeben dargelegten Funktionen und Bedeutungen, die der »Werther-Chinese« für Innstetten hat, lassen erkennen, dass Innstetten Angst vor dem Chinesen hat. Was genau aber ängstigt Innstetten am Chinesen? Es ist, kurz und zusammengefasst gesagt, die für ihn traumatische Erfahrung, selbst in der »Werther-Chinesen«-Position gewesen zu sein und das davon zurückgebliebene Grundgefühl einer unbestimmten Gefährdung, wie oben schon erläutert. Seine Warnungen, Bestätigungen und Menetekel-Beschwörungen, die sich vordergründig an andere, Effi vornehmlich, richten, bedeuten ein ständiges Abgrenzen vom »Werther-Chinesen« - genauer: seinem »Chinesen-Imago« - und deuten damit das Maß seiner inneren Verunsicherung und Angst an.⁹⁴ Dabei hat seine Angst zwei Richtungen. Sie bezieht sich zum einen, wie schon deutlich wurde, auf die desaströsen Folgen einer gesellschaftlich abweichenden oder gesellschaftswidrigen Glücksverwirklichung. Das Menetekel des Chinesen ist deshalb vor allem ein Menetekel für ihn selbst. Dabei hat er genauso viel Angst vor dem tatsächlichen existenziellen Untergang, wie er ihn im »Werther-Chinesen« vor Augen hat, wie vor dem sozialen Untergang, den er in Ninas selbst gewähltem Gesellschaftsausschluss findet. Innstettens Angst vor dem Chinesen bezieht sich zum anderen aber auch darauf, noch einmal in die vormalige »Werther-Chinesen«-Position zurückzufallen. Das Luise-Briest-Dreieck war offenbar so erschütternd und tief prägend, dass sich eine dauerhafte

Angst vor einer Wiederholung dieser Konstellation eingenistet hat. Im »Werther-Chinesen« ist ihm diese Möglichkeit beständig gegenwärtig und macht ihm Angst, obwohl er mit der erfolgreichen Werbung um Effi glaubt, dieser prekären Konstellation 19 Jahre später entronnen zu sein und auf die sichere Briest-Kapitän-Albert-Seite des Dreiecks gewechselt zu haben. Diesen vordergründig erfolgreichen Positionswechsel Innstettens möchte ich in den vorliegenden Deutungszusammenhang einordnen.

Was bedeutet Innstettens Heirat mit der Tochter der Frau, auf die er 19 Jahre zuvor verzichten musste? Was hat das mit seinen damals durchlebten Enttäuschungen und Verletzungen zu tun und mit den Folgen, die sie für Innstettens weitere Lebens- und Persönlichkeitsentwicklung hatten? Dass diese Werbung um Effi und die Heirat mit ihr seltsam bis befremdlich ist, erfasst die Pastorin Niemeyer schon wenige Stunden nach der Verlobung, als Effi die Neuigkeit reihum ihren Freundinnen erzählt. »Ja, ja, so geht es. Natürlich. Wenn's die Mutter nicht sein konnte, muß es die Tochter sein.« (EB, S. 20) Sie bezieht ihre Missbilligung im Folgesatz zwar auf die ökonomischen Kalküle des Adels, aber mit der zitierten Äußerung trifft sie den Kernpunkt, nämlich den Wiederholungscharakter.

Hier versucht jemand, ein lebensprägendes Trauma seiner Vergangenheit durch Wiederholung einer analogen Konstellation nachträglich zu korrigieren und damit hinter sich zu lassen und sich von ihm zu befreien. Innstetten hat mit seiner gesellschaftlichen Etablierung die Ursache für seine frühere »Werther-Chinesen«-Position beseitigt, und jetzt wiederholt er die damalige Brautwerbung, so gut das eben mit den entstandenen Realitäten vereinbar ist, nämlich bei der Tochter. Nun wissen wir aus der Psychologie seit Freud, dass die Wiederholung der traumatisierenden Konstellation das Trauma nicht bewältigt, sondern schlicht wiederholt.

Damit rückt das vierte und letzte Beziehungsdreieck in den Blick: Innstetten – Effi – Crampas. Innstetten wollte mit der dargelegten Wiederholungskonstellation das alte Trauma hinter sich lassen und die frühere angstbesetzte »Werther-Chinesen«-Position gegen die gesicherte Briest-Kapitän-Albert-Position eintauschen. Aber auch im neuen Dreieck mit Effi und Crampas verliert er die Frau an den Dritten und wird auf die »Werther-Chinesen«-Position zurückgeworfen. Diesmal ist der Grund aber nicht sein defizitärer gesellschaftlicher Status, sondern sein persönliches emotionales Defizit, in der Ehe mit Effi keine liebende Beziehung und innige Bindung zu ihr aufbauen zu können. Das Liebes- und Beziehungsversagen Innstettens wird wiederholt von Effi beklagt und vom Erzähler, der ja sonst bei Fontane möglichst unbemerkt bleiben will, außergewöhnlich deutlich kommentiert. So beschwert sich Effi beispielsweise nach Abschluss der quälenden Antrittsbesuche bei den Kessiner Adligen, den Innstetten nicht recht zu feiern weiß: »Nur einen Kuß könntest Du mir geben. Aber daran denkst Du nicht. Auf dem ganzen weiten Wege nicht gerührt, frostig wie ein Schneemann.«

(EB, S. 77) Und der Erzähler fasst schon zu Beginn des zweiten Jahres kurz und bündig zusammen: »Innstetten war lieb und gut, aber ein Liebhaber war er nicht. Er hatte das Gefühl, Effi zu lieben, und das gute Gewissen, daß es so sei, ließ ihn von besonderen Anstrengungen absehen.« (EB, S. 119)⁹⁵ Fontane gibt im Text Hinweise, dass dieses Liebes- und Beziehungsversagen der Kollateralschaden seiner forcierten gesellschaftlichen Etablierung ist. Vom jungen Innstetten nämlich, der in Luise verliebt war und sie umwarb, hatte Luisens Bruder offenbar noch einen ganz anderen Eindruck, mit dem Effi Innstetten konfrontiert: »Du bist eigentlich, wie der Schwantikower Onkel 'mal sagte, ein Zärtlichkeitsmensch und unterm Liebesstern geboren, und Onkel Belling hatte ganz recht, als er das sagte. Du willst es bloß nicht zeigen und denkst, es schickt sich nicht und verdirbt die Karriere.« (EB, S. 143) Aber nach 19 Jahren gesellschaftlichen Aufstiegs sagt Briest im Gespräch mit Luise fast das Gegenteil über ihn: »Denn bei all seinen Vorzügen, er ist nicht der Mann, sich diese [Effis] Liebe mit leichter Manier zu gewinnen.« (EB, S. 42)⁹⁶

Damit hätte Innstetten selbst die Ursache dafür geschaffen, dass er im Effi-Crampas-Dreieck erneut in die »Werther-Chinesen«-Position geraten ist. Ironischer- und tragischerweise als Folge genau der gesellschaftlich ausgerichteten Strategie, mit der er seiner ersten Chinesen-Position im Luise-Briest-Dreieck entkommen konnte. Mit dem Duell wiederholt Innstetten das vor 28 Jahren erfolgreiche Bewältigungsmuster für die nun wiederholte »Werther-Chinesen«-Position – er wählt wieder eine gesellschaftlich ausgerichtete Reaktionsform. Dafür biegt er die innerpersönliche Ursache, nämlich sein Liebes- und Beziehungsversagen, in das gesellschaftliche Problem der »Ehre« um, für das ihm dann die gesellschaftliche Lösungsform des Duells zur Verfügung steht. Weil aber seine erneute »Werther-Chinesen«-Position diesmal keine gesellschaftliche Ursache hat, läuft das Duell als eine *gesellschaftliche* Lösungsform für *dieses* Problem ins Leere. Es ist in der Tat sinnlos. Die Erörterungen gegenüber Wüllersdorf im 27. Kapitel und seine eigenen über die Unzeitgemäßheit, inhaltliche Entkernung und leere Konventionalität des Duells im 29. Kapitel sind die argumentativen Rationalisierungen für diesen Grundwiderspruch von Innstettens Reaktion auf seine wiederholte »Werther-Chinesen«-Position. Das Duell beseitigt nicht deren Ursache und lässt ihn deshalb auch nicht aus ihr entkommen. Es legt ihn, mit der Tötung Crampas' und der Verstoßung Effis, im Gegenteil unumkehrbar auf die gefürchteten Folgen der Chinesen-Position fest: dem vollständigen und desaströsen Scheitern seiner Liebes- und Glücksambitionen.

Zwar widerfährt Innstetten nicht der gesellschaftliche Tod Ninas – davor hat ihn das gesellschaftlich akzeptierte Duell bewahrt – und auch nicht der existenziell-physische Tod des Chinesen und Werthers. Aber er hat jede Aussicht auf zukünftiges Lebensglück verloren. Das Gespräch mit Wüllers-

dorf im vorletzten Kapitel, einige Jahre nach dem Duell, zeigt Innstetten in einem Zustand abgestorbener Lebensfreude und tiefer Lebensunlust, modern würden wir wahrscheinlich von Depression sprechen. Die Beförderung zum Ministerialdirektor, die mutmaßliche Krönung seiner Karriere, lässt ihn gleichgültig und er bekennt Wüllersdorf: »ich habe mich zu freuen verlernt. [...]; nichts gefällt mir mehr; je mehr man mich auszeichnet, je mehr fühle ich, daß dies alles nichts ist. Mein Leben ist verpfuscht« (EB, S. 338, 340).

Innstettens oben beschriebene Angst vor dem Chinesen, genauer: seine Angst vor dem, was er im Chinesen potentiell auch für sich selbst vorgeprägt sieht, ist Realität geworden. Das Menetekel des Chinesen hat sich erfüllt, die unterschwellig stets verspürte latente Gefährdung ist zu konkreter Wirklichkeit geworden. Mit dieser eingetretenen Wirklichkeit findet Innstettens permanente Abwehr gegen den Chinesen ihr Ende. Innstettens Lebensrealität ist jetzt auf die Seite des Chinesen gekippt. Es ist daher konsequent, dass sich auch seine Ambivalenz verloren hat. Die Illusion, den Gefährdungen des Chinesen ausgewichen zu sein, ist zerstört und damit auch die Möglichkeit, dessen Angstpotential mit einem Gestus überlegener Sicherheit wegzurationalisieren. Wenige Minuten vor dem Duell fährt er mit Wüllersdorf noch einmal am Kessiner Haus vorbei »[u]nd das Gefühl des Unheimlichen, das Innstetten an Effi so oft bekämpft oder auch wohl belächelt hatte, jetzt überkam es auch ihn selbst« (EB, S. 284). Der Chinese (Innstettens Chinesen-Imago) ist kein bezweifelbarer, irrealer Spuk mehr, er ist zu Innstettens Lebenswirklichkeit geworden.

4. Zusammenfassung

Das Bild vom »Ekel« Innstetten kann nicht aufrechterhalten werden. Er ist nicht der gefühlskalte Karrierist, boshafte Manipulator und gesellschaftliche Opportunist, als der er nicht nur von der zeitgenössischen Rezeption, gegen die Fontane ihn verteidigt hat, gesehen wurde. In der Analyse der Funktion, die der Chinese für Innstetten hat, erweist er sich als ein zutiefst verunsicherter und ängstlicher Mensch, der versucht, seinen Gefährdungen auszuweichen und den jederzeit möglichen Lebensbrüchen vorzubeugen. Der Chinese ist nicht der von Crampas suggerierte Angstapparat für Effi, sondern in erster Linie Menetekel für seine eigenen Ängste und Verunsicherungen. Im Chinesen findet er sowohl die Spiegelung seines vergangenen Lebens als auch die Vorahnung seiner möglichen Zukunft. Beides ist für ihn gleichermaßen angstbesetzt. Nicht Innstetten beherrscht den Chinesen als jederzeit kalkulierte einsetzbare Manipulationsmarionette für Effi, sondern umgekehrt, der Chinese beherrscht Innstettens Existenzgefühl. Er ist das mal bewusstere, mal weniger bewusste Gravitationszentrum, um

das Innstetten unablässig kreist und von dem er sich in beständiger Abgrenzung und Abwehr zurückzustoßen versucht. Der Chinese ist deshalb in einem sehr wörtlichen Sinne der »Drehpunkt«, um den Innstetten sich dreht. Er ist aber auch der »Drehpunkt« für eine veränderte und vielleicht positivere oder wenigstens verständnisvollere Sicht auf Innstetten. Das differenzierte Verständnis der Chinesen-Figur, wie es hier entfaltet wurde, führt auch zu einem differenzierten Verständnis Innstettens, so wie Fontane es in seinem Brief an Widmann nahegelegt hat. Und, wer weiß, vielleicht mischt sich sogar Mitleid hinein.

Anmerkungen

1 Bei dem Text handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines Vortrages, den ich auf dem Frühjahrstreffen des Fontane-Kreises Großbritannien und Irland am 28. Mai 2024 in St. Andrews gehalten habe.

2 Dieter Krohn: *Wer hat eigentlich Mitleid mit Innstetten in Fontanes Effi Briest?* In: Bo Anderson; Gernot Müller (Hrsg.): *Kleine Beiträge zur Germanistik. Festschrift für John Evert Härd*. Uppsala 1997, S. 157–164.

3 Krohn wendet sich gegen sozialgeschichtliche Deutungen, nach denen sich Innstetten ohne eigene Gefühlsbeteiligung lediglich als »Erfüllungsgehilfe einer repressiv-autoritären Gesellschaftsordnung« (ebd., S. 158) zum Duell entschließt. Seine anscheinend gefühlsfreie und gefühlkalte Deduktion der Duellnotwendigkeit im Wüllersdorf-Gespräch hält Krohn für eine kommunikative Camouflage, um den sehr wohl vorhandenen Gefühlsgründen den Schein objektiver Unausweichlichkeit zu geben (vgl. ebd., S. 162/163).

4 Vgl. ebd., S. 158/159 u. 160.

5 Vgl. ebd., S. 159.

6 Ebd., S. 161.

7 Ebd., S. 161.

8 Zitate aus *Effi Briest* werden nach GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 15. 3. Auflage. Berlin 2021 mit der Sigle EB und nachfolgender Seitenzahl nachgewiesen.

9 Ich liste hier die Seitenzahlen auf: EB, S. 51, 52, 54, 60/61, 66, 67, 69, 70, 86/87, 89, 91, 92, 97–99, 111, 116/117, 121, 133, 134, 140, 156, 173, 202, 205, 206, 207, 214/215, 239, 244/245, 264, 284, 310.

10 Drei Mal noch findet der Chineser Erwähnung, im 25. Kapitel im Zusammenhang mit den Erinnerungen an Kessin, über die Effi nur mit Roswitha »unbefangen reden konnte« (EB, S. 264), ebenso im 32. Kapitel beim Wiedersehen mit Roswitha (EB, S. 310) sowie im 28. Kapitel, als Innstetten gemeinsam mit Wüllersdorf auf dem Weg zum Duell in den Dünen am alten Haus vorbeifährt (EB, S. 284).

11 Christine Hehle: *Paradiesgarten und Spukhaus. Kessin: Das Spukhaus* (1998). In: Anhang. EB, S. 365–367.

12 Klaus Müller-Salget: *Der Chinesen-Spuk als »ein Drehpunkt für die ganze Geschichte«*. In: Stefan Neuhaus (Hrsg.): *Effi Briest - Handbuch*. Berlin 2019. S. 153–155.

13 Ebd., S. 153.

14 Hehle, wie Anm. 11, S. 366.

15 Ebd., S. 366.

16 Für Christian Grawe ist »*Effi Briest* inhaltlich und gestalterisch ganz und gar der Roman seiner Titelheldin«. In: Christian Grawe: *Effi Briest. Geducktes Vögelchen in Schneelandschaft: Effi von Innstetten, geborene Briest*. In: Ders. (Hrsg.): *Interpretationen. Fontanes Novellen und Romane*. Stuttgart 1991, S. 217–242, hier: S. 236.

17 Vgl. EB, S. 153–156.

18 Gisela Warnke: *Der Spuk als »Drehpunkt« in Fontanes »Effi Briest«*. Ein Beitrag zur Strukturanalyse des Romans. In: *Literatur für Leser*. Bd.1 (1978), S. 214–242.

19 Ulrike Rainer: *Effi Briest und das Motiv des Chinesen: Rolle und Darstellung in Fontanes Roman*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie*. Bd. 101 (1982) Heft [4], S. 545–561.

20 Warnke, wie Anm. 18, S. 217.

21 Ebd., S. 217. Vgl. dazu Rainer, wie Anm. 19: Der Chinese und Effi seien die »Exponent[en] aller Außenseiter« (ebd., S. 553) des Romans, deren Verwicklung ihrer Liebes- und Sexualitätswünsche das Selbstverständnis der Gesellschaft gefährdeten, was diese mit radikalem Ausschluss beantwortete. »Sobald der Orientale und die junge Frau gegen ihre untergeordnete Stellung rebellieren, indem sie selbständig handeln, und ihre Sexualität nicht verbergen, erfahren sie die Härte der Gesellschaft« (ebd., S. 555). Für Effi habe daher »das Geschick des Chinesen in ihrer eigenen Psyche sofort einen Widerhall« geweckt (ebd., S. 561).

22 Rainer, wie Anm. 19, S. 560.

23 Vgl. ebd., S. 560–561.

24 Vgl. Warnke, wie Anm. 18, S. 217 und Rainer, wie Anm. 19, S. 549 u. 555.

25 Peter Utz: *Effi Briest, der Chinese und der Imperialismus. Eine »Geschichte« im geschichtlichen Kontext*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie*. Bd. 103 (1984) Heft [2], S. 212–225.

26 Li Yuan: »Ein Chinese, find' ich, hat immer was Gruseliges«. *Der Chinesen-spuk in »Effi Briest« als Metapher für das Exotische, Fremde und Unheimliche*. In: Ahn, Mun-Yeong; Bentzinger, Rudolf; Bhatti, Anil (Hrsg.): *Jahrbuch für Internationale Germanistik*. Jg. XLIV (2012) Heft [1], S. 163–172.

27 Vgl. Utz, wie Anm. 25, S. 214 u. Yuan, wie Anm. 26, S. 170–171.

28 Vgl. Utz, wie Anm. 25, S. 223. Claudius Sittig: *Gieshüblers Kohlenprozessor. Der Kolonialdiskurs und das Hirngespinnst vom spukenden Chinesen in Theodor Fontanes »Effi Briest«*. In:

Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 122 (2003) [Heft 4], S. 544–563 weist die seiner Ansicht nach von Utz stillschweigend vorgenommene Gleichsetzung der Opferrollen von Chinese und Effi zurück, da er in Effis Äußerungen zum Chinesen kolonialistische Diskurstypoi erkennt, die er auch in Fontanes Gestaltung oder eben der Nichtgestaltung des Mirambo ausmacht.

29 Yuan, wie Anm. 26, S. 167.

30 Karla Bindokat: *Effi Briest: Erzählstoff und Erzählinhalt*. Frankfurt a.M. 1984 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 540).

31 Ebd., S. 122.

32 Ebd., S. 124.

33 Ebd., S. 139.

34 Christoph Wegmann: *Gretes Amulett und Effis Chinese – Fälle von Bildmagie in Theodor Fontanes Romanwelt*. In: *Fontane Blätter* 106 (2018), S. 44–64.

35 Ebd., S. 59.

36 Ebd., S. 60.

37 Vgl. ebd., S. 60/61: »Das wirklich Unheimliche sucht Effi im gewöhnlichen Leben heim: Sie wird ahnungslos gehalten, sie wird zwangsverheiratet, verraten. Sie wird aus der Familie ausgestoßen, ihr Kind wird ihr weggenommen. Sie wird zu einem Niemand gemacht.«

38 Sophia Wege: *Metaphysischer Realismus. Arthur Schopenhauers Willensphilosophie im Erzählwerk Theodor Fontanes*. Berlin/Boston 2024. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft, Bd. 15).

39 Es ist an dieser Stelle nicht möglich, Weges Studie in ganzer Breite gerecht zu werden, für das hier gestellte Thema beschränke ich mich auf die Ausführungen zu *Effi Briest*.

40 Wege, wie Anm. 38, S. 548.

41 Diese emotionale Kälte sieht Wege auch bei Innstettens Duellentscheidung am Werk, bei der er »keinerlei Rachege-lüste« verspüre und die er daher »nicht emotional, sondern rational und vernunft-mäßig begründet« (Ebd., S. 539). Hier lässt Wege die Untersuchung Dieter Krohns (s. Anm. 2) unberücksichtigt.

42 Ebd., S. 562.

43 Dabei bleibt Martin Todtenhaupts Detailanalyse dieses Gesprächs (s. Anm. 44) unberücksichtigt.

44 Martin Todtenhaupt: *Der erste Dialog über den Chinesen in »Effi Briest«*. In: Dieter Krohn, Bengt Sandberg, Martin Todtenhaupt (Hrsg.): *Germanistische Schlaglichter*. Göteborg 1998. S. 59–75.

45 Krohn, wie Anm. 2.

46 Todtenhaupt, wie Anm. 44, analysiert dafür den Dialog zwischen Innstetten und Effi über den Chinesen auf der ersten Kutschfahrt nach Kessin. Es sei Effi, die die Sprache auf den Chinesen und dann auf dessen Spuk- und Gruselpotential bringe, so dass von einer strategischen Einführung Innstettens keine Rede sein könne (vgl. ebd., S. 65 u. 67). »In sprachlich semantischer Hinsicht ist Innstetten jedenfalls nicht der Urheber des Chinesenmotivs und seiner Verdichtung zum Gruseligen hin, [...]« (Ebd., S. 71).

47 Ingrid Schuster: *Exotik als Chiffre: Zum Chinesen in Effi Briest*. In: *Wirkendes Wort*. Jg. 33. (1983). Heft [2], S.115–125.

48 Vgl. ebd., S. 121.

49 Ebd., S. 121.

50 Ebd., S. 117. Schuster knüpft mit dieser kommunikativen Codierungsfunktion der Gespräche über den Chinesen an Ingrid Mittenzwei: *Die Sprache als Thema. Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsromanen*. Bad Homburg v. d. H./Berlin/Zürich 1970 an (vgl. Schuster, wie Anm. 47, S. 124, Anm. 12).

51 Vgl. ebd., S. 120–121: »Indem Innstetten Effi die Geschichte vom Chinesen erzählt und ihr dessen Grab zeigt, erklärt er ihr indirekt: diese Art von Gefühlen ist für mich tot; sie gehört der Vergangenheit an. Angesichts dieser Realität soll Effi ihre Wünsche – zu ihrem eigenen Besten? – vergessen.«

52 Renate Böschenstein: *Die Ehre als Instrument des Masochismus in der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts*. [1988]. In: Hanna Delf von Wolzogen, Hubertus Fischer (Hrsg.): *Renate Böschenstein. Verborgene Facetten. Studien zu Fontane*. Würzburg 2006, S. 154–175. Im Folgenden zitiert: Ehre, Seite; ebd.: »Und die Mutter kaum in Salz«. *Muttergestalten in Fontanes »Vor dem Sturm« und »Effi Briest«*. [1996], S. 267–299. Im Folgenden zitiert: Mutter, Seite; ebd.: *Namen als Schlüssel bei Hoffmann und Fontane*. [1996], S. 300–328. Im Folgenden zitiert: Namen, Seite.

53 Vgl. Böschenstein, *Namen*, S. 300: Innstetten »wurde von den ersten Lesern und Leserinnen des Romans sogleich abgelehnt, gar als »Ekel«, und dass er ein Inbegriff von Pedanterie und Karrierismus sei, ist ein Topos geblieben [...]« Ebenso Böschenstein, *Ehre*, S. 169: »Diese affektive Abwehr gegen Innstetten hat sich in der Rezeption weithin bis heute durchgehalten, [...]«

54 Böschenstein, *Ehre*, S. 169. Vgl. auch Böschenstein, *Namen*, S. 324: Innstettens ursprüngliche Natur als »Zärtlichkeitsmensch« habe »die Enttäuschung durch Effis Mutter abgetötet«. Ebenso Böschenstein, *Mutter*, S. 292: Innstettens vermeintliche Gefühlskälte sei die Folge »des partiellen psychischen Todes, den er bei jener Zurückweisung seiner Liebe erlitten hat«. Ähnlich sieht das Christian Begemann: »*Ein Spukhaus ist nie was Gewöhnliches...*« *Das Gespenst und das soziale Imaginäre in Fontanes »Effi Briest«*. In: Peter Uwe Hohendahl u. Ulrike Vedder (Hrsg.): *Herausforderungen des Realismus. Theodor Fontanes Gesellschaftsromane*. Freiburg i. Br., Berlin, Wien 2018, S. 203–241: »Man darf vermuten, dass diese Gefühlskälte ein Selbstschutzmechanismus im Gefolge der Liebesbeziehung zur jungen Luise von Belling ist, deren Scheitern Innstetten an den Rand des Suizids gebracht hat.« (Begemann, S. 227) Auch Sophia Wege, wie Anm. 38, versteht den kalten Innstetten der Romangegenwart als Ergebnis einer Entwicklung, die mit der Zurückweisung seiner Liebe zu Luise begann: »Der Schmerz über die Trennung von Luise hat Innstetten seelisch verkrüppelt und erkaltet zurückgelassen, [...]« (Ebd., S. 542).

55 Böschenstein, *Namen*, S. 324.

56 Böschenstein, *Ehre*, S. 169. Auch Begemann, wie in Anm. 54, greift den Begriff auf: »Schon zu Beginn des Romans zeigt sich Innstetten »als sein eigener Revenant«, den seine Vergangenheit nicht loslässt, [...]« (Ebd., S. 228).

57 Vgl. Böschenstein, *Namen*, S. 323. Dort spricht Böschenstein vom »Fortleben der seelischen Bindung zwischen Innstetten und Effis Mutter [...]« und in Böschenstein, *Mutter*, S. 290–291 davon, »dass die Fortdauer dieser Beziehung [...] sich [...] durch den ganzen Roman zieht.«

58 Böschenstein, *Namen*, S. 324.

59 Böschenstein, *Mutter*, S. 293.

60 Böschenstein, *Namen*, S. 324. In ähnlicher Weise argumentiert Daragh Downes: *Effi Briest. Roman*. In: Christian Grawe, Helmuth Nürnberger: *Fontane-Handbuch*. Stuttgart 2000, S. 633–651. »So kann man den unheimlichen Eindruck gewinnen, als werde Effi vom Spuk des leidenden jungen Innstetten, des toten Ich seiner Vergangenheit heimgesucht. Gerade dieses weder ganz gegenwärtige noch ganz abwesende frühere Ich evoziert die Figur des Spuks.« (Downes, S. 645). Ebenso Inka Mülder-Bach: »*Verführung ist [...] etwas Prosaisches*«. »*Effi Briest*« und *das Gespenst der Geschichte*. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*. Bd. 83 (2009) [Heft 4], S. 619–642. »Gut möglich, dass er [Innstetten] in dem toten Chinesen, vor dem Effi sich nachts in ihrem Bett fürchtet, ein Echo seiner eigenen Abgestorbenheit vernimmt.« (Mülder-Bach, S. 629). Und gleichfalls Begemann, wie Anm. 54: »[...] der Kessiner Spuk lässt sich auch mit Blick auf ihn [Innstetten] als eine Spiegelungsfigur begreifen.« (Begemann, S. 228).

61 Begemann, wie Anm. 54.

62 Ebd., S. 207.

63 Ebd., S. 207.

64 Ebd., S. 231–232.

65 Ebd., S. 221.

66 Vgl. ebd., S. 215.

67 Ebd., S. 219. Begemann greift hier den Begriff des »Überlebens« auf, den Edward B. Tylor eingeführt hat: *Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie*,

Philosophie, Religion, Kunst und Sitte.
Leipzig 1873 (vgl. Begemann, wie
Anm. 54, S. 217 ff.).

68 Ebd., S. 221.

69 Innstettens Ambivalenz gegenüber dem Spuk spiegle dieses Wirklichkeitsbewusstsein: »Statt also Innstettens Haltung auf pädagogisch-taktische Spielchen zurückzuführen, dürfte es adäquater sein, in ihr den Ausdruck eines grundsätzlichen kulturellen Dilemmas bei der Konfiguration von Wirklichkeitskonzepten zu erkennen.« (Ebd., S. 215).

70 Ebd., S. 226. Vgl. auch ders. in Anm. 60.

71 Wege, wie Anm. 38.

72 Ebd., S. 560.

73 Ebd., S. 561: Schopenhauers Theorie »beschreibt genau jenes erkenntnistheoretische Problem, das sich bei der Deutung des Chinesenspuks auftut, und liefert dafür zugleich eine Lösung, indem es die Grenze zwischen Innen und Außen für fließend erklärt. Sobald mehrere Menschen eine Erscheinung wahrnehmen, sei die Existenz der Geister nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv belegt, aber tatsächlich sei der ›Unterschied zwischen subjektiv und objektiv *nur ein relativer*.« Wege referiert hier Schopenhauers Berufung auf die Erkenntnistheorie Kants. Dass Schopenhauers Interpretation der transzendentalen Objektkonstitution und des »Dings an sich« bei Kant hochumstritten ist, kann an dieser Stelle nur angemerkt, nicht ausgeführt werden.

74 Ebd., S. 573.

75 Grawe, wie Anm. 16, S. 231.

76 Vgl. Anm. 11.

77 Vgl. Anm. 12.

78 Zitiert nach: Theodor Fontane, *Effi Briest*. Hrsg. von Helmuth Nürnberger. München. 2. Auflage 1996. Anhang, S. 319.

79 Ebd., S. 321. In gleichem Sinne äußert Fontane gegenüber Anna Catharina Mayer (12. Juni 1895), dass »Innstetten [...] von allen Damen härter beurtheilt wird als er verdient« (ebd. S. 319); ebenso gegenüber Clara Kühnast (27. Oktober 1895): »Ja Effi! Alle Leute sympathisiren mit ihr und Einige gehen so weit, im Gegensatz dazu, den Mann als einen ›alten Ekel‹ zu bezeichnen. Das amüsiert mich natürlich, giebt mir aber auch zu denken, [...]« (ebd. S. 321).

80 Ebd., S. 324.

81 Ebd., S. 321.

82 Vgl. oben, S. 77–79 passim und Böschenstein, wie Anm. 53.

83 Ebd., S. 324.

84 Vgl. Luise zu Effi in EB, S. 18: »Du wirst Deine Mama weit überholen.« sowie EB, S. 44 Luise zu Briest: »Innstetten ist ein Carrieremacher [...].« Des Weiteren Effi zu Briest in EB, S. 141: Innstetten »hat so seine Pläne für die Zukunft; Kessin ist doch bloß eine Station«. Auch Crampas zu Effi in EB, S. 155: »Innstetten, der jeden Tag Ministerial-Direktor oder dergleichen werden kann (denn glauben Sie mir, er ist hoch hinaus) [...]«; ebenso noch EB, S. 156 sowie Luise brieflich an Effi über Innstettens Beförderung zum Ministerialrat in EB, S. 218: »Ich habe es übrigens immer gewußt (schon als I. noch bei den Rathenowern war), dass etwas aus ihm werden würde.«

85 Vgl. die Betonung der Lücken und Leerstellen bei Müller-Salget, wie Anm. 12, und Hehle, wie Anm. 11.

86 Der Begriff »Imago« ist nicht nur sprachlich nahe an Begemanns »individuellem Imaginären« (vgl. Anm. 62), beide Mal handelt es sich um Bewusstseinsinhalte, die Fühlen, Denken und Handeln beeinflussen oder bestimmen und damit Realitäten schaffen.

87 Vgl. das Gespräch von Roswitha mit Frau Kruse, EB, S. 205. Ebenso Innstettens Zusammenfassung der Chinesengeschichte gegenüber Wüllersdorf, EB, S. 284.

88 Effi kündigt »eine Liebesgeschichte mit Held und Helden, und zuletzt mit Entsagung« an; wenige Zeilen später drängt Hulda: »nun die Liebesgeschichte mit Entsagung. Oder ist es nicht so schlimm?«. Und Effi repliziert: »Eine Geschichte mit Entsagung ist nie schlimm.« (EB, S. 9) Auch Downes, wie Anm. 60, weist auf die Goethe-Allusion der Vokabel hin (ebd., S. 639), verfolgt aber deren Bedeutungsmöglichkeiten nicht weiter.

89 Am prominentesten natürlich im Untertitel der *Wanderjahre: Die Entsagenden*. Das Goethewörterbuch der Uni-Trier (<http://gwb.uni-trier.de/de/>) verzeichnet 200 Belege für »entsagen« (<https://woerterbuchnetz.de/?sigle=GWB-&lemid=E02389>) und 23 für »Entsagung« (<https://woerterbuchnetz.de/?sigle=GWB-&lemid=E02390>). Abrufdatum: 22.9.2024.

90 Effi wird ebenfalls dicht neben dem Kirchhof, der ja direkt an den Briestschen Park grenzt, auf dem Rondell beigesetzt (vgl. EB, S. 349). Hier eröffnet sich dann die Perspektive auf Bedeutung und Funktion des Chinesen für Effi.

91 Auch Christine Hehle, wie Anm. 11, S. 367, und Böschstein, *Mutter*, wie Anm. 52, S. 292, bemerken die Werther-Anspielung auf dem Chinesenbildchen, verfolgen aber deren Interpretationspotential nicht weiter.

92 Ähnliche Textstellen zur Warn- und Menetekelfunktion finden sich in EB, S. 172: Innstetten zu Effi über die Folgen von Crampas' »Hazardspiel« im Leben: »Ja, mal kommt es. Aber ich glaube, unser Freund hält zu denen, die sich über das, was kommt, keine grauen Haare wachsen lassen.«; Innstetten ermahmend zu Effi in EB, S. 173: »Aber so oder so, man muß nur in der Ordnung sein und sich nicht zu fürchten brauchen.«

93 Insgesamt finden sich 12 Textstellen, an denen Innstettens Ambivalenz deutlich wird: EB, S. 51, 53, 69, 89, 92, 93, 97, 117, 153, 154, 173, 244/245. Vgl. dazu auch Begemann, Anm. 69.

94 Deshalb lässt Innstetten auch den Saal und die Räume im Obergeschoss ungenutzt und unangerührt. Hier fand die Chinesen-Nina-Konstellation das desaströse Ende, in dem Innstetten seine einstige mögliche Gefährdung wiedererkennt. Aus Angst davor nimmt er eine rigorose, eben auch räumliche, Abgrenzung gegen dieses Spiegeldreieck vor. Dass er sich weigert, Luise, die Frau aus seiner Dreierkonstellation, dort übernachten zu lassen, versteht sich aus diesem Zusammenhang von selbst.

95 Vgl. auch die folgenden Textstellen. EB, S. 119: Effi kommt »wenn auch unklar, [...] zum Bewusstsein [...], was ihr in ihrer Ehe eigentlich fehlte: Huldigungen, Anregungen, kleine Aufmerksamkeiten.«; EB, S. 120: Innstetten »erging sich in ein paar wohlgemeinten, aber etwas

müden Zärtlichkeiten, die sich Effi gefallen ließ, ohne sie recht zu erwidern.«; EB, S. 254: Luise berichtet Briest von einem Gespräch mit Effi über ihre Ehe: »»Sie sagte: Mama, es geht jetzt besser. Innstetten war immer ein vortrefflicher Mann, so einer, wie's nicht viele giebt, aber ich konnte nicht recht an ihn heran, er hatte so 'was Fremdes. Und fremd war er auch in seiner Zärtlichkeit. Ja, dann am meisten; es hat Zeiten gegeben, wo ich mich davor fürchtete.«; EB, S. 348: Effis abschließendes Resümee zu Innstetten, er war »»so edel, wie jemand sein kann, der ohne rechte Liebe ist««.

96 Downes, wie Anm. 60, stellt fest, dass sich Innstetten mit der Zurückweisung durch Luise verändert habe, »aber weil er sich verändert hat, kann er als Ehemann seine Frau nicht befriedigen« (ebd., S. 641). Vgl. auch Anm. 54.

»... keinen Demokraten, keinen Königsfeind!« Andreas Sommer und der *Patriotische Verein* – aus Fontanes nachmärzlichem Umfeld

Hubertus Fischer

1. Einführung

Dass es neben literarischen Vereinen wie dem *Tunnel über der Spree* auch politische Vereine gab, wird nur gelegentlich in Betracht gezogen. Es kam aber nicht selten vor, dass parallele Mitgliedschaften zusammenwirkten und politische Lieder, Gedichte und Parteischriften die Folge waren.¹ Das Leben außerhalb literarischer Vereine brachte wiederum Menschen zusammen, deren Wege wenigstens zeitweilig mit politischen Vereinen verbunden waren. Diese aufzuhellen kann schon deshalb von Nutzen sein, weil sie einer auf den ersten Blick flüchtigen Begegnung mehr Kontur und Kolorit verleihen. Da die Geschichte der politischen Vereine in Deutschland in der Breite mit der Revolution von 1848/49 beginnt, kann hier eine Untersuchung ansetzen. Sie rückt im vorliegenden Fall nicht zuerst Fontane, sondern Personen seines engeren und weiteren Umfeldes in den Blick, denn auf diese Weise können Anhaltspunkte dafür gewonnen werden, dass sich aus einer Vereinsmitgliedschaft oft Langzeitwirkungen ergeben und dass Begegnungen selten rein zufälliger Natur sind. Vor Jahren wurde Fontanes Beziehungen zu demokratischen Vereinen während der Märzrevolution 1848 nachgegangen.² Dieser Versuch beleuchtet die Verbindungen von einer anderen Seite, die sich damals die »patriotische« nannte und die den Demokraten in aller Regel ablehnend gegenüberstand.

2. Tunnelianer und andere Fontane-Bekannte als Mitglieder des *Patriotischen Vereins*

Der *Patriotische Verein* in Berlin stellte die erste ernstzunehmende konservative Vereinsgründung in Preußen im Revolutionsjahr 1848 dar.³ Er konstituierte sich nach einem Aufruf vom 26. April mit der Feststellung der Statuten und einer Dankadresse an das Staatsministerium am 16. Mai

1848.⁴ Indem er sich öffentlichkeitswirksam gegen das Einkammersystem aussprach, setzte er sich vom linken Flügel des *Konstitutionellen Klubs* klar ab.⁵ Der Verein, der hauptsächlich Beamte, Professoren und verabschiedete Militärs zu seinen Mitgliedern zählte, wies eine Reihe von Personen auf, mit denen Fontane auf die eine oder andere Weise in Berührung kam oder später näheren Umgang hatte. Zu Letzteren zählte Wilhelm von Merckel, Freund und Förderer Fontanes, der den *Patriotischen Verein* zeitweilig auch nach außen als einer seiner »Vorsteher« vertrat.⁶ Eine Untersuchung des Vereins, seiner Programmatik und Wirksamkeit, könnte dazu beitragen, Merckels politische Entwicklung in den der Märzrevolution nachfolgenden Monaten besser zu verstehen.⁷ Aus dem *Tunnel*, um dies gleich noch hinzuzufügen, gehörten auch der Obertribunalsrat Theodor Goldammer (»Stägemann«) und Johann Ludwig Urbain Blesson (»Carnot«), Offizier, 1848 kurzzeitig Kommandeur der Bürgerwehr und rühriger Militärschriftsteller, dem Verein an. Blesson war sogar Mitgründer dieser Organisation mit »Vorreiterfunktion«⁸ für die konservative Parteibildung in Berlin und Preußen.⁹

Unter ihren Mitgliedern tauchen weitere Namen auf, die in den 1850er- und 1860er-Jahren in den Gesichtskreis Fontanes traten: so der Historiker, Literaturhistoriker und Publizist Professor Rudolf Köpke (»Als sich die Parteien zu organisieren anfangen, schloß er sich ohne Rückhalt der konservativen an«¹⁰), aus dessen Tieck-Biographie Fontane Kenntnisse über das Leben des Dichters bezog¹¹ und mit dem er nicht nur als Autor in Heinrich Pröhles *Unser Vaterland* auftrat,¹² sondern Anfang Dezember 1862 auch einen Briefkontakt anknüpfte;¹³ ferner der Kunstkammer-Direktor, Genealoge und Historiker Leopold von Ledebur, mit dem zusammen er bei den Wahlmännerwahlen im April 1862 für die konservative Partei kandidierte und gelegentlich korrespondierte;¹⁴ sodann der Kirchenhistoriker und christliche Archäologe Professor Ferdinand Piper, der am 14. März 1849 eine Zusammenkunft der verbundenen monarchisch-konstitutionellen Vereine der Provinz Brandenburg geleitet hatte¹⁵ und mit dem Fontane acht Jahre später, im Mai 1857, bei einem Diner auf der Preußischen Gesandtschaft in London zusammentraf;¹⁶ weiter der Geheime Oberregierungsrat Ferdinand Stiehl, der Ende Mai 1849 den Vorsitz einer Versammlung der monarchisch-konstitutionellen Vereine aller Richtungen in Potsdam geführt hatte¹⁷ und der – aus Fontanes Sicht – als hoher Beamter im Kultusministerium die schulpolitischen Weichen für sein *Wanderungen*-Projekt stellen sollte;¹⁸ endlich der Publizist Dr. Andreas Sommer, der heute vergessen ist, der aber einmal in den Spalten der Berliner Presse ein bekannter Name war und der in den 1850er-Jahren wiederholt Fontanes Lebensweg kreuzte. Als nahezu »Verschollenem« soll ihm in dieser ersten »Terrainerkundung« besondere Aufmerksamkeit gelten; wegen der größeren Nähe zu Fontane mögen jedoch einige Beobachtungen zu Merckel als aktivem Mitglied des *Patrio-*

tischen Vereins vorangestellt sein. Sie ersetzen die Nachzeichnung seiner politischen Entwicklung 1848/49 nicht, machen aber auf einige Sachverhalte aufmerksam, die dabei zu berücksichtigen sind.¹⁹

3. Wilhelm von Merckel und die Publizistik des *Patriotischen Vereins*

Wollte man Merckels politisch-publizistische Aktivitäten 1848/49 angemessen beurteilen, wäre zuerst eine Erschließung der vom *Patriotischen Verein* veranlassten Schriften und Drucke erforderlich, sie mögen mehr nach innen auf verwandte Vereine oder mehr nach außen auf eine sympathisierende oder gegnerische Öffentlichkeit gerichtet sein.

Um die Vereine in Verbindung zu halten, um ihnen Material für ihre Verhandlungen zu bieten und um auch auf die außerhalb der Organisation stehenden Gesinnungsgenossen zu wirken, bedurfte man der Presse. Schon seit dem Juli [1848] gab der *Patriotische Verein* deshalb ein Centralblatt der verbundenen monarchisch-constitutionellen Vereine heraus, welches den bezeichneten Zwecken diente. Daneben aber publicirte er eine große Zahl von Flugblättern, in welchen Zeitfragen im Sinne der Partei behandelt wurden.²⁰

Gemeint ist das *Central-Blatt für die Kundgebungen des patriotischen Vereins zu Berlin und der mit ihm verbundenen Zweig- und verwandten Vereine in den Provinzen*, das mit der Nr. 1 am 6. Juli 1848 herauskam und »fünf Monate hindurch in zwanglos aufeinander folgenden Nummern«²¹ bis zum 8. Dezember 1848 die Kommunikation aufrechterhielt. Köpke, der einige Zeit den Vereinsvorsitz führte,²² ließ seinen dort gehaltenen Vortrag »Der Verein der Berliner Wahlmänner« im Nachgang als Beilage zur Nr. 1 drucken.²³ Dieser Druck stand in Zusammenhang mit einem »Protest« des *Patriotischen Vereins* vom 28. Juni 1848 gegen den Wahlmänner-Verein und seinen Versuch, als Körperschaft »ein Organ der öffentlichen Meinung in der Stadt Berlin zu bilden«.²⁴ Möglicherweise war auch Merckel am *Central-Blatt* beteiligt, was jedoch einer gesonderten Prüfung bedarf.

Ähnlich verhält es sich mit den Flugblättern und Flugschriften. Zu unterscheiden sind die vom *Patriotischen Verein* direkt ausgegangenen oder in seinem Auftrag verfassten von den namentlich gezeichneten Blättern und Schriften, die auch in anderen als in der vom Verein bevorzugten Offizin herauskamen. Dies war, von den Gründungszeugnissen vom 16. Mai 1848 abgesehen, die Druckerei von J. F. Starcke in der Charlottenstraße, die auch sonst mit Aufträgen von konservativer Seite bedacht wurde. So ist es möglich, dass neben den von Merckel mit seinem Namen gezeichneten Flugschriften etwa die zum Steuerverweigerungsbeschluss der Nationalversammlung vom 15. November 1848 veröffentlichte *Denkschrift* wenigstens in Grundzügen aus seiner juristisch geschulten Feder stammte.²⁵ Dafür

könnte auch Merckels Beteiligung an der Überreichung der *Denkschrift* zunächst an die Zweite, sodann an die Erste Kammer des Preußischen Abgeordnetenhauses sprechen:

Im Namen der Mitglieder des patriotischen Vereines zu Berlin und für sich überreichen unter dem 1. Oktober [1849] die Herren Mathis, C. Hardt, Dr. R. Köpke, von Merckel, Dr. Andreas Sommer eine Denkschrift jenes Vereins in Betreff der von der zweiten Kammer ausgeführten Revision der Artikel 98, 99 und 108 der Verfassung vom 5. Dezember 1848, in welcher der Verein seine Ueberzeugung von der rechtlichen Grundlosigkeit und der verderblichen Wirksamkeit des durch die Beschlüsse der zweiten Kammer beanspruchten Steuer-Verweigerungs-Rechts ausspricht.²⁶

Auch darf man andere gereimte und ungereimte Kundgaben Merckels unter den vom *Patriotischen Verein* genutzten appellativen und argumentativen Textsorten vermuten:

Keine Form der Darstellung blieb unversucht. Feierliche Ansprachen an das Volk wechselten mit launigen Briefen, trockene Abhandlungen mit frischen singbaren Liedern. Tag für Tag wurden im Sommer und Herbst 1848 solche Flugschriften gedruckt; von manchen sind 100.000 Exemplare verbreitet worden.²⁷

In der als *Fliegende Blätter* betitelten Folge von Einblattdrucken vertrieb der *Patriotische Verein* Merckels nach der Melodie »Mein Herr Maler, will er wohl« ebenso »frisch singbares« *Demokratenlied* mit dem bekannten Schlussvers »Gegen Demokraten / Helfen nur – Soldaten!«²⁸ Von demselben Geist zehrten und zeugten Andreas Sommers Sätze bei der Wahlagitation Anfang Juli 1849:

Die Demokratie zur Volksvertreterin machen, heißt allen Interessen des Volks den Tod geben, heißt die Auflösung ans Ruder des Staats stellen, heißt Feuer unter den Thron legen. Also auf, Ihr Alle, die Ihr es mit König und Vaterland wohl meint, wählt, wählt, wählt aber keinen Linken, keinen Demokraten, keinen Königsfeind!²⁹

Die Mitgliedschaft im selben *Patriotischen Verein* kam nicht von ungefähr.

Vor dem hier nur angedeuteten Hintergrund dürfte klar geworden sein, dass Merckels publizistisches Engagement 1848/49 nicht isoliert betrachtet werden kann. Es ist Teil einer größeren Medienkampagne mit abgestimmten Mitteln und Zielen, was aber die »persönliche Handschrift« keineswegs ausschließt. Auch dafür ein Beispiel aus dem Jahr 1848. Abgesehen von seiner zeitweiligen »Vorsteher«-Rolle hatte Merckel persönliche Auftritte im *Patriotischen Verein* und seinen Versammlungen. Dabei erfreute er sich des lebhaften Zuspruchs zahlreicher Gesinnungsgenossen, als der Verein Anfang Oktober 1848 verwandte Vereine zu einer Generalversammlung nach Berlin eingeladen hatte, auf der dann »Herr v. Merckel unter großem Beifall über das Wesen und die Bedeutung der Reaktion [sprach]. Auf den

Wunsch der Versammlung wurde der Druck des Vortrags beschlossen.«³⁰ Der Einblattdruck *Vom Wesen der Reaktion!* lag im November 1848 in der Starcke'schen Buchdruckerei, Charlottenstraße 29, vor.³¹

Dass aber dieser Vortrag überhaupt zum Druck gelangte, ging auf die förmliche Beschlussfassung infolge der Generalversammlung des *Patriotischen Vereins* mit immerhin über zwanzig gesinnungsverwandten Vereinen zurück; das darf man dann wohl als »abgestimmt« bezeichnen. Außer dem Exemplar, das sich im Nachlass des erwähnten Kunstkammer-Direktors Ledebur fand, konnte bisher kein zweites ermittelt werden. Insofern wäre eine Edition ins Auge zu fassen; sie sollte, auch wenn sich Merckels Verfasserschaft in einigen Fällen nur indirekt sichern lässt, weitere Stücke aus dem Verein und seinen u. a. von Merckel vorgelegten Zentralisierungsplänen für die konservative Partei im Umfang der Monarchie einbeziehen. Nicht zu berücksichtigen sind die meist leichter zugänglichen Flugschriften Merckels vor allem späterer Jahre, für die kein Zusammenhang mit dem inzwischen bedeutungslos gewordenen *Patriotischen Verein* mehr bestand. Eine Ausnahme könnte der anonym veröffentlichte *Romanzero der letzten Ersten Kammer*³² bilden, da zu seinem Verständnis eine Kommentierung unerlässlich ist.

4. Andreas Sommers »Politische Predigten« und sein Eintritt ins *Literarische Cabinet*

Trat »Dr. Andreas Sommer« auch verschiedentlich zusammen mit Merckel für den *Patriotischen Verein* auf, so war er doch um vieles präsenter als dieser in der Berliner Öffentlichkeit der Jahre 1848/49 (und noch einige Zeit darüber hinaus). Gezählte 190 Zeitungsausschnitte befinden sich, zusammen mit einigen Flugblättern auf hochkantige Seiten geklebt, in einem von Ledebur eigenhändig angelegten und mit »Kundgebungen im Sinne des patriotischen Vereins [Mai bis August 1848]« beschrifteten Umschlag.³³ Aufgenommen hatte Ledebur gleich mehrere längere Artikel seines Vereinsgenossen aus der *Vossischen und Spenerschen Zeitung*. Die *Locomotive. Zeitung für politische Bildung des Volkes* kommentierte die Wirksamkeit dieser Artikel ironisch:

Herr Dr. Andreas Sommer läßt täglich einen langen Aufsatz in die Voss. Zeitung einrücken. Gleichwohl haben die Lehren desselben nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Wir ersuchen daher Herrn Dr. Sommer, täglich zwei oder drei Aufsätze einrücken zu lassen. Auf diese Weise werden die Leser, welche diese Aufsätze überschlagen, schneller mit dem Lesen der gedachten Zeitung fertig.³⁴

Sommers Bemühen in diesen und vielen anderen Artikeln wurde später dahingehend zusammengefasst, dass er »durch politische Predigten in der

Vossischen und Spenerschen Zeitung die wilden Demokraten in zahme Royalisten zu verwandeln versucht hatte».³⁵ Darüber wurde sein Name auch außerhalb der Hauptstadt bekannt. In einem »Eingesandt« im *Centralblatt der Niederlausitz* konnte man Ende Januar 1849 lesen:

Als würdige Gehülfen der Kreuzzeitung stehen da: 1) die Vossische Zeitung mit ihren devoten Adressen; 2) die Spenersche Zeitung und 3) die Deutsche Reform, ein ächt jesuitisches Blatt. – Ferner ist nicht zu vergessen der Dr. Andreas Sommer, welcher nicht müde wird, Tag für Tag in der Vossischen Zeitung seinen beschränkten Untertanenverstand leuchten zu lassen.³⁶

Sommers Zeitungssuaden luden darüber hinaus zur Satire ein. In der *Deutschen Reichs-Bremse*, dem Beiblatt zum Leipziger *Leuchtturm*, stand über diese Art staatlich geförderter »Umerziehung« die »Meldung: »Wie wir hören, werden die bekannten Ansprachen [von] Dr. Andreas Sommer an die Demokraten auf Kosten der Regierung gedruckt, und zur Verschärfung der Strafe für politische Verbrecher verwendet werden. Eine barbarische Grausamkeit, die *Unglücklichen* auf solche Art zu quälen.«³⁷

Merckel war offensichtlich anderer Meinung, und für Sommer zahlten sich die »politischen Predigten« aus. Als interimistischer Leiter des *Literarischen Cabinets* im Ministerium des Innern unter Otto Freiherr von Mantuffel vom 7. April bis Ende November / Anfang Dezember 1850

engagierte der p. von Merckel den Dr. Andreas Sommer für die Redaktion [der] kleinen lithographierten [Provinzial-]Correspondenz; sie erschien vom 1. Oktober 1850 ab wöchentlich einmal und wurde als Sonntagsblatt ausgegeben und in ca. 70 Exemplaren an die geeigneten Kreis- und Wochenblätter versandt.³⁸

In diesem Fall ging es darum, direkten Einfluss auf die Presse des platten Landes zu nehmen; dafür brauchte es besondere journalistische Formen und Ansprachen, die Sommer offenbar zu »liefern« versprach.

Da Fontane bereits am 1. August 1850 in die Pressestelle eingetreten war, muss er Sommer im Oktober oder November 1850 auch persönlich kennengelernt haben. Wenn es in seinem Tagebuch unter dem 15. April 1857 heißt: »Um 3 zu Tietz zum Diner: Dr. Beutner (als Wirth), Hesekei und die Doktoren Abel und Sommer zugegen«,³⁹ dann rührte die Bekanntschaft jedenfalls nicht erst von diesem Tage her. Die personelle Konstellation deutet darauf hin, dass Sommer inzwischen auch bei der *Kreuzzeitung* tätig geworden war. George Hesekei als Redakteur für den Französischen Artikel, Carl Abel, Fontanes Vorgänger als Redakteur für den Englischen Artikel, und Sommer als Verantwortlicher für den Artikel »Kirchliche Fragen« trafen demnach auf Einladung des Chefredakteurs mit dem Londoner Korrespondenten der Zeitung zusammen. Was sie besprochen haben, ist unbekannt.

Weniger des kleinen Vorfalls als wiederum der Personenkonstellation wegen ist der Brief Fontanes aus Berlin an Emilie in London vom 25. Januar

1859 von Interesse: »Heut [...] begegnet mir Chevalerie und Dr. Andreas Sommer. Die üblichen Fragen, Ulk, Geschrei, Gelächter etc. Plötzlich sagte der alte Andreas: »nun, und Ihr Sohn hat eine Prämie erhalten; freu mich sehr; wie alt ist er denn schon?« Eine Prämie, mein Sohn, Andreas Sommer, London, – mir schwindelt der Kopf.«⁴⁰ Die Auflösung ist nach einigem Nachdenken einfach: Es kann nur in der Zeitung gestanden haben, ob von Heinrich Beta, dem Londoner Korrespondenten für zahlreiche deutsche Blätter, oder einem anderen herrührend, ist ungewiss. So alt war »der alte Andreas« noch nicht, aber mit dem Geburtsjahr 1804 doch um fünfzehn Jahre älter als der Briefschreiber, und ganz unvertraut scheinen sie auch nicht gewesen zu sein.

Wichtiger ist aber im vorliegenden Zusammenhang der Begleiter, denn so trafen an diesem 25. Januar 1859 gleich drei ehemalige Mitarbeiter der Pressestelle zusammen. »Leutnant a. D. *Otto de la Chevalerie*, mit 480 Rtlr. Remuneration, wurde, nachdem er von seinen früheren politischen Verirrungen zurückgekehrt, im Mai 1852 bei der Centralstelle angenommen.«⁴¹ De la Chevalerie hatte im August 1848 vom Kriegslager, genauer, vom (Schein-)Feldzug gegen Dänemark aus eine bitterböse Abrechnung mit der »Tragikomödie, welche die specifisch preußenthümliche Politik hier in Schleswig-Holstein durchzuführen gesonnen ist«,⁴² in Berlin veröffentlicht und seinen Abschied aus der Armee genommen. »[P]olitische Verirrungen« waren das nicht (oder doch nur aus Regierungssicht), denn er führte darin auch eine Auseinandersetzung mit Karl Gustav von Griesheims Aufsehen erregender Broschüre *Die Deutsche Centralgewalt und die Preußische Armee*, die sich gegen die Frankfurter Nationalversammlung und die Reichszentralgewalt und für die unbedingte Selbständigkeit der preußischen Armee unter ihrem König als alleinigem Befehlshaber aussprach.⁴³ In der *Centralstelle für Preßangelegenheiten* scheint man, wie sich noch zeigen wird, eine gewisse Vorliebe für Reumütige und Renegaten gehabt zu haben.

5. Sommers *Berliner Barrikadenlieder* und die Folgen

Der *Patriotische Verein* hatte Merckel und Sommer zusammengeführt und Merckel den ehemaligen Vereinsgenossen am 1. Oktober 1850 im *Literarischen Cabinet* engagiert. Dass Sommer sich vorher, 1848/49, aber derart ins Zeug gelegt hatte, dass man sogar in der Augsburger *Allgemeinen Zeitung* von ihm sprach (»Gemüthliche Vernunft, mit etwas Frömmigkeit gemischt, predigt Dr. Andreas Sommer nun schon in siebzehn und einigen Ansprachen an die Demokraten«⁴⁴), ging wohl auch auf seine »politischen Verirrungen« zurück. »Andreas Sommer, der später in unzähligen Zeitungsartikeln die Revolution bekämpft, singt »Berliner Barrikadenlieder«,«⁴⁵ vermerkt Wolffs *Berliner Revolutions-Chronik*. Tatsächlich waren nach den

Märzkämpfen »Im Selbstverlage des Verfassers: Lützower Wegstraße Nr. 11 / In Commission bei Wilh. Logier, Friedrichsstraße Nr. 161« *Berliner Barrikadenlieder* von Dr. Andreas Sommer herausgegeben: »Erste Lieferung [es blieb bei dieser einen Lieferung], enthaltend: 1) die Vorrede, 2) den Prolog – unsere Zeit – 3) die Barrikadennacht, 4) Barrikadenscenen, a. Macht des Vertrauens, b. Muth der Jugend, c. der Barrikadenphilosoph.«⁴⁶

Sommer tat ein Übriges und empfahl am 29. März 1848 seine eigenen *Barrikadenlieder* auf einem Werbeblatt.⁴⁷ Die »Vorrede« schwankte zwischen hohem und hohlem Pathos, kam vom Predigtton nicht ganz los:

Die Berliner Barrikaden sind ein unvorhergesehenes und in den Folgen weltgeschichtliches Ereigniß, daß es schon darum der Mühe lohnt, sie für das Andenken der Mit- und Nachwelt auf alle Weise festzuhalten; aber nicht das Wunderbare und Weltgeschichtliche derselben habe ich mir vorzugsweise zur Darstellung gewählt; die edlen, großartigen, heroischen Züge sind es, die ich verewigen möchte, verewigen in einer Form, die zum Herzen spricht, damit sie in Millionen den Widerklang fände und was in ihm Edles, Großartiges, Heroisches liegt, zur Wirklichkeit zöge; denn, wahrlich! wenn irgend eine Zeit selbstverläugnender Größe bedarf, so ist es die unsrige.⁴⁸

Mit Letzterem wird schon einmal das Tor zum Herzen geöffnet, und allein darauf soll es ankommen in dieser weltbewegenden Zeit: auf das Gute, das Weckende, das Belebende, das Reinigende, das Kräftigende und – natürlich nur innerlich – Umgestaltende.

Wir stehen an den Grenzmarken eines neuen Weltzustandes. Millionen hoffen, daß es ein besserer werden wird, als der bisherige war, aber Millionen vergessen, daß es zunächst nicht auf die äußere Form der Staatsverfassungen, sondern auf den inneren Gehalt aller Staatsangehörigen ankommt.⁴⁹

So weit lagen die »Predigten« von März und Nachmärz nicht auseinander, nur haftete *Barrikadenliedern* per se der Ruch des Umstürzlerischen an. Ein Umstand wirkte daran sicherlich mit: »Andreas Sommer [...] besang den Tod des jüdischen Philosophen Levin Weiss, der auf einer Barrikade in der Königstraße gefallen war (»Todt wird von der Barrikade weg der Philosoph getragen« etc.), ein Vorgang, der uns auch in einem lithographierten Bilde überliefert ist«,⁵⁰ wie Arend Buchholtz 1898 bemerkte. War der aus Danzig stammende Weiß ein »Märzgefallener«, so war es Sommer auf seine Weise auch. Der eine bezahlte die Verteidigung der Königstraße gegen die vom Schlossplatz anrückenden Truppen mit dem Leben, der andere ließ sich dafür bezahlen, dass er »in unzähligen Zeitungsartikeln die Revolution bekämpfte[.«

Die *Barrikadenlieder* hingen ihm gleichwohl noch eine ganze Weile an. Auf einem Plakat *Erinnerungen an den 9monatl: Berliner Belagerungszustand*, das auch als Maueranschlag nutzbar war, steht unter einer Personal-

karikatur mit dem Grenzpfahl links »Zur Democratie« und rechts »Zur Reaction« der Vers: »Die Barrikadenlieder machen großen Kommer, / dem treubündlerischen Antreassommer.«⁵¹ Sommer war inzwischen noch weiter nach rechts gerückt und dem monarchistischen *Treibund (mit Gott) für König und Vaterland*⁵² beigetreten, so wie das aus dem *Patriotischen Verein* auch Direktor von Ledebur und der General Karl Friedrich von Selasinsky getan hatten. Der Keim dafür lag freilich schon im *Patriotischen Verein*, denn dieser betrachtete »die im Gesetze gegründete Stärke des Königthums als den zuverlässigsten Hort gegen die gefährlichsten Feinde: den Ehrgeiz und die Anarchie.«⁵³ In *Treibund*-Versammlungen wurde Merckels *Germania* deklamiert, aber auch sein *Demokratenlied*, *Im Himmel sitzt der Alte Fritz* und *Vater Wrangel*⁵⁴ wurden gemeinschaftlich gesungen; Sommers *Hymne* kam mit eigener Komposition zur Aufführung:

Wollen dem König' die Treue halten
 Liebenden Herzens immerdar!
 Treue in jeder That entfalten,
 Wie's bei den Vätern Sitte war,
 Treue dem König', Treue Ihm ewig!
 ∴:Treue beschwinget den Preußen-Aar.:⁵⁵

Sommers *Standbild des Hochseligen Königs Majestät Friedrich Wilhelms III im Thiergarten zu Berlin* hebt mit den Versen an: »Im weißen Steingewande, auf festem Piedestal, / Ein Hort dem Vaterlande noch im Gedächtnißmahl', / Steht mit dem Kranz' der Liebe Held Friedrich Wilhelm da, / Der seines Volkes Triebe nie treulos wanken sah.«⁵⁶ Damit die »Triebe« auf gar keinen Fall wieder »treulos« ins Wanken kamen, wurde dem »Standbild« noch eine ans Herz gehende Komposition von Carl Eduard Pax (1802–1867) beigegeben. Seine *Barrikadenlieder* war der »Treue«-Hymniker aber immer noch nicht losgeworden, auch nach Eintritt in die Pressestelle nicht:

Der bekannte *Dichter der Barrikadenlieder*, der geniale *Andreas Sommer* klagt in der *Vossischen Zeitung*, daß die von ihm im Hennigschen *Sommergarten* arrangierte Vorstellung für die Veteranen aus Friedrichs II. Zeit leider nicht zahlreich besucht gewesen, und sein Wunsch einstweilen noch ein frommer geblieben sei.
 O Seele, zage nicht, blieb auch dein Wunsch ein frommer!
 Bedenk', daß dieses stets das Loos des Schönen sei.
 In jedem Jahr, wenn erst die gute Zeit vorbei,
 Kömmt sicher nachgehinkt der **Alte-Weiber-Sommer**!⁵⁷

Dichter war Sommer nur in Maßen, der von Otto Friedrich Gruppe herausgegebene *Deutsche Musen-Almanach* brachte aus dem *Tunnel* für die Jahre 1851 bis 1855 regelmäßig Merckel- und ziemlich regelmäßg Eggers- sowie auch einige Heyse-, Kugler-, Lepel- und Hesekei-Gedichte, aber nur einmal ein Gedicht von Sommer mit dem Titel *Blauer Himmel*.⁵⁸ Da er über alles und jedes schrieb, verdiente er sich in der *Allgemeinen Medicinischen*

Central-Zeitung im März 1850 einen nicht unpassenden Namen. Angesichts der damaligen Hausse für Wasserheilverfahren (Hydrotherapie) bemerkte die Zeitung: »[...] und H.[err] Dr. Andreas Sommer, ein literarisch-politisches Chamäleon, schwärmt den Lesern der Spenerschen Zeitung ganze Spalten voll Wasser-Enthusiasmus vor.«⁵⁹

6. Sommers Publizistik und die *Provinzial-Correspondenz*

In einer, wie es scheint, weitgehend übersehenen *Denkschrift über die preussische Zentralstelle für Preßangelegenheiten*, die Eduard von Wertheimer schon 1907 in der *Deutschen Revue* herausbrachte, liest man in der Übersicht über die Mitarbeiter: »Dr. Andreas Sommer, Agent des ›Treubunds‹ und einiger ähnlicher Vereine, früher Vorstand eines Musikinstituts, arbeitet nur an einer nebenhergehenden Publikation des Preßbureaus.«⁶⁰ So »nebenhergehend« war sie nicht, wie gleich noch zu zeigen ist. Sommer war von Haus aus Theologe und Gesangspädagoge, aber »Agent« besagter Vereine (*Patriotischer Verein* und *Treibund*) doch nur insoweit, als er in ihrem Sinne Einfluss auf das jeweilige Publikum zu nehmen suchte. Das geschah im *Treibund* und über ihn hinaus u. a. durch die *Politische Wochenschau für Bürger und Landmann* (samt *Blätter für Verstand und Herz*), die die *Vossische Zeitung* am 28. Juni 1849 ankündigte⁶¹ und die dann vom 1. Juli 1849 an in insgesamt 12 Nummern bis gegen Ende September 1849 erschien. Sie wurde im neuen Quartal durch die *Familienblätter für Bürger und Landmann* fortgesetzt, die bis 1852 herauskamen. Ein außenpolitischer Kernsatz aus der *Politischen Rundschau* lautete: »Rußland ist ein heiliges Land, auf dem, Palastrevolutionen ausgenommen, keine Revolution Nahrung findet.«⁶²

Das Volumen der Produktion nahm ständig zu, und wenn man bedenkt, dass Sommer die Blätter alleine schrieb, war das neben den vielen Zeitungs- und anderen Arbeiten eine beträchtliche Leistung. Wo das Gründungsmitglied des *Patriotischen Vereins* glaubte, dass der Patriotismus noch zu steigern sei, schaltete sich auch wieder der Musikpädagoge in ihm ein, so bei den Vorbereitungen des Königsgeburtstags am 15. Oktober 1849:

Ferner ist von C. E. Pax zur Feier des 15. Okt. eine Hymne: »Aufblick zum Himmel für König und Vaterland« in einer faßlichen und volksthümlichen Weise componirt worden. [...] Gesellschaften, welche den 15. Okt. feierlich zu begehen gedenken, werden in der Composition eine leicht ausführbare und dem patriotischen Gefühl entsprechende Pièce finden. Namentlich dürften Schulen, Soldatenchöre und andere Gesangsvereine von patriotischer Gesinnung darauf aufmerksam zu machen sein.⁶³

Dem Verfasser der von Wertheimer herausgebrachten *Denkschrift* ist ein kleiner Irrtum unterlaufen, da er die *Provinzial-Correspondenz* vom *Sonntagsblatt* unterscheidet, obwohl sie nach der wohl in der Pressestelle selbst

entstandenen *Denkschrift* ein und dasselbe sind; dort heißt es nämlich: »Dr. *Andreas Sommer*, mit 480 Rtlr. Remuneration, ist seit dem 1. Oktober [1850] bei der Centralstelle angestellt; er redigiert die *Sonntags-Correspondenz* und fungiert als Lektor. Er gibt auch das *Teltower Kreisblatt* heraus.«⁶⁴ Lässt man den Irrtum beiseite, dann zeugen die inhaltlichen Angaben gleichwohl von einiger Kenntnis. Die *Denkschrift* führt nämlich zur *Provinzial-Correspondenz* weiter aus:

Die Artikel derselben sind vorzugsweise unter denjenigen Gesichtspunkten gehalten, die für die Bevölkerung der Provinzen eigenthümlich ins Gewicht fallen müssen. Es scheint dabei ein Wirkungswunsch der Kreuzzeitungspartei maßgebend geworden zu sein, zu deren Programm es gehört, den eigenthümlichen Charakter der Provinzen zu erhalten und zu stärken.⁶⁵

Angesichts der Erläuterungen zu dem mit der *Provinzial-Correspondenz* identischen *Sonntagsblatt* gewinnt man sogar den Eindruck, dass der Verfasser einige Exemplare vor Augen hatte, als er schrieb, es erscheine dort ein »lithographirtes ›Sonntagsblatt‹, das der obengenannte Herr *Andreas Sommer* zu arbeiten hat und in dem Ausstreuungen ethischer und religiöser Art, patriotische Anregungen für das Königshaus u. dgl. bezweckt werden, zugleich das Material für die kleinen Lokal- und Volksblätter in den Provinzen, die es ausdrucken sollen.«⁶⁶

Für diese Arbeit hatte sich *Sommer* auf mancherlei Art empfohlen, durch seine *Politische Wochenschau für Bürger und Landmann* und deren Fortsetzung in den *Familienblättern*, auch durch die *Blätter für Verstand und Herz*.⁶⁷ *Sommer* war wohl mehr der »Herz«- als der »Verstandes«-Spezialist der Gegenrevolution und brachte Gesammeltes aus diesem Wirkungsbereich als Rechenschaft und Mahnung im April 1849 bei der Buchhandlung G. Walter in der Mohrenstraße 29–30 heraus: *Mein Scherflein. Eine Auswahl publicistischer Aufsätze verschiedenen Inhalts aus den acht verhängnißvollsten Monaten [April bis November] des Jahres 1848*. Dazu hieß es in der *Vossischen Zeitung* in einer Selbstanzeige der Buchhandlung (wohl gemeinsam mit dem Verfasser):

Wir empfehlen das aus 56 Aufsätzen bestehende Werkchen den Freunden einer nicht bloß den Verstand, sondern auch das Herz in Anspruch nehmenden Lektüre als *Gedenkbuch an die 8 verhängnißvollsten Monate des vorigen Jahres*. Der Verf. hat es nicht ohne Absicht an dem Tage der Eröffnung der Kammern in die Öffentlichkeit treten lassen, damit es zugleich diesen wichtigen Tag in der Erinnerung festhalte.⁶⁸

Andere hatten anderes in Erinnerung behalten. Knapp drei Wochen zuvor, am 25. März 1849, erinnerte der *Kladderadatsch* daran, dass es vor dem »verhängnißvollen« April auch einen März gegeben hatte:

Aus den Barrikadenliedern von Dr. *Andreas Sommer*. / Zu haben Lützower Wegstraße 11. / Druck von J. F. Starcke. / In der Nacht vom 18. zum

19. März [:] // Hört Ihr die Kanonen dröhnen? / O mein Gott, o mein Gott!
 / Schickt der Vater seinen Söhnen / Wirklich hier den Tod? / Sag' wie ist
 Dein Sinn geworden? / Landesvater! sag' uns an! / Kannst Du Deine Kin-
 der morden? / O! Du bist ja kein Tyrann! // Das sind die politischen An-
 tecedentien des Andreas Sommer. Was ist erbärmlicher? Der Poet oder
 der Mensch!⁶⁹

7. Sommer als Kreisblatt-Redakteur

Dass man trotz eifrigen Bemühens irgendwann sein Publikum verfehlen kann, diese Erfahrung musste auch Sommer machen. Aus seiner Produktion gingen nicht nur Lieder, Gedichte, lange Zeitungsartikel, Flugblätter, Broschüren, Wochenschauen und Familienblätter hervor; der Vielschreiber besorgte außerdem ein Kreisblatt, das 1849 unter dem Namen *Stadt- und Landbote des Teltower Kreises* begründet und 1852 als *Neues Charlottenburger Wochenblatt für den Kreis Teltow* nach Charlottenburg verlegt wurde, »bis es im Jahre 1856 zum Kreisblatt des Teltower Kreises erhoben wurde. Dem Charakter des Redakteurs [Sommer] entsprechend ist es ein wohlgesinntes Blatt, und hat seit dem Jahre 1851 jährlich 50 Rtlr. Unterstützung erhalten.«⁷⁰ Es war nur eines von den zahlreichen durch die Pressestelle alimentierten Blättern, die dazu dienten, sich über die »Wohlgesinntheit« der Provinzpresse auch die »Wohlgesinntheit« ihrer Leserschaft zu erhalten.

Sommer »traf nicht immer den Geschmack der Charlottenburger, so sehr sie auch anfangs in ihrer konservativen Richtung mit ihm übereinstimmten. [...] vor allem aber war er darauf bedacht, auch durch Ausführungen in gebundener und gereimter Form, welche fast jede Nummer eröffneten, die Gesinnungstüchtigkeit der Charlottenburger zu stärken.«⁷¹ Das mochte eine Weile gut gehen, doch es kam der Tag, an dem sich auch die von Sommer einstmals bedachten Hauptstadt-Journale gegen ihn wandten:

Es versteht sich, daß er, als die politische Gesinnung der Bürgerschaft sich wandelte, immer weniger Gegenliebe fand, er auch mit den Berliner Zeitungen in Fehde geriet und darin den kürzeren zog. So erschien im Mai 1857 in der Vossischen und Spenerschen Zeitung eine »Ode an den Sommer«, welche nicht an die Jahreszeit, sondern an den Redakteur des »Teltower Kreisblattes« gerichtet war. Es wurde ihm darin gründlich der Text gelesen und die Unzulänglichkeit seiner Zeitung vorgehalten; die ausgedehnte Ode begann also:

Der Mai ist da; der Sommer naht mit allen seinen Wonnen:
 So öffne, Sommer, denn auch Du uns des Vergnügens Wonnen –
 Nicht Du, o Sommer der Natur, Du blühend grün gelockter,
 O nein, Andreas Sommer Du, der Weltenweisheit Doctor!

Sieh, Teltows Kreisblatt-Redakteur, wie ist im Laubgewirre

So saftig jedes Sommerblatt – und Deines ist so dürr!⁷²

Das war nur Wochen nach dem Diner bei Tietz, bei dem Fontane auf Einladung Beutners mit Sommer, Hesekiel und Abel zusammengetroffen war. Zu allem Überfluss wurde der Kreisblatt-Redakteur Ende Juni / Anfang Juli 1857 noch in einen vom *Publicisten* ausgelösten Zeitungsskandal verwickelt, wogegen er sich unter Anrufung der Staatsanwaltschaft zur Wehr setzte.⁷³ Verantwortlich war Andreas Friedrich Thiele (gewöhnlich nur A. F. Thiele), Jurist, Verleger und Redakteur des *Publicisten* (1845–1874), von dem die nichtamtliche *Denkschrift* über die Pressestelle sagt, dass er extra gegen Wien eingesetzt war: »Diese Artikel kommen indes nicht aus dem Preßbureau, sondern werden von einem Herrn A. F. Thile [sic!], einem fahnenflüchtigen Demokraten von 1848, der seine Instruktionen unmittelbar von Herrn von Manteuffel empfängt, geschrieben.«⁷⁴ 1864 bediente sich Bismarck noch immer derselben Feder.⁷⁵ Die Zahl der »Märzgefallenen« vermehrt sich.

Sommer redigierte das *Teltower Kreisblatt* bis Ende März 1863, als die längste Zeit über – von 1851 bis 1862 – Leo von dem Knesebeck auf Jühnsdorf Landrat des Kreises war. Seine Frau Marianne, eine geborene von Quast aus Garz, fand in Fontanes Notizbüchern Erwähnung.⁷⁶ Der Landrat muss über die Fehde mit den Berliner Zeitungen hinaus zu Sommer gehalten haben. Sein Nachfolger gründete ein eigenes Kreisblatt, so dass Sommer schließlich zum *Charlottenburger Wochenblatt* zurückkehrte. Woher kam er und was hatte er vor dem März 1848 getrieben?⁷⁷

In Jenkowitz bei Bautzen am 10. April 1804 geboren, studierte Sommer ab 1826 in Leipzig Theologie und Philologie. Er promovierte 1829 und wurde Nachmittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig. Es folgte ein mehrjähriger Aufenthalt in Wien, von dem er 1836 nach Leipzig zurückkehrte, um 1837 sein theologisches Amtsexamen abzulegen. 1843 folgte er Christian Gottlieb Nehrlich (1802–1868) nach Berlin als Lehrer an der von Nehrlich errichteten Gesangsschule und wurde deren Vizedirektor. Die Gesangsschule hielt sich nicht lange. Seit 1840 schrieb Sommer auch Aufsätze für das Brockhaus'sche *Pfennigmagazin* und brachte 1844 in Leipzig einen *Deutschen Jugend-Almanach*⁷⁸ u. a. mit eigenen Gedichten heraus. Im selben Jahr erschien *Woraufes im Gesang ankommt, eine Würdigung Moriani's und der in der Vossischen Zeitung über ihn ergangenen Urtheile* (Berlin: Logier 1844). Im Hinblick auf die Zeit ab 1848 kann gesagt werden: »Predigtton«, »Composition«, »Gesang« und »Gedicht« – alles hatte seine Vorgeschichte. Und da Nehrlich einer der Initiatoren des *Treibbunds* war,⁷⁹ liegt es nahe, Sommers Übertritt in den *Treibbund* auch mit ihm in Verbindung zu bringen.

8. Resümee

Die Fäden liefen an verschiedenen Stellen, vor allem im *Literarischen Cabinet* und der dem *Cabinet* nachfolgenden *Centralstelle für Preßangelegenheiten* zusammen. Sie betrafen Merckel, Sommer, de la Chevallerie, Thiele (mit direkten Instruktionen) und natürlich Fontane. Die von nichtamtlicher Seite herrührende *Denkschrift* führte bei der Vorstellung der Mitglieder der Pressestelle zu Letzterem aus:

Theodor Fontane, ein junger lebenswürdiger Lyriker, dessen »Gedichte« sehr beliebt geworden, seines Zeichens ein Apotheker. Er war noch vor kurzem in dem Krankenhaus Bethanien Apotheker, und seine Gedichte gefielen der für fromme Stiftungen sich interessierenden (bekanntlich der Kreuzzeitungspartei zugetanen) Gemahlin des Herrn von Manteuffel. Fontane wurde Mitglied des Preßbureaus und bald darauf mit der merkwürdigen Sendung nach London betraut, von der weiter unten die Rede sein wird.⁸⁰

Die Erwähnung von Bethanien lässt ebenso auf Insiderinformationen schließen wie die zusätzlich eingefügte Anmerkung: »Von 1840 [recte: 1. April 1841] bis 1843 war er in der Neubertschen und Struveschen Apotheke in Leipzig und Dresden beschäftigt.«⁸¹ Bei dieser Kenntnislage kann man einen Gefallen der Freifrau Bertha von Manteuffel, einer geborenen von Stammer aus dem Hause Görlsdorf, an den Fontane'schen Gedichten nicht ausschließen, ausschlaggebend war er aber sicher nicht.

Abgesehen von solchen Nebenbeobachtungen hat sich die »Terrainerkundung« im *Patriotischen Verein* beim Gespann Merckel und Sommer als besonders ertragreich erwiesen. Zu Stiehl wäre in literarischer Hinsicht zu ergänzen, dass Fontane ihn zum Vorbild für einen markanten Figurenentwurf im Fragment *Die Geschichte der Frau v. M., spätern G. R. St.* nahm. Mehr Aufmerksamkeit als Mitgründer des *Patriotischen Vereins* und *Tunnel*-Genosse verdiente künftig Ludwig Blesson, da Fontane mit ihm zwischen 1844 und 1854 ziemlich regelmäßig im *Tunnel* zusammentraf und Blesson als Redakteur militärischer Zeitschriften und Militärschriftsteller nicht ohne Einfluss war. Die *Militär-Literaturzeitung* (seit 1820) und die *Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges* (seit 1824) gingen hauptsächlich auf ihn zurück, während die *Deutsche* [ab dem 3. Jahrgang: *Preußische*] *Wehr-Zeitung*, die mit der Nr. 1 am 1. Juli 1848 herauskam und bis 1854 erschien, vor allem ein Projekt Louis Schneiders (»Campe der Caraibe«), freilich unter tatkräftiger Mitwirkung Blessons, war

»Die Jahre 1847 und 1848 zeigten B.[lesson] als einen Gegner der Bestrebungen, die das alte Preußen zu einem constitutionellen Staate nach französischer Schablone umformen wollten«,⁸² bemerkte Max Jähns, der dem *Tunnel* unter dem Übernamen »Hauff« angehörte. An Blessons Scheitern als Bürgerwehrkommandeur sollten, von der eigenen Fehleinschätzung

abgesehen, natürlich wieder die Demokraten schuld sein: »Aber er überschätzte seine Kraft; es gelang ihm nicht, diese 26000 bewaffneten und aufgeregten Menschen dem Einfluss der demokratischen Demagogen zu entziehen, und nach dem schmachvollen Zeughaussturm legte B. das Commando nieder.«⁸³ Wenn es ein durchgehendes Feindbild gab, dann war es die »Demokratie«, von Merckel über Sommer bis zu Blesson und Jähns. Louis Schneider, geechter Royalist und 1848 Landwehr-Agitator, wertete Blessons zusammen mit Waldemar Baron von Wimpffen (*Tunnel*-Name: »Fouqué«) ins Leben gerufene *Bürgerwehr-Zeitung* als sicheres Indiz dafür, dass er, »so viel als damals überhaupt noch möglich war, in konservativem Sinne zu wirken suchte«.⁸⁴

Die militärpolitischen Kombattanten Schneider und Blesson⁸⁵ besetzten mit dem *Soldaten-Freund* und der *Deutschen Wehr-Zeitung* Scharnierstellen zwischen dem *Tunnel* und der Armee, so dass nicht nur Fontanes »Feldherrnlieder« durch den in hohen Auflagen verbreiteten *Soldaten-Freund* Publizität in militärischen Kreisen erlangten. Die Tunnelianer Scherenberg (»Cook«) und Schramm (»Hiob«) wurden der *Wehr-Zeitung* zufolge von Armeekreisen direkt auf ihren Schild gehoben.⁸⁶ Mit einem seiner politischen Lieder und einem bellizistischen Toast auf die Armee, ausgebracht auf einer großen Gemeinschaftsveranstaltung des *Patriotischen Vereins* und der *Vaterländischen Gesellschaft*, fand sich Merckel nicht zufällig in der *Wehr-Zeitung* wieder.⁸⁷ Er sah sich auch mit einer seiner politischen Flugschriften von der »Militärpartei« gewürdigt.⁸⁸ Im »Militair-Literatur-Rapport« der *Wehr-Zeitung* wurden 1853 Gedichte Franz Brömels (»Tegnér«), George Heseekiels (»Claudius«), Ludwig Lessers (»Petrarca«), Merckels (»Immermann«) und Heinrich Smidts (»Bürger«) begrüßt.⁸⁹ Auch »Preußens Helden v. Fontane«⁹⁰ fanden in der *Wehr-Zeitung* Widerhall.

9. Ausblick

Vielleicht hat der Schluss noch einmal gezeigt, wie lohnend es sein kann, von einem politischen Verein des Jahres 1848 die Linien auszuziehen und dabei die parallele Mitgliedschaft in einem literarischen Verein nicht aus dem Auge zu verlieren. Bezieht man das politische und publizistische Umfeld mit ein, lassen sich tatsächlich mancherlei neue Einsichten gewinnen. Es befördert außerdem einen unbefangeneren Blick auf Personen und Situationen, wenn dieser nicht schon immer durch Fontanes Darstellung (die oft Selbstdarstellung ist) in eine bestimmte Richtung gelenkt wird. Denkbar wären weitere Erkundungen mit Rücksicht auf andere Organisationen und ihnen zugehörige Personen aus Fontanes Lebenskreisen. Diese können, müssen aber nicht vom Jahre 1848 ihren Ausgang nehmen, obwohl auch dort noch manches der Klärung bedarf. So sollte – um einen bereits kurz

angesprochenen Fall zu nennen – Otto de la Chevalleries abenteuerlicher Weg durch die politischen Extreme, für die er selbst die Öffentlichkeit suchte, genauer verfolgt werden. Fontane urteilte 1891 über das von seinem »Freund« in »100 Worten« aufgeschriebene Leben: »Ein Märchen – Roman in 20 Zeilen.«⁹¹ »Die Politik ist das Schicksal«, soll Napoleon gesagt haben; auch wenn dem nicht jeder zustimmen mag: ganz entgehen kann man ihr nicht.

Anmerkungen

1 Hubertus Fischer: *Theodor Fontane, der »Tunnel«, die Revolution – Berlin 1848/49*. Berlin 2009.

2 Hubertus Fischer: *Fontanes »Achtzehnter März«*. Neues zu einem alten Thema. In: Ebd., S. 17–38 [zuerst 1998].

3 Wolfgang Schwentker: *Konservative Vereine und Revolution in Preußen 1848/49. Die Konstituierung des Konservativismus als Partei*. Düsseldorf 1988 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 84), S. 75–81.

4 *Statuten des patriotischen Vereins*. Berlin, den 16. Mai 1848. Der patriotische Verein. Druck v. C. Feister. – *An Ein Hohes Staatsministerium!* Berlin, den 16. Mai 1848. Der patriotische Verein. Druck v. G. Reimer.

5 *I. Warum wollen die Republikaner nur eine Kammer? [...] Warum wollen die Constitutionellen zwei Kammern? [...]*. Berlin, den 7. Juli 1848. Der patriotische Verein. In: *Vossische Zeitung*, Nr. 160, Dienstag, den 11. Juli 1848, 2. Beilage; auch als Maueranschlag und Flugblatt verbreitet: *Warum wollen die Republikaner nur eine Kammer? Warum wollen die Constitutionellen zwei Kammern?* Der patriotische Verein. Druck von J. F. Starcke.

6 *Vossische Zeitung*, Nr. 269, Sonnabend, den 17. November 1848, 1. Beilage. – *Stenographische Berichte über die Verhandlungen der durch das Allerhöchste Patent vom 5. Dezember 1848 einberufenen Kammern. Erste Kammer*. 5. Bd. 97. Sitzung am 4. Januar bis 126. Sitzung am 25. Februar und die Schließung der Session am 26. Februar 1850. Berlin 1850, Nachweisung der eingegangenen Petitionen, Nr. 1692, S. 3010.

7 Vgl. z. B. Adolf Wolff: *Berliner Revolutions-Chronik. Darstellung der Berliner Bewegungen im Jahre 1848 nach politischen, socialen und literarischen Beziehungen*. 3. Bd. Berlin 1854, S. 139, 222–223, 379, 459, 510–511, 527. – Rüdiger Hachtmann: *Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution*. Bonn 1997, S. 29, 277, 284, 286–288, 326, 333, 344, 557–558, 583–584, 599, 606–607, 609–610, 647–648, 682, 832.

8 Schwentker: *Vereine* (wie Anm. 3), S. 75.

9 Wolff, *Chronik* (wie Anm. 7), 2. Bd., S. 364. – Vgl. Hubertus Fischer: *Eine »mystisch-interimistische« Erscheinung. Johann Ludwig Urban Blesson und der Sturm auf das Zeughaus*. In: Ders., *Revolution* (wie Anm. 1), S. 107–120, hier S. 112–115.

10 W.[ilhelm] von Giesebrecht: *Erinnerungen an Rudolf Köpke*. In: *Historisches Taschenbuch*. 5. Folge. Zweiter Jahrgang. Leipzig 1872, S. 247–328, hier S. 259.

11 Rudolf Köpke: *Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen*. Leipzig 1855. Vgl. dazu auch Fontanes Notizbuch E2. Hrsg. von Gabriele Radecke. In: Theodor Fontane: *Notizbücher. Digitale genetik-kritische und kommentierte Edition*. Hrsg. von Gabriele Radecke, Blatt 53 r. <https://fontane-nb.dariah.eu/index.html> (Abrufdatum: 25.8.2024).

12 *Unser Vaterland. Bilder aus der Deutschen Geschichte, Cultur und Heimathkunde*. Hrsg. v. Heinrich Pröhle. 2. Bd. Berlin 1862, S. 3–8 (Köpke), 130–135 (Fontane), 242–246 (Köpke), 444–447 (Köpke), 567–572 (Köpke).

13 FChronik, Bd. 2: 1858–1870, S. 1219.

14 Hubertus Fischer: »Mit Gott für König und Vaterland!« Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863 (1. Teil). In: *Fontane Blätter* 58 (1994), S. 62–88; (2. Teil). In: *Fontane Blätter* 59, S. 59–84. – Ders.: »Potsdamer Geschichts-Dilettanten«. Unveröffentlichte Briefe Louis Schneiders und Theodor Fontanes an Leopold von Ledebur mit Antwortkonzepten des Empfängers. In: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 47 (1996), S. 105–130.

15 *Adresse an die Nationalversammlung (aus Veranlassung des Welcker'schen Antrags) beantragt von Dr. F. Piper*. Druck von J. F. Starcke in Berlin. Versammlung der verbundenen monarchisch-constitutionellen Vereine der Provinz Brandenburg, 14. März 1849.

16 FChronik, Bd. 1: 1819–1857, S. 741.

17 Ludolf Parisius: *Deutschlands politische Parteien und das Ministerium Bismarck. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte mit einem Vorwort über die gegenwärtige Kanzlerkrise*. Berlin 1878, S. 14–15.

18 Roland Berbig: *Das Ganze als Ganzes oder: Pastor Schmutz und Geheimrat Stiehl. Zur Rezeptionssteuerung der »Wanderungen« durch Fontane*. In: *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* 2 (1998), S. 75–94, hier S. 86.

19 In Vorbereitung ist vom Verfasser: *Wilhelm von Merckel: Vom »Patriotischen Verein« zur »Wochenblattpartei« – Profil eines Konservativen*.

20 Giesebrecht, Köpke (wie Anm. 10), S. 297.

21 Wolff: *Chronik* (wie Anm. 7), 3. Bd., S. 597, Anm.**.

22 Schwentker: *Vereine* (wie Anm. 3), S. 76, 133, 301. – Eine Zusammenstellung der von ihm herrührenden Schriften für den »Patriotischen Verein« und verwandte politische Zwecke in: Rudolf Köpke: *Kleine Schriften zur Geschichte, Politik und Literatur*. Gesammelt u. hrsg. v. F. G. Kiessling. Berlin 1872, S. 481–613.

23 *Der Verein der Berliner Wahlmänner. Ein Vortrag, gehalten im patriotischen Verein von Dr. Rudolf Köpke*. [Berlin, nach dem 6. Juli 1848]. Druck von J. F. Starcke.

24 Wolff: *Chronik* (wie Anm. 7), 3. Bd., S. 223.

25 *Denkschrift des patriotischen Vereins zu Berlin, betreffend die von der Zweiten Kammer ausgeführte Revision der Artikel 98, 99 und 109 der Verfassung vom 5. Dezember 1848*. Berlin, den 1. Oktober 1849. Der patriotische Verein. Druck v. J. F. Starcke. – Vgl. *Denkschrift betreffend den Stein'schen und Schulze-Wanzleben'schen Antrag vom 6. August. Im Auftrage des patriotischen Vereins zu Berlin verfaßt von einem Berliner Bürger und Vereins-Mitgliede*. Preis 2½ Sgr. Berlin 1848.

26 *Stenographische Berichte über die Verhandlungen der durch das Allerhöchste Patent vom 5. Dezember 1848 einberufenen Kammern. Erste Kammer*. 3. Bd. Von der 51. Sitzung am 5. Oktober bis zur 74. Sitzung am 26. November 1849. 68. Sitzung, Freitag, am 16. November 1849. Berlin 1849, S. 1457.

27 Giesebrecht, Köpke (wie Anm. 10), S. 297.

28 *Fliegende Blätter. Demokratenlied*. (Mel.: *Mein Herr Maler, will er wohl*). Druck von J. F. Starcke in Berlin.

29 *Die bevorstehenden Wahlen*. Berlin, den 5. Juli 1849. (Aus den Blättern für Verstand und Herz, von Dr. Andreas Sommer.). Druck v. Julius Sittenfeld in Berlin.

30 *Vossische Zeitung*, Nr. 235, Sonntag, den 8. Oktober 1848, S. 3.

31 *Vossische Zeitung*, Nr. 275, Freitag, den 24. November 1848, 2. Beilage.

32 *Romanzero der letzten Ersten Kammer*. Als Manuscript. [gedruckt]. Druck v. Gebr. Unger Berlin [1852].

33 Im Besitz des Verfassers.

34 *Locomotive. Zeitung für politische Bildung des Volkes*, Nr. 177, Berlin, Dienstag, den 31. Oktober 1848, S. 708 [Hervorh. im Orig.].

35 Wilhelm Gundlach: *Geschichte der Stadt Charlottenburg*. 1. Bd. Darstellung. Berlin / Heidelberg 1905, S. 476.

36 [Gez.: St.]: *Eingesandt*. In: *Centralblatt der Niederlausitz. Volksblatt*, Nr. 12, Mittwoch, den 31. Januar 1849.

37 *Deutsche Reichs-Bremse*, Nr. 5, 1849, S. 17 [Hervorh. im Orig.].

38 *Denkschrift, vermutlich erstellt in der Centralstelle für Preßangelegenheiten*. [Berlin, 25. August 1857]. In: Bärbel Holtz: *Preußens Pressepolitik zwischen Abschaffung der Zensur und Reichspressegesetz (1848 bis 1874)*. Berlin / Boston 2019 (Acta Borussica Neue Folge, 2. Reihe: Preußen als Kulturstaat, Abteilung II: Der preußische Kulturstaat in der politischen und sozialen Wirklichkeit, Bd. 11), S. 344–388, hier S. 350.

39 Theodor Fontane: *Tagebücher. 1852. 1855–1858*. GBA *Tage- und Reisebücher*. Bd. 1. 2. Aufl. Berlin 1995, S. 239.

40 Theodor an Emilie Fontane, Berlin [25. Januar 1859]. In: Emilie und Theodor Fontane: *Der Ehebriefwechsel 1857–1871*. GBA *Ehebriefwechsel*. Bd. 2. Berlin 1998, S. 113–114, hier S. 113.

41 Holtz: *Denkschrift* (wie Anm. 38), S. 387 [Hervorh. im Orig.].

42 *Der sechste August und die Preußische Armee in Schleswig-Holstein. Ein Brief aus dem Kriegslager von Otto de la Chevallerie, Lieutenant im 20sten Infanterie-Regiment*. Berlin 1848, S. 4.

43 [Karl Gustav von Griesheim]: *Die Deutsche Centralgewalt und die Preußische Armee*. Geschrieben am 23sten Juli 1848. Berlin 1848. – Vgl. Hachtmann, Berlin (wie Anm. 7), S. 682–683.

44 *Allgemeine Zeitung*. Augsburg, Nr. 85, Montag, den 26. März 1849, Beilage, S. 1305.

45 Wolff: *Chronik* (wie Anm. 7), 1., S. 351 [Hervorh. im Orig.].

46 *Berliner Barrikadenlieder von Dr. Andreas Sommer*. Berlin 1848, Titel.

47 Magistrats-Bibliothek zu Berlin: *Verzeichniß der Friedlaenderschen Sammlung zur Geschichte der Bewegung von 1848*. Berlin 1897, S. 145.

48 Sommer: *Barrikadenlieder* (wie Anm. 46), S. 3.

49 Ebd.

50 Arend Buchholtz: *Die Berliner Litteratur von 1848*. In: *Zeitschrift für Bücherfreunde*. 2. Jg. 1898/1899. 1. Bd., S. 83–88, 133–137, hier S. 87.

51 Verlag v. L. Weyl u. Co. Berlin, Druck v. R. Kretschmer Berlin, Friedrichstr. 94 [im Besitz d. Verf.].

52 Hubertus Fischer: *Der Treubund mit Gott für König und Vaterland. Ein Beitrag zur Reaktion in Preußen*. In: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 24 (1975), S. 60–127.

53 *Adresse des patriotischen Vereins an die constituirende Versammlung zu Berlin*. Berlin, den 3. Juni 1848. Der patriotische Verein [Hervorh. im Orig.]. o.O. https://digital.zlb.de/viewer/image/1848_842028/ (Abrufdatum: 14.11.2014).

54 *Preußen-Buch, enthaltend: Gesänge, Lieder und Gedichte für ächte Preußen [...] besonders für das stehende Heer, die Landwehr [...], die Mitglieder des Treu-Bundes für König und Vaterland*. Gesammelt u. hrsg. v. Ferdinand Kohlheim. [Erste Sammlung]. Berlin 1849, S. 63–64, 69–70, 100–101.

55 *Preußen-Buch, enthaltend: Gesänge, Lieder und Gedichte für ächte Preußen [...] besonders für das stehende Heer, die Landwehr [...], die Mitglieder des Treu-Bundes mit Gott für König und Vaterland*. Gesammelt u. hrsg. v. Ferdinand Kohlheim. Zweite Sammlung. Berlin 1850, S. 12.

56 Ebd., S. 1; wieder in: *Gedenkbuch, enthaltend: die Geschichte und Beschreibung des Friedrich-Denkmal in Berlin [...]*. Von Dr. Andreas Sommer. Berlin 1852, S. 101.

57 *Kladderadatsch*, 4. Jg., Nr. 34, Sonntag, den 24. August 1851, S. 413 [Hervorh. im Orig.].

58 *Deutscher Musen-Almanach für das Jahr 1852*. Hrsg. v. O. F. Gruppe. Berlin 1852, S. 224–225.

59 *Allgemeine Medicinische Central-Zeitung*, 19. Jg., 24. Stück, Berlin, den 23. März 1850, Spalte 196 [Hervorh. im Orig.].

60 *Eine ungedruckte Denkschrift über die preußische Zentralstelle für Preßangelegenheiten*. Mitgeteilt v. Eduard von Wertheimer. In: *Deutsche Revue. Eine Monatsschrift*. Hrsg. v. Richard Fleischer, 32. Jg., 1. Bd., Januar bis März 1907, Stuttgart und Leipzig 1907, S. 181–194, hier S. 188.

61 Fischer: *Treibund* (wie Anm. 52), S. 115 und Anm. 243.

62 *Politische Wochenschau für Bürger und Landmann*. Von Dr. Andreas Sommer, Nr. 1, Berlin, den 1. Juli 1849. Druck v. J. F. Starcke.

63 Dr. Andreas Sommer: *Musikalisches*. In: *Vossische Zeitung*, Nr. 219, Donnerstag, den 20. September 1849, 1. Beilage. – Vgl. Andreas Sommer: *Festgesang am Geburtstag Seiner Majestät des Königs*. Berlin, Druck von J. F. Starcke, 1 Bl.

64 Holtz: *Denkschrift* (wie Anm. 38), S. 387 [Hervorh. im Orig.].

65 Wertheimer: *Denkschrift* (wie Anm. 60), S. 189.

66 Ebd.

67 Vgl. Dr. Andreas Sommer: *Dem Publikum*. In: *Vossische Zeitung*, Nr. 226, Freitag, den 28. September 1849, 1. Beilage.

68 *Vossische Zeitung*, Nr. 86, Freitag, den 13. April 1849, 1. Beilage [Hervorh. im Orig.].

69 *Kladderadatsch*, 2. Jg., Nr. 12, Sonntag, den 25. März 1849.

70 Holtz: *Denkschrift* (wie Anm. 38), S. 368.

71 Gundlach: *Charlottenburg* (wie Anm. 35), S. 476.

72 Ebd.

73 *Deutsche Allgemeine Zeitung*, Nr. 155, Leipzig, den 7. Juli 1857, S. 1355.

74 Wertheimer: *Denkschrift* (wie Anm. 60), S. 190.

75 Holtz: *Pressepolitik* (wie Anm. 38), S. 598–600.

76 Theodor Fontane: *Notizbücher. 1864. Sommerreise durchs Ruppinsche*: In: Theodor Fontane: *Notizbücher. Digitale genetisch-kritische und kommentierte Edition*. Hrsg. von Gabriele Radecke. <https://fontane-nb.dariah.eu/edierter-text.html?id=/xml/data/1zzdk.xml&page> (Abrufdatum: 2.8.2024).

77 Das Folgende im Wesentlichen nach: *Gelehrtes Berlin im Jahre 1845. Verzeichniss im Jahre 1845 in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke*. Berlin 1846, S. 331–332.

78 *Deutscher Jugend-Almanach*. Hrsg. v. Dr. Andreas Sommer. 1. Jg. [mehr nicht erschienen]. Mit 60 Holzschnitten und 2 Stahlstichen nach Originalzeichnungen von Osterwald [...]. Leipzig 1844.

79 Fischer: *Treibund* (wie Anm. 52), S. 74.

80 Wertheimer: *Denkschrift* (wie Anm. 60), S. 188.

81 Ebd.

82 [Max] Jähns: *Blesson, Johann Ludwig Urbain*. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 2. Leipzig 1876, S. 704–706, hier S. 706.

83 Ebd.

84 L.[ouis] Schneider: *Nekrolog. Johann Ludwig Urban [sic!] Blesson* [mit Schriftenverzeichnis bis 1827]. In: *Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges*, Jg. 1861, 3. Heft, Berlin 1861, S. 205–230, hier S. 221.

85 Eckhard Trox: *Militärischer Konservatismus. Kriegervereine und »Militärpartei« in Preußen zwischen 1815 und 1848/49*. Stuttgart 1990 (Studien zur modernen Geschichte, Bd. 42), S. 90–91.

86 [gez.: 298]: *Garnisonen und Cantonnements. Breslau*. In: *Deutsche Wehr-Zeitung*, 3. Jg., Nr. 2, laufende Nr. 197, Sonntag, den 7. Juli 1850 (Schramm), S. 1272; [gez.: 75]: *Leuthen*. In: *Preußische Wehr-Zeitung*, 4. Jg., Nr. 92, laufende Nr. 391, Sonntag, den 16. Mai 1852, S. 2496–2497 (Scherenberg).

87 *Deutsche Wehr-Zeitung*, 3. Jg., Nr. 32, laufende Nr. 227, Sonntag, den 20. October 1850, S. 1474.

88 [Gez.: I]: *Zu kameradschaftlicher Besprechung*. In: *Preußische Wehr-Zeitung*, 4. Jg., Nr. 68, laufende Nr. 367, Sonntag, den 22. Februar 1852, S. 2342–2343.

89 [Gez.: 41.]: *Militair-Literatur-Rapport*. In: *Preußische Wehr-Zeitung*, 5. Jg., Nr. 104, laufende Nr. 507, Sonntag, den 26. Juni 1853, S. 3219–3222.

90 Garnisonen (wie Anm. 86), S. 1272. – Vgl. [gez.: 41]: *Militair-Literatur-Rapport*. In: *Deutsche Wehr-Zeitung*, 3. Jg., Nr. 17, laufende Nr. 212, Donnerstag, den 29. August 1850, S. 1371–1378, hier S. 1378.

91 Theodor Fontane an Martha Fontane, Berlin, 21. Februar 1891. In: HFA IV, 4. 1982, S. 98–100, hier S. 99. – Der »Roman in 20 Zeilen« im Kommentar: HFA IV, 5/II. 1994, S. 740–741.

Theodor Fontane in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane*. Eine Dokumentation

Georg Wolpert

Prolog

Am 8. Januar 1891 schreibt Theodor Fontane an Georg Friedlaender:

Ich gebe gleichzeitig mit diesen Zeilen ein Exemplar von »Quitt« zur Post; sollte was dazwischen kommen, so jedenfalls morgen. Schlenther hat sehr hübsch darüber geschrieben, sonst habe ich noch nicht recht was gelesen, was übrigens auf den Verkauf des Buchs kaum einen Einfluß hat. Ueber Julius Wolff wurde beinah nie geschrieben und wenn doch, meist tadelnd; trotzdem verkauften sich 40,000 Exemplare wie die warmen Semmeln.¹

Das Lesepublikum Theodor Fontanes bleibt² – verglichen mit dem genannten Julius Wolff und anderen Erfolgsautoren und -autorinnen seiner Zeit – tatsächlich immer relativ klein, selbst in seinen letzten Lebensjahren.

Erst rund zehn Jahre nach Theodor Fontanes Tod tragen – unabhängig voneinander – zwei Faktoren wesentlich zu einer Horizonterweiterung in der Rezeptionsgeschichte von Fontanes Werken bei. Beide Aspekte hat Fontane in seinem eingangs zitierten Brief an Friedlaender bereits angesprochen. Zum einen erscheint am 1. Oktober 1910 in Maximilian Hardens Zeitschrift *Die Zukunft* ein Beitrag Thomas Manns unter der Überschrift *Der alte Fontane*, in welchem Thomas Mann »die Veröffentlichung der beiden Briefbände innerhalb der Gesammelten Werke (1905 Fontanes *Briefe an seine Familie*, 1910 *Briefe an seine Freunde*) zum Anlass [nimmt], um sich ausführlicher über Fontane zu äußern.«³ Und er tut dies derart begeistert, ja enthusiastisch, dass dieser Aufsatz mit Recht »als Meilenstein in der Rezeptionsgeschichte Fontanes« und wesentlicher Beitrag zu seinem »Aufstieg zum Klassiker«,⁴ ja zum Klassiker der Moderne gelten darf. Zum anderen initiiert der Berliner Verleger Samuel Fischer im Jahr 1908 eine neue Buchreihe: *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane*. Die in dieser Buchreihe veröffentlichten Bücher präsentierten – so der Anspruch des Verlags – »Moderne Romane erster Autoren«. Dies hebt die von Emil Preetorius gestaltete

Werbegraphik aus dem Jahr 1910 für Th. Fontane: *Irrungen Wirrungen*, Björnsterne Björnson: *Mary* und Gabriele Reuter: *Frauenseelen* ausdrücklich hervor.⁵ Die Bücher dieser *Bibliothek* sollten – bei hoher sprachlicher und literarischer Qualität – aufgrund ihrer Ausstattung, des festen Einbands, des handlichen Formats, des sorgfältigen Drucks bei dem extrem niedrigen Preis⁶ von 1,- Mark pro Band den traditionellen Leser ansprechen, doch auch ein neues Lesepublikum gewinnen. Die von Emil Rudolf Weiß⁷ künstlerisch gestalteten modernen Einbände ermöglichten einen unmittelbaren Wiedererkennungseffekt. Die Publikation in der Reihe versprach zudem Kontinuität und konnte so die Leserbindung fördern. Trotz zahlreicher Einwände – der Buchhandel befürchtete vor allem, die billigen Bücher könnten zu einem Einbruch beim Verkauf der teuren Ausgaben führen – ließ sich Samuel Fischer nicht beirren. Seine Argumente hat er 1911 in dem Aufsatz *Der Verleger und der Büchermarkt* formuliert:

Das differenzierte Buch wird seine Stellung im Büchermarkt behalten, es wendet sich an einen andern Kreis und ist für die große Masse vorerst nicht geeignet. Es handelt sich bei dem billigen Buch gar nicht um eine Umgestaltung, sondern um eine Erweiterung des Büchermarktes fürs Volk. Das billige Buch wird, wenn es die große Zukunft bekommt, die mir vorschwebt, das Sortiment auf eine breite und gesunde Basis stellen. Ein neuer großer Käuferkreis kann dem Buchhandel erschlossen werden. Heute ist es das billige Buch, aber morgen kann der Leser dieses Buches schon in die Reihe der verwöhnten Bücherkäufer einrücken, denn wer einmal Bücher in sein Haus geschafft hat, ist in die Kulturschicht der Bücherkäufer eingetreten.⁸

Nachdem *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* im Oktober 1908 eröffnet worden war, begann auch jeder folgende Jahrgang dieser Reihe im Oktober. Jeden Monat erschien ein Band. Der Erfolg dieses Vertriebsmodells spiegelt sich auch in den Auflagenhöhen der einzelnen Bände, welche zwischen 10.000 und 25.000 variierte.⁹ Zudem musste der Käufer kein Abonnement für die Reihe eingehen, sondern konnte den Titel seiner Wahl als Einzelband erwerben. Je nach Wunsch als Pappband (für 1,- Mark) oder gegen einen kleinen Aufpreis sogar in Leinen gebunden (für 1,25 Mark). Erst im Lauf des Krieges erschienen auch broschiierte Ausgaben.

In acht Jahresprogrammen wurden jeweils 12 Bände mit Erstausgaben und Lizenzausgaben zusammengestellt. Die Jahresprogramme waren zunächst nach dem Muster einer Zeitschrift als »Jahrgänge« mit Bandnummern gekennzeichnet, um Abonnement und Sammeltrieb zu stimulieren. Ab 1911/12 wurden die Serien »Vierte Reihe«, »Fünfte Reihe« usw. genannt. Die Bandangabe entfiel.¹⁰

Das Umfeld, in dem Fontane – sein »Werk war damals (für Eingeweihte) ebenso berühmt wie (der Masse der Leser) unbekannt«¹¹ – mit der Aufnah-

me seiner Romane in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* als Autor nun steht, spricht für sich: Autoren in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* waren u. a. Jonas Lie (1833–1908), Gabriele Reuter (1859–1941), Gustaf af Geijerstam (1858–1909), Thomas Mann (1875–1955), Herman Bang (1857–1912), Eduard von Keyserling (1855–1918), Gabriele d'Annunzio (1863–1938), Hermann Hesse (1877–1962), Emil Strauß (1866–1906), Peter Nansen (1861–1918), Laurids Bruun (1864–1935), Felix Salten (1869–1947), Björnsterne Björnson (1832–1910), Knut Hamsun (1859–1952), Hermann Bahr (1863–1934), Bernhard Kellermann (1879–1951), Jakob Wassermann (1873–1934), Friedrich Huch (1873–1913), Leo Tolstoi (1828–1910), Georg Hirschfeld (1873–1942), Arthur Schnitzler (1862–1931), Alice Berend (1875–1938), Selma Lagerlöf (1858–1940).

Letztendlich – so Reiner Stach in seiner *Verlagsgeschichte* – sollten in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* »möglichst viele Autoren Fischers mit ausgewählten und ungekürzten Texten zu Wort kommen, dazu einige hochrangige, aber wenig gelesene Autoren anderer Verlage, deren Werk im Rahmen einer billigen Reihe auf breitere Popularität hoffen durfte.«¹²

Zu letzteren dürfen wir auch Theodor Fontane zählen. Mit einem frühen Roman von ihm, nämlich mit *L'Adultera*, eröffnet S. Fischer die erste Reihe. Damit steht Fontane sogar an der Spitze des gesamten Projektes. Für den Verlag – so präsentiert S. Fischer das Buch auf dem Schutzumschlag – ist *L'Adultera* »das erste Buch, dessen Stoff Fontane aus dem Leben seines zeitgenössischen Berlins nahm, zugleich der erste bleibende Roman der modernen, realistischen Bewegung«.

In *Cécile* dann, dem zweiten Werk Fontanes, das in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* aufgenommen wurde, ist in die Verlagswerbung am Ende des Bandes ein Auszug aus einer Rezension der *Breslauer Zeitung* aufgenommen worden, in welcher sich der Verlag in seiner Entscheidung bestätigt sehen konnte:

Fontanes *L'Adultera* eröffnet die Sammlung. Man hätte keinen geeigneteren Dichter als Fontane, der einst vor vier Lustren den Jungen voranging im Kampf gegen die Unkunst der Lindau, Blumenthal und Lubliner, die Führung übergeben können, kein Werk hätte so klar den Weg gewiesen wie die *L'Adultera*. Hier stehen wir mitten im Berliner Leben, hier werden wir umweht von der Luft der Moderne, hier hören wir die wundervoll vertiefte Geschichte der Ehe der jungen Melanie van der Straaten. Schon die *L'Adultera* zeigt die gewaltige Kunst und die wundervolle Lebensanschauung des greisen Theodor Fontane und ist ein Markstein in der Geschichte des modernen Romans.¹³

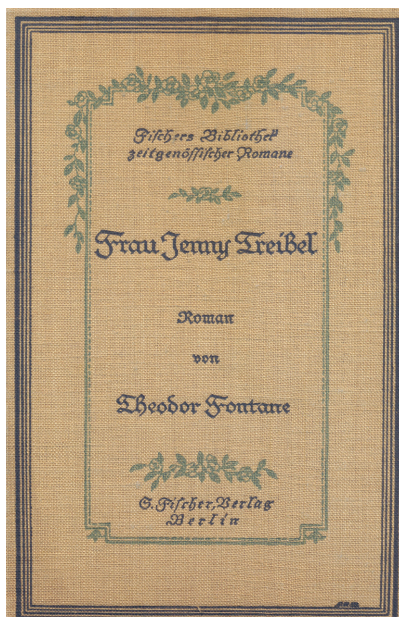
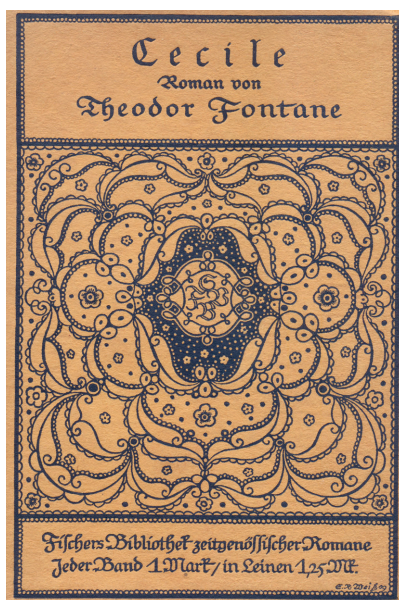
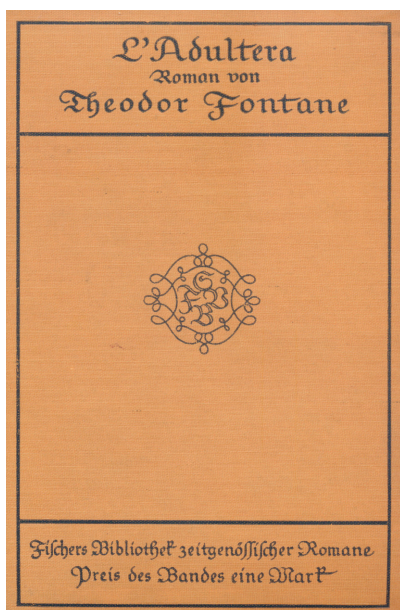
In den auf die Publikation von *L'Adultera* folgenden Jahren werden peu à peu die Rechte an vier weiteren der sogenannten »kleineren« Romane

Fontanes von Friedrich Fontane dem Verlag von Samuel Fischer übertragen¹⁴ und in den Jahren von 1908 bis 1914 in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* publiziert. Bis dahin sind von den Einzelausgaben dieser Romane – sehen wir einmal von *Mathilde Möhring* ab, welche es vorher in überhaupt keiner Einzelausgabe gegeben hat¹⁵ – erstaunlich wenige neu aufgelegt worden, wobei bei Neuauflagen im Allgemeinen pro Auflage 1000 Exemplare in den Verkauf kamen.¹⁶

Im Folgenden soll die Publikationsgeschichte dieser fünf Romane in der Reihenfolge ihrer Aufnahme in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* vorgestellt werden. Zu dieser Publikationsgeschichte gehört wesentlich die Dokumentation der Einzelausgaben dieser fünf Romane bis zum Zeitpunkt ihrer Aufnahme bei S. Fischer. Doch natürlich gehört zu ihrer Editions-geschichte (A) auch die Aufnahme von *L'Adultera*, *Cécile* und *Irrungen*, *Wirrungen* in *Theodor Fontane's Gesammelte Romane und Novellen* (die 1890/91 publizierte sog. »Dominik-Ausgabe«), wo die drei Romane allerdings nicht einzeln verkauft werden durften und deshalb auch nicht in Einzelbänden publiziert wurden;¹⁷ sowie (B) das große Projekt des Verlags F. Fontane & Co.: *Gesammelte Werke von Theodor Fontane* (1905 ff.), wo die fünf Romane jedoch immer mit einem anderen Roman zusammen in einem Band veröffentlicht wurden.¹⁸

Da für dieses Projekt ein eigener Aufsatz geplant ist, werden im Folgenden aus Platzgründen nur die Einzelausgaben Theodor Fontanes dokumentiert, von denen im Vorfeld dieser Arbeit einige hundert Exemplare (aus beiden Verlagen) untersucht worden sind.

Im Rahmen dieser Untersuchung wurde zunehmend deutlich, dass es im Blick auf die Rezeptionsgeschichte Fontanes nicht genügt, nur jeweils mit einem Einzelverweis die Aufnahme der genannten fünf kleinen Romane in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* bibliographisch zu belegen. Denn die Geschichte und die Bedeutung dieser Bibliothek für die Rezeption Fontanes kann erst richtig verstanden werden, wenn jeder dieser fünf Titel editions-geschichtlich untersucht und – im Rahmen von *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* – binnengeschichtlich erfasst worden ist.



1. L'Adultera

Von diesem Roman – im Titel der Erstausgabe noch als Novelle bezeichnet – sind als Einzelausgaben zu Lebzeiten Fontanes nur zwei Auflagen¹⁹ erschienen, zwei weitere nach seinem Tod und vor der Publikation bei S. Fischer:

[(1) Erstausgabe] L'Adultera. Novelle von Theodor Fontane. Breslau: Druck und Verlag von S. Schottlaender 1882.

8° π_{1-2} , 1⁸–14⁸, 2 Bll. = S. [i–iv]; [1], 2–223, [224–228]

Die Restbestände dieser Erstausgabe hat Friedrich Fontane zusammen mit den Verlagsrechten von Schottlaender übernommen²⁰ und mit neuem Titelblatt als »Neue Ausgabe« publiziert:²¹

[(1*) Titelausgabe] Theodor Fontane. L'Adultera. Roman. Neue Ausgabe. Berlin: Friedrich Fontane 1890.

8° π_{1-2} , 1⁸–14⁸, 2 Bll. = S. [i–iv]; [1], 2–223, [224–228]

(2) Theodor Fontane. L'Adultera. Zweite Auflage. Berlin: F. Fontane & Co. 1891.

8° π_{1-2} , 1⁸–15⁸, 16₁₋₅ = S. [i–iv]; [1–3], 4–249, [250]

(3) L'Adultera. Roman von Theodor Fontane. Dritte Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1899.

8° π_{1-4} , 1₂₋₈, 2⁸–15⁸, 16₁₋₅ = S. [i–vi]; [1–3], 4–249, [250]

(4) L'Adultera. Roman von Theodor Fontane. Vierte Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1902.

8° π_1 , 1⁸–15⁸, 16₁₋₇ = S. [i–ii]; [1–3], 4–249, [250–254]

Am 12. Juni 1908 dann wurde zwischen Friedrich Fontane (im Namen des Verlags und der Erben) und dem S. Fischer-Verlag folgender Vertrag abgeschlossen:²² »Der Firma S. Fischer, Verlag wird das alleinige Recht eingeräumt, neben den jetzt bestehenden Ausgaben von »L'Adultera« diesen Roman in unbeschränkter Anzahl in »Fischers Romanbibliothek« zu drucken.« F. Fontane & Co. behält das Recht, den Roman in den bisherigen Ausgaben herauszugeben, verpflichtet sich jedoch, den Ladenpreis für die Einzelausgabe von L'Adultera nicht herabzusetzen.²³ »Falls die Firma F. Fontane & Co. einen anderen Roman von Theodor Fontane für eine billige Ausgabe freigeben sollte, räumt sie der Firma S. Fischer, Verlag das Vorrecht ein.«

Schon eine Untersuchung dieses ersten Bandes zeigt, dass die resümierenden Angaben Stachs zu *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* so nicht zu halten sind: »Auf broschierte Ausgaben wurde verzichtet; der Preis

betrug einheitlich eine Mark für den Pappband, eine Mark fünfundzwanzig für den Leinenband. Einheitlich waren auch der Umfang von 13 Bogen (= 208 Seiten) und das Taschenformat von 17,8 zu 12,5 cm.«²⁴ Im Oktober 1908 erschien als erster Band des ersten Jahrgangs (später umbenannt in »Erste Reihe«):

L'Adultera. Roman von Theodor Fontane. S. Fischer, Verlag, Berlin.
8° π₁₋₂, 1⁸–11⁸ = S. [i–iv]; 1–167, [168–172]

Die folgenden Ausgaben²⁵ von *L'Adultera* in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* sind satzidentisch mit diesem 1. bis 10. Tausend. Neu gesetzt wurden die Präliminarblätter und die Verlagswerbung. Dies lässt sich an einigen Satzauffälligkeiten erkennen, beispielsweise S. 87₁₄ geflegt [f. gepflegt]; S. 89₂₇ besinnen. »[f. besinnen.]; S. 93₂₀ [schließende Anführungszeichen fehlen].

Auflage	Erscheinungsjahr	Einband, Vorsatz, evtl. Besonderheit	Verlagswerbung	Druckerei (S. [172])
1.–10.	[1908]	Gewebeeinband (sehr feines orangefarbenes Leinen) mit Reihentitel und Preisvermerk (»eine Mark«) auf dem Vorderdeckel. Vorsatz grün. Schmutztitel mit Verlagssignet. Auflistung des ersten Jahrgangs der Reihe auf der Rückseite des Schmutztitels. Unter »Erster Jahrgang« steht in Klammer: »Oktober 1908 – September 1909« und ganz unten: »Jeden Monat erscheint ein Band zum Preise von 1 Mark für das gebundene Exemplar«.	S. [169] Liste der Werke Theodor Fontanes (ohne Verlagshinweis, Auflagenbezeichnung oder Jahr). S. [170] Keyserling: <i>Schwüle Tage</i> , Vierte Auflage [1907]; S. [171] <i>Dumala</i> , Dritte Auflage [1908].	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig

11.–15.	[1909]	Gewebeeinband (sehr feines orangefarbenes Leinen) mit dem Reihentitel, doch ohne den Preisvermerk auf dem Vorderdeckel. Vorsatz grün. Schmutztitel mit Verlagssignet. Die Auflistungsseite ist verändert: Unten steht nun: »Jeden Monat erscheint ein Band geheftet 80 Pfennig, gebunden 1 Mark«.	[wie bei 1.–10. Tsd.]	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig (hier in größerem Schriftgrad)
16.–28.	[1909]	Orangefarbenes Pappband (ohne den Preisvermerk auf dem Vorderdeckel). Vorsatz gelb. Schmutztitel mit Verlagssignet. Die Auflistungsseite ist verändert: Die Monatsangaben unter »Erster Jahrgang« sind entfallen und unten steht nur noch: »Jeden Monat erscheint ein Band«.	[wie bei 1.–10. Tsd.]	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig (ebenfalls in größerem Schriftgrad)
29.–40.	[1912]	Orangefarbenes Pappband (ohne Preisvermerk auf dem Vorderdeckel). Vorsatz gelb. Schmutztitel mit Reihentitel. Die Auflistung des Jahrgangs ist entfallen.	[wie bei 1.–10. Tsd.] plus auf S. [172] Pressestimmen zu <i>Frau Jenny Treibel</i> , <i>Cécile</i> , <i>Irrungen Wirrungen</i>	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
41.–46.	[1916]	Orangefarbenes Pappband (ohne Preisvermerk auf dem Vorderdeckel). Vorsatz gelb. Schmutztitel mit	S. [169]) Liste der Werke Theodor Fontanes (ohne Verlagshinweis). S. [170–171] Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> ,	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig

		Reihentitel. Ohne Auflistung.	<i>Cécile, Irrungen Wirrungen, Frau Jenny Treibel, Mathilde Möhring.</i> S. [172]) Liste der von S. Fischer publizierten <i>Gesamtausgaben moderner Dichter</i> (u. a. Th. Fontane: <i>Gesammelte Werke. Auswahl in fünf Bänden</i> [1915]).	
47.–52.	[1916]	Orangegelber Pappband (ohne Preisvermerk auf dem Vorderdeckel). Vorsatz weiß. Schmutztitel mit Reihentitel. Ohne Auflistung. S. [iv] »Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliffzusatz«.	[wie vorhergehende Auflage]	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
47.–52.	[1916]	[wie vorhergehende Auflage] plus Stempel der Zensurbehörde (groß und unten rechts) auf dem Titel. ²⁶	[wie vorhergehende Auflage]	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
53.–60.	[1917]	Broschur (orange-gelb). Veränderte Einband-gestaltung (entspricht nun der von <i>Frau Jenny Treibel</i>). Schmutztitel mit Reihentitel. S. [iv] »Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliffzusatz«.	[wie vorhergehende Auflage]	Druck von Julius Beltz, Hofbuch-drucker, Langensalza

71.–80.	[1918]	Broschur (graugelb). Einbandgestaltung entspr. vorhergehende Auflage. Schmutztitel mit Reihentitel. Stempel der Zensurbehörde auf dem Titel (rechts unten u. sehr klein).	S. [169–172] sind entfallen.	(-)
---------	--------	---	------------------------------	-----

2. Cécile

Die *L'Adultera*-Ausgabe erwies sich als so erfolgreich, dass bereits im Jahr 1909 eine weitere Auflage gedruckt wurde und zugleich ein weiterer Fontane-Titel in die zweite Reihe der Bibliothek der zeitgenössischen Romane aufgenommen wurde: *Cécile* (hier nun ohne den Accent aigu im Titel und im Text). Wie bei *L'Adultera* war die Zahl der Einzelausgaben dieses Romans bis dahin sehr klein geblieben:

[(1) Erstausgabe] *Cécile*. Roman von Theodor Fontane. Berlin. Verlag von Emil Dominik. 1887.

8° π_{1-2} , 1⁸–18⁸, 19₁₋₄ = S. [i–iv]; [1], 2–296

[(2) Titelaufgabe] *Cécile*. Roman von Theodor Fontane. Zweite Auflage. Berlin. Verlag von Emil Dominik. 1887.

8° π_{1-2} , 1⁸–18⁸, 19₁₋₅ = S. [i–iv]; [1], 2–296

Die Restbestände hat Friedrich Fontane zusammen mit den Verlagsrechten von Emil Dominik übernommen²⁷ und mit neuem Titelblatt als »Neue Ausgabe« publiziert:

[(2*) Titelausgabe] Theodor Fontane. *Cécile*. Roman. Neue Ausgabe. Berlin W: F. Fontane & Co. 1892.

8° π_{1-2} , 1⁸–18⁸, 19₁₋₄ = S. [i–iv]; [1], 2–296

Erst nach Fontanes Tod erscheinen zwei weitere Separat-Ausgaben im Verlag F. Fontane & Co. Die Lücke in der Auflagenzählung der Einzelausgaben zwischen der 3. und der 7. Auflage ergibt sich zum einen aufgrund einer Inkonsequenz bei der Zählung, zum andern, weil in der Auflagenzählung die Veröffentlichungen in *Gesammelte Werke* (F. Fontane & Co. 1905 ff.) mit eingerechnet worden sind.



(3) Cécile. Roman von Theodor Fontane. Dritte Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1900.

8° π₁, 1⁸–20⁸, 21₁₋₄ = S. [i–ii]; [1–3], 4–327, [328]

(4) Theodor Fontane. Cécile. Roman. Siebente Auflage. Berlin, 1906, F. Fontane & Co.

8° π₁, 1⁸–20⁸, 21₁₋₄ = S. [i–ii]; [1–3], 4–327, [328]

Am 21. Mai 1908 dann wurde zwischen Friedrich Fontane (im Namen des Verlags und der Erben) und dem S. Fischer-Verlag der Vertrag abgeschlossen, der S. Fischer die Rechte einräumte, *Cécile* in Fischers Romanbibliothek aufzunehmen.²⁸ Der Roman erschien dann im Dezember 1909 als dritter Band des zweiten Jahrgangs (später umbenannt in »Zweite Reihe«):

Cecile. Roman von Theodor Fontane. S. Fischer, Verlag, Berlin.

8° 1⁸–13⁸ = S. [1–4], 5–206, [207–208]

Die folgenden Ausgaben²⁹ von *Cécile* in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* sind satzidentisch mit diesem 1. bis 10. Tausend. Neu gesetzt wurden jeweils nur die Präliminarblätter und die Verlagswerbung. Dies lässt sich an einigen Satzauffälligkeiten erkennen, beispielsweise S. 20₁₀ die , so [Stellung des Kommas]; S. 46₅ das [f. daß]; S. 132₁₅ klingelt [f. klingelte; vgl. S. 132₁₁]; S. 151₂₇ Inbrust [f. Inbrunst].

Eine dieser Ausgaben konnte bislang nicht verifiziert werden. Entweder gleichen sich die Ausgaben der 49.–56. und die der 57.–62. Auflage (beide aus dem Jahr 1917) derart genau, dass die in der Tabelle notierten Angaben für beide Auflagen übereinstimmen. Oder es ist bislang einfach noch kein abweichendes Vergleichs-Exemplar entdeckt worden.

Auflage	Erscheinungs-jahr	Einband, Vorsatz, evtl. Besonderheit	Verlagswerbung	Druckerei S. ([208])
1.–20.	[1909]	[I] Orangegelber Leineneinband mit Reihentitel bzw. [II] entspr. Pappband mit Reihentitel und Preisvermerken (»1 Mark« / »1,25 Mk.«). Vorsatz grün bzw. gelb.	S. ([207]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> . S. ([208]) Liste der Werke Theodor Fontanes (ohne Verlagshinweis).	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig

		Verlagssignet auf dem Schmutztitel. Auflistung des zweiten Jahrgangs der Reihe auf der Rückseite des Schmutztitels.		
21.–30.	[1912]	Orangegelber Pappband. Vorsatz gelb. Reihentitel auf dem Schmutztitel.	S. ([207]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> , <i>Irrungen Wirrungen</i> . S. ([208]) Liste der Werke Theodor Fontanes (ohne Verlagshinweis).	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
31.–35.	[1915]	Orangegelber Pappband. Vorsatz gelb. Reihentitel auf dem Schmutztitel.	S. ([207–208]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cécile</i> , <i>Irrungen Wirrungen</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> , <i>Mathilde Möhring</i> .	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
36.–40.	[1916]	Orangegelber Pappband. Vorsatz weiß. Reihentitel auf dem Schmutztitel.	S. ([207]) Pressestimmen zu <i>Mathilde Möhring</i> , <i>L'Adultera</i> , <i>Irrungen Wirrungen</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> . S. [208]) Liste der von Fischer publizierten <i>Gesamtausgaben moderner Dichter</i> (u. a. Th. Fontane: <i>Gesammelte Werke. Auswahl in fünf Bänden</i> [1915]).	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
41.–48.	[1917]	Orangegelber Pappband. Vorsatz weiß. Reihentitel auf dem Schmutztitel. Stempel der Zensurbehörde auf dem Titel (mittig unten u. relativ groß).	S. ([207]) Pressestimmen zu <i>Mathilde Möhring</i> , <i>L'Adultera</i> , <i>Irrungen Wirrungen</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> . S. [208] Vorstellung von und Pressestimmen zu <i>Gesammelte Werke</i> von Theodor Fontane.	Druck von Franken-stein & Wagner in Leipzig

49.–56.	[1917]	Broschur (grau). Veränderte Einbandgestaltung (entspricht nun der von <i>Frau Jenny Treibel</i>). Schmutztitelblatt fehlt. Stempel der Zensurbehörde auf dem Titel (mittig unten u. sehr klein). S. [iv] »Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliffzusatz«.	(-)	Druck der E. Gundlach Aktiengesellschaft in Bielefeld
57.–62.	[1917]			
63.–68.	[1919]	Broschur (graugelb). Veränderte Einbandgestaltung (entspricht nun der von <i>Frau Jenny Treibel</i>). Reihentitel auf dem Schmutztitel.	S. ([207]) Werke von Th. F. (<i>Gesammelte Werke</i> u. Einzelausgaben; diese teilweise mit dem Hinweis »Teuerungszuschlag«); hier u. a. <i>Effi Briest</i> 43. Aufl. [1919]. Eine neue Romanreihe; hier u.a. Friderike Maria Winternitz: <i>Vögelchen</i> [1919].	Druck der Spamer-schen Buchdruckerei in Leipzig

3. Irrungen, Wirrungen

Der Roman *Irrungen, Wirrungen* ist nach der Erstausgabe bei Steffens in Leipzig (1888) und zwei Titelausgaben – zuerst bei Matz in Königsberg, dann bei F. Fontane (beide 1889) – nach verwickelten Verhandlungen³⁰ 1891 als »Zweite Auflage« von der Firma F. Fontane & Co. veröffentlicht worden. Zwei weitere Auflagen dieser Einzelausgabe sind noch in der Lebenszeit Theodor Fontanes erschienen, neun weitere in der Zeit nach seinem Tod und vor der Übernahme in *Fischers Bibliothek*. Alle diese Auflagen – sind abgesehen von kleineren Presskorrekturen³¹ – satzidentisch, ab der 4. Auflage erfolgte der Druck von Stereotypen.³²

[(1) Erstausgabe] *Irrungen, Wirrungen*. Roman von Theodor Fontane. Leipzig. Verlag von F. W. Steffens.

8° π₁₋₂, 1⁸–17⁸, 18₁₋₆ = S. [i–iv], [1], 2–284

[(1*) Erste Titelausgabe] Irrungen, Wirrungen. Roman von Theodor Fontane. Königsberg, Ostpr. Verlag von Heinrich Matz.

8° π_{1-2} , 1⁸–17⁸, 18₁₋₆ = S. [i–iv]; [1], 2–284

[(1**) Zweite Titelausgabe] Irrungen, Wirrungen. Roman von Theodor Fontane. Berlin. F. Fontane.

8° π_{1-2} , 1⁸17⁸, 18₁₋₆ = S. [i–iv]; [1], 2–284

(2) Theodor Fontane. Irrungen, Wirrungen. Roman. Zweite Auflage. Berlin. F. Fontane. 1891.

8° π_1 , 1⁸–18⁸, 19₁₋₆ = S. [i–ii]; [1–3], 4–300

(3) Irrungen, Wirrungen. Berliner Roman von Theodor Fontane. Dritte Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1893.

8° π_{1-2} , 1⁸–19⁸ = S. [i–iv]; [1–3], 4–300, [301–304]

(4) Irrungen Wirrungen. Berliner Roman von Theodor Fontane. Vierte Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1896.

8° π_{1-3} , 1₂₋₈, 2⁸–18⁸, 19₁₋₇ = S. [i–iv]; [1–3], 4–300

Bereits die 5. Auflage ist nicht mehr in der Lebenszeit Fontanes erschienen, sondern erst drei Wochen nach seinem Tod, nämlich am 10. Oktober 1898.³³

(5) Irrungen Wirrungen. Berliner Roman von Theodor Fontane. Fünfte Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1898.

8° π_{1-3} , 1₂₋₈, 2⁸–18⁸, 19₁₋₆ = S. [i–iv]; [1–3], 4–300

(6) Irrungen, Wirrungen. Berliner Roman von Theodor Fontane. Sechste Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1899.

8° π_{1-4} , 1₂₋₈, 2⁸–18⁸, 19₁₋₆ = S. [i–vi]; [1–3], 4–300

(7) Irrungen Wirrungen. Berliner Roman von Theodor Fontane. Siebente Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1901.

8° π_{1-3} , 1₂₋₈, 2⁸–18⁸, 19₁₋₆ = S. [i–iv]; [1–3], 4–300

(8) Irrungen Wirrungen. Berliner Roman von Theodor Fontane. Achte Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1902.

8° π_1 , 1⁸–18⁸, 19₁₋₆ = S. [i–ii]; [1–3], 4–300

(9) Theodor Fontane. Irrungen Wirrungen. Berliner Roman. Neunte Auflage. Berlin, 1903, F. Fontane & Co.

8° π_{1-2} , 1₂₋₈, 2⁸–18⁸, 19₁₋₆ = S. [i–ii]; [1–3], 4–300

(10) Theodor Fontane. Irrungen Wirrungen. Berliner Roman. Zehnte Auflage. Berlin: F. Fontane & Co. 1905

8° π_{1-2} , 1_{2-8} , 2^8-18^8 , 19_{1-6} = S. [i-ii]; [1-3], 4-300

Die elfte und zwölfte Auflage erschien im Rahmen der *Gesammelten Werke*.

(11) Theodor Fontane. Irrungen Wirrungen. Berliner Roman. Dreizehnte Auflage. Berlin: F. Fontane & Co. 1906.

8° π_{1-3} , 1_{2-8} , 2^8-18^8 , 19_{1-6} = S. [i-iv]; [1-3], 4-300

(12) Theodor Fontane. Irrungen Wirrungen. Berliner Roman. Vierzehnte Auflage. Der Reihe nach 17. und 18. Tausend. Berlin: F. Fontane & Co. [1907]

8° π_1 , 1_{2-8} , 2^8-18^8 , 19_{1-6} = S. [1-3], 4-300

(13) Theodor Fontane. Irrungen Wirrungen. Berliner Roman. Fünfzehnte Auflage. Der Reihe nach 21. und 22. Tausend. Berlin: F. Fontane & Co. [1910]

8° π_1 , 1_{2-8} , 2^8-18^8 , 19_{1-6} = S. [1-3], 4-300

Im Jahr 1910, nämlich am 11. April, wurde auch der Verlagsvertrag für die Ausgaben von *Irrungen*, *Wirrungen* und *Stine* in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* unterzeichnet.³⁴ Nur kurz danach, am 27. Mai 1910, veröffentlichte F. Fontane & Co. die 15. Auflage. Und im Oktober dieses Jahres erschien der Roman als erster Band des dritten Jahrgangs (später umbenannt in »Zweite Reihe«):

Irrungen Wirrungen. Berliner Roman von Theodor Fontane. S. Fischer, Verlag, Berlin.

8° 1^8-11^8 , 12_{1-4} = S. [1-4], 5-182, [183-184]

Auch hier wieder sind die folgenden Ausgaben in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* satzidentisch mit diesem 1. bis 20. Tausend. Neu gesetzt wurden jeweils nur die Präliminarblätter und die Verlagswerbung. Dies lässt sich an einigen Satzauffälligkeiten erkennen, beispielsweise S. 180₂₆ sate (f. sagte).

Mathilde Möhring
ROMAN VON
Theodor Fontane



Schutzumschlag
© Privatbesitz

Auflage	Erscheinungs-jahr	Einband, Vorsatz, evtl. Besonderheit	Verlagswerbung	Druckerei S. ([184])
1.–20.	[1910]	Orangegelber Pappband. Vorsatz gelb. Verlagssignet auf dem Schmutztitel. Auflistung des dritten Jahrgangs der Reihe auf der Rückseite des Schmutztitels.	S. ([184]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cecile</i>	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
21.–30.	[1912]	Orangegelber Pappband. Vorsatz gelb. Reihentitel auf dem Schmutztitel. Entfallen ist hier die Auflistung des 3. Jahrgangs.	S. ([184]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cecile</i>	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
31.–40.	[1914]	Orangegelber Pappband. Vorsatz gelb. Reihentitel auf dem Schmutztitel.	S. ([184]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cecile</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i>	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
41.–45.	[1916]	(I) Orangegelber Gewebeband. Feines glattes Leinen. Titel in Rot. Vorsatz weiß. (II) Orangegelber Pappband. Vorsatz weiß.	S. ([184]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cecile</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> , <i>Mathilde Möhring</i>	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
46.–53.	[1916]	Orangegelber Gewebeband. Feines glattes Leinen. Titel in Rot. Vorsatz weiß. Großer Stempel der Zensurbehörde auf dem Titel (rechts unten).	S. ([184]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cecile</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> , <i>Mathilde Möhring</i>	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig

54.–63.	[1916]	(I) Orangegelber Pappband. Vorsatz weiß. (II) Broschur (blau-grau). (III) Broschur (rotorange). [II–III] Veränderte Einbandgestaltung (entspricht nun der von <i>Frau Jenny Treibel</i>). [I–III] Stempel der Zensurbehörde auf dem Titel (mittelgroß und mittig). [I–III] S. ([2]) »Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliffzusatz«.	S. ([184]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cecile</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> , <i>Mathilde Möhring</i> (Preise mit »Teuerungszuschlag«)	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
64.–83.	[1917]	Orangegelber Pappband. Vorsatz weiß. Sehr kleiner Stempel der Zensurbehörde auf dem Titel (unten rechts). S. ([2]) »Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliffzusatz«.	S. ([184]) Pressestimmen zu <i>Gesamtausgaben moderner Dichter</i> (Björnson, Dehmel, Fontane, Geijerstam, Hartleben, Hauptmann, Ibsen, Nansen, Schnitzler, Shaw)	Druck der E. Gundlach Aktiengesellschaft, Bielefeld
84.–93.	[1918]	Broschur (graugelb). Veränderte Einbandgestaltung (entspricht nun der von <i>Frau Jenny Treibel</i>). Kleiner Stempel der Zensurbehörde auf dem Titel (unten mittig).	S. ([184]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cecile</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> , <i>Mathilde Möhring</i> (ohne Preisangabe)	Druck der E. Gundlach Aktiengesellschaft, Bielefeld

4. Frau Jenny Treibel

Schon die Erstausgabe dieses Romans ist im Verlag des Sohnes erschienen. Drei weitere Einzelausgaben folgen noch in der Lebenszeit des Autors und drei nach seinem Tod bis zu der Publikation in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane*. Alle diese Auflagen sind – abgesehen von kleineren Presskorrekturen – satzidentisch, ab der 4. Auflage erfolgte der Druck von Stereotypen.

[(1) Erstausgabe] Theodor Fontane. Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't.« Roman. Berlin W: F. Fontane & Co. 1893.

8° π_{1-2} , 1⁸–21⁸, 2 Bl. = S. [i–iv]; [1], 2–336, [337–340]

(2) Theodor Fontane. Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't.« Roman. Zweite Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1893.

8° π_{1-2} , 1⁸–21⁸ = S. [i–iv]; [1], 2–336

(3) Theodor Fontane. Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't.« Roman. Dritte Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1893.

8° π_{1-2} , 1⁸–21⁸ = S. [i–iv]; [1], 2–336

(4) Theodor Fontane. Frau Jenny Treibel. [sic] oder »Wo sich Herz zum Herzen find't.« Roman. Vierte Auflage. Berlin W. F. Fontane & Co. 1896.

8° π_{1-3} , 1⁸–21⁸ = S. [i–vii]; [1], 2–336

(5) Theodor Fontane. Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't.« Roman. Fünfte Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1899.

8° π_{1-4} , 1⁸–21⁸ = S. [i–viii]; [1], 2–336

(6) Theodor Fontane. Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't.« Roman. Sechste Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1901.

8° π_{1-2} , 1⁸–21⁸, 1 Bl. = S. [i–iv]; [1], 2–336, [337–338]

(7) Theodor Fontane. Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't.« Roman. Siebente Auflage. Berlin W: F. Fontane & Co. 1903.

8° π_{1-2} , 1⁸–21⁸, 1 Bl. = S. [i–iv]; [1], 2–336, [337–338]

Erst acht Jahre später, nämlich im Oktober 1911, erschien die nächste Einzelausgabe dieses Romans als erster Band der vierten Reihe in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane*. Der Vertrag zwischen den Verlagen F. Fontane & Co. und S. Fischer war bereits am 11. April 1910 gemeinsam mit dem zu *Irrungen, Wirrungen* (siehe dort) unterzeichnet worden.

Mark Fischers Bibliothek Mark
zeitgenössischer Romane
 Soeben erschienen:

Th. Fontane: Irrungen Wirrungen
Björnstjerne Björnson: Mary
Gabriele Reuter: Frauenseelen



Moderne Romane erster Autoren

Jeden Monat ein Band geb. für 1 Mark
in Leinen: 1,25 MK. in bester Ausstattung
in allen Buchhandlungen zu haben

Plakat
 © Gemeinfrei

Frau Jenny Treibel. Roman aus der Berliner Gesellschaft von Theodor Fontane. S. Fischer, Verlag, Berlin.

8° 1⁸–13⁸, 14₁₋₂ = S. [1–4], 5–210, [211–212]

Auch hier sind wieder – wie Vergleiche des Satzes zeigen – die folgenden Ausgaben in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* (mit Ausnahme der Präliminarblätter und der Verlagswerbung) satzidentisch mit diesem 1. bis 20. Tausend. Als der Text für die Ausgabe in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* gesetzt wurde, sind einige orthographische Änderungen vorgenommen worden. So wurde beispielsweise der Name Corinna in Korinna verändert; die »sieben Waisen Griechenlands« offensichtlich missverstanden und in die »sieben Weisen Griechenlands« verwandelt; es wurden aber auch Fehler aus den Einzelausgaben bei F. Fontane & Co. unkorrigiert übernommen: »Zigarrenknipser« [f. »Zigarrenabknipser«]³⁵ (S. 44,) und »Nasses Temperament« [f. »Rasse, Temperament«] (S. 44₁₇). Weitere Satzauffälligkeiten finden sich S. 110₁ »zum-Guten«; S. 171₂₅₋₂₆ »Hilde=garc«; S. 198₃₃ »Kleinigkeit« [f. Kleinlichkeit].

Auflage	Erscheinungs-jahr	Einband, Vorsatz, evtl. Besonderheit	Verlagswerbung	Druckerei
1.–20.	[1911]	(I) Orangegelbes Leinen. Vorsatz weiß. (II) Orangegelber Pappband. Vorsatz gelb. Reihentitel auf dem Schmutztitel.	S. ([211]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cécile</i> , <i>Irrungen, Wirrungen</i>	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig S. ([212])
21.–30.	[1913]	Einband Dt. Dichter-Gedächtnis-Stiftung Hamburg-Großbors-tel. Schmutztitel und Titel Neusatz.	[wie vorhergehende Auflage; allerdings neu gesetzt (vgl. vorletzte und letzte Zeile mit verändertem Zeilensprung)]	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig S. ([212])
31.–40.	[1914]	Orangegelber Pappband. Vorsatz gelb.	[entspr. 21.–30. Tsd.]	Druck der Spamer-schen

		Schmutztitel und Titel neu gesetzt: Reihentitel breiter und Verlagsangabe auf Titel breiter.		Buchdruckerei in Leipzig S. ([212])
41.–50.	[1916]	Orange gelber Pappband. Vorsatz gelb.	S. ([211]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cécile</i> , <i>Mathilde Möhring</i> , <i>Irrungen Wirrungen</i> . S. ([212–213]). Fischers Romanbibliothek. S. ([214]) Gesamtausgaben moderner Dichter (u. a. Th. Fontane: <i>Gesammelte Werke. Auswahl in fünf Bänden</i> [1915]).	Druck der Spamer-schen Buchdruckerei in Leipzig S. ([214])
51.–60.	[1917]	Orange gelber Pappband. Vorsatz weiß. »Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliff-zusatz«.	[entspr. 41.–50. Tsd.]	Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig S. ([214])
61.–70.	[1917]	Orange gelber Pappband. Vorsatz weiß. Größerer Stempel der Zensurbehörde auf dem Titel (links unten). »Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliff-zusatz«. Der Schmutztitel ist neu gesetzt.	[wie vorhergehende Auflage]	Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig S. ([214])

71.–80.	[1918]	Broschur (gelbgrau). Etwas kleinerer Stempel der Zensurbe- hörde auf dem Titel (mittig unten). »Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliff- zusatz«. (Titelrückseite mittig).	S. ([212]) Presse- stimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cécile</i> , <i>Irrungen Wirrungen</i> , <i>Mathilde Möhring</i>	(-)
81.–85. ³⁶	[1918]	Broschur (orange- gelb). Noch kleinerer Stempel der Zensurbe- hörde auf dem Titel (rechts unten). »Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliff- zusatz«. (Titelrückseite unten).	(-)	(-)

5. Mathilde Möhring

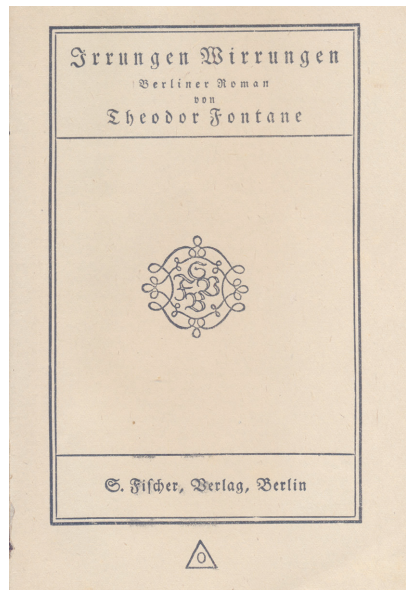
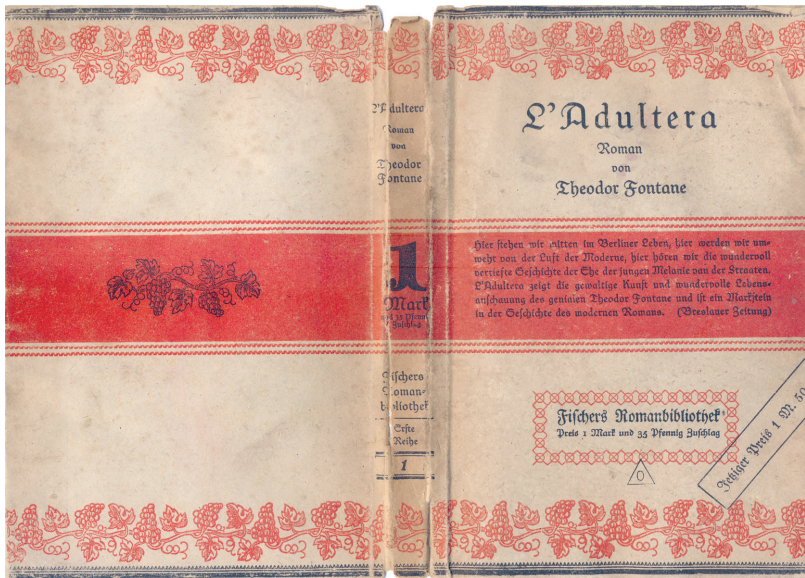
Dieser von Theodor Fontane nicht vollendete und erst nach seinem Tod in einer Bearbeitung von Josef Ettlinger publizierte Roman – 1906 in der *Gartenlaube*; 1908 in der Sammelpublikation *Aus dem Nachlaß* – spielt insofern eine Sonderrolle, da vor seiner Veröffentlichung in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* keine Einzelausgabe von *Mathilde Möhring* publiziert worden ist. Am 18. Juni 1914 – also noch vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs – wurde der Vertrag zwischen den Verlagen F. Fontane & Co. und S. Fischer unterzeichnet;³⁷ im Herbst 1914 erschien dann der Roman.

Mathilde Möhring. Roman von Theodor Fontane. S. Fischer, Verlag, Berlin. 8° 1⁸–10⁸, 11₁₋₄ = S. [1–4], 5–161, [162–168]

Der Text ist neu gesetzt; Satzbesonderheiten wie beispielsweise S. 155₁₄ »Es handelte für sich sie« [f. »Es handelte sich für sie«] zeigen dann wiederum auch hier, dass die folgenden Auflagen mit diesem 1.–20. Tausend satzidentisch sind, wobei die Präliminarblätter und die Verlagswerbung allerdings jeweils neu gesetzt wurden.

Auflage	Erscheinungs-jahr	Einband, Vorsatz, evtl. Besonderheit	Verlagswerbung	Druckerei S. ([168])
1.–20.	[1914]	(1) Orange gelber Leinenband. Vorsatz weiß. (2) Orange gelber Pappband. Vorsatz gelb.	S. ([163]) Titelseite zur folgenden Verlagswerbung. S. (164–165) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cecile</i> , <i>Irrungen Wirrungen</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> . S. ([166]) Otto Hartleben: <i>Ausgewählte Werke</i> , S. ([167]) Peter Nansen: <i>Ausgewählte Werke</i> , S. ([168]) Hermann Hesse: <i>In der alten Sonne</i> / Keyserling: <i>Harmonie</i> / Thomas Mann: <i>Tonio Kröger</i> . (Dies sind die ersten drei Titel von Fischers illustrierte Bücher [1914]).	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig
21.–28.	[1916]	Orange gelber Pappband. Vorsatz weiß.	S. ([163]) Titelseite zur folgenden Verlagswerbung. S. (164–165) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cecile</i> , <i>Irrungen Wirrungen</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> , <i>Der englische Charakter, heute wie gestern</i> . S. (166–167) Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte (dabei: Fontane <i>Der englische Charakter</i> , 9. Tausend [1916]). S. ([168]) <i>Gesammelte Werke</i> von Theodor Fontane.	Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig

29.–38.	[1917]	Broschur (gelbgrau). Stempel der Zensurbehörde auf dem Titel (unten mittig). »Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliff-zusatz«.	S. ([163]) Titelseite zur folgenden Verlagswerbung. S. (164–165) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cecile</i> , <i>Irrungen Wirrungen</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> , <i>Der englische Charakter, heute wie gestern</i> . S. (166–167) Fischers Romanbibliothek (inklusive Otto Soyka <i>Die Söhne der Macht</i> [publ. Im Dezember 1917]; nicht aber Julius Levin und Emmy Gruhner [Publikationen im Januar u. Februar 1918]). S. ([168]) <i>Gesammelte Werke</i> von Theodor Fontane.	Druck der E. Gundlach Aktiengesellschaft in Bielefeld
39.–48.	[1918]	Broschur (rotorange). Stempel der Zensurbehörde auf dem Titel (sehr kleine und rechts unten). »Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliff-zusatz«.	S. ([163]) Titelseite zur folgenden Verlagswerbung. S. ([164]) Pressestimmen zu <i>L'Adultera</i> , <i>Cecile</i> , <i>Frau Jenny Treibel</i> , <i>Irrungen Wirrungen</i> (Teuerungszuschlag).	S. ([164]) Druck der E. Gundlach Aktiengesellschaft in Bielefeld
49.–54.	[1919]	Broschur (orange-gelb).	S. ([163]) <i>Gesammelte Werke</i> von Theodor Fontane »Einzelausgaben«, hier u.a. <i>Effi Briest</i> 43. Aufl. [1919]. S. ([164]) <i>Eine neue Romanreihe</i> ; hier u.a. Friderike Maria Winternitz: <i>Vögelchen</i> [1919].	S. ([164]) Druck der Spamer-schen Buch-druckerei in Leipzig



Schutzumschlag und Titelseiten mit Zensurstempel
© Privatbesitz

6. Fazit

Ein Blick weit zurück: Am 19. Oktober 1849 hatte Theodor Fontane auf der Suche nach einem Verlag für seine Gedichte bei Gustav Schwab angefragt:

Cotta (das gelobte Land der Poëten, das die Meisten sehn, aber nicht erreichen dürfen) ist mir natürlich vor allen durch den Sinn gegangen, und ich möchte hiemit die freilich leichter gethane, wie beantwortete Frage gegen Sie ausgesprochen haben, ob ich mit einiger Aussicht auf Erfolg, mein Manuskript an die genannte Verlagshandlung einsenden könnte?³⁸

Fontane hatte hier keinen Erfolg, doch wie es das Schicksal will, erwarb 52 Jahre später, am 5. Juni 1901, der unter der Leitung von Adolf Kröner stehende Cotta-Verlag die Firma Wilhelm Hertz in Berlin.³⁹ Neben der 1888 gegründeten Firma des Sohnes Friedrich war Hertz der wichtigste Verlag für Theodor Fontane, denn »zwischen 1860 und 1898 erschienen bei Hertz, alle Neuauflagen eingerechnet, [...] ebensoviele Bücher wie in allen anderen Verlagen zusammen.«⁴⁰ Mit dem von Kröner initiierten Erwerb der Firma Hertz »wurde Fontane schließlich doch noch, wonach er sich in frühen Jahren gesehnt hatte: Cotta-Autor.«⁴¹ Die Zahlen der von Cotta verlegten Bücher Fontanes blieben allerdings im gewohnten Maß. Keines erreichte bis zum Ende der Schutzfrist⁴² 1928 die Marke von 30.000 gedruckten Exemplaren.⁴³

Ganz anders wirken sich die Übernahmen der Verlagsrechte am Werk Fontanes durch Samuel Fischer aus. Schon *L'Adultera*, der erste Band von *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane*, »machte den zehn Jahre zuvor verstorbenen Fontane vom berühmten zum endlich auch gelesenen Romancier.«⁴⁴ Schon die Position der Romane Fontanes in den einzelnen Jahrgängen bzw. Reihen können zeigen, wie sehr Fischer auf Fontane setzte: Dreimal eröffnet Fontane die Jahrgänge, zweimal ist der Zeitpunkt der Publikation im Blick auf das Weihnachtsgeschäft gewählt. Das ist besonders bemerkenswert, weil Fontane der älteste der Autoren in dieser *Bibliothek der zeitgenössischen Romane* ist.

Mitte der zwanziger Jahre waren von *L'Adultera*, *Frau Jenny Treibel*, *Cécile* und *Irrungen*, *Wirrungen* zusammen weit über eine halbe Million Exemplare verkauft – sensationelle Auflagen, die nur noch von den Südseebüchern des Dänen Laurids Bruun und den Unterhaltungsromanen Alice Berends übertroffen wurden.⁴⁵

Fontanes Romane haben also zweifellos substantiell zum Erfolg von *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* beigetragen; zugleich aber haben sie durch ihre Publikation im Rahmen dieser *Bibliothek* ein größeres und ganz neues Lesepublikum gewinnen können.

Anmerkungen

1 Theodor Fontane. *Briefe an Georg Friedlaender*. Hrsg. von Kurt Schreinert. Heidelberg 1954. Brief Nr 142, S. 141.

2 Eva D. Becker: *Literaturverbreitung*. In: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Band 6. Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848–1890*. Hrsg. von Edward McInnes und Gerhard Plumpe. München / Wien 1996, S. 108–143.

3 Theodor Fontane im literarischen Leben. *Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine*. Dargestellt von Roland Berbig unter der Mitarbeit von Bettina Hartz. Berlin / New York 2000, S. 318.

4 Maria Brosig: *Roman und literarische Prosa* (Teil 1 des Beitrags *Literarische Rezeption*). In: *Theodor Fontane Handbuch*. Hrsg. von Rolf Parr, Gabriele Radecke, Peer Trilcke und Julia Bertschick. Berlin / Boston 2023. Bd. II, S. 1323–1340 (Zitate S. 1324). Mit »Aufstieg zum Klassiker« zitiert Brosig hier Christof Hamann: *Theodor Fontane: der alte Fontane* (1910). In: Andreas Blödorn, Friedhelm Marx (Hrsg.): *Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart 2015, S. 184–186.

5 Ein Entwurf für diese Graphik aus der Inseraten-Beilage zur *Neuen Rundschau* (Heft 10, Oktober 1910) ist abgebildet und kongenial beschrieben in dem Abschiedsgruß für Peter Schaefer. Als Verfasser dieses Grußes ist »Das Theodor-Fontane-Archiv« angegeben: *Fontane Blätter als Faszinosum. Ein Flaggengruß und Salut mit der Schiffshupe zum Abschied für den Bootsmann an Boje 111*. In: *Fontane Blätter* 111 (2021), S. 218–221. Der hier nicht genannte Verfasser ist – seine Sprache verrät ihn – Klaus-Peter Möller,

dem ich an dieser Stelle nicht nur für diesen hilfreichen Beitrag, sondern auch für vielerlei weitere Anregungen danke.

6 Die Einzelausgaben beispielsweise von *L'Adultera*, *Cécile* und *Irrungen, Wirrungen* bei F. Fontane & Co. kosteten gebunden 4,- Mark, die von *Frau Jenny Treibel* 5,- Mark, und wer von *Mathilde Möhring* eine Buchausgabe erwerben wollte, musste den Band *Aus dem Nachlaß* erwerben, der 6,- Mark kostete. (*Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Nr. 272, 22. November 1907, S. 12580).

7 Friedrich Pfäfflin: *100 Jahre S. Fischer Verlag 1886–1986. Buchumschläge. Über Bücher und ihre äußere Gestalt*, Frankfurt am Main: S. Fischer 1886, S. 15 ff. und S. 77. Emil Rudolf Weiß war der spiritus rector für die Ausstattung von S. Fischers Verlagsproduktion; er »begleitete den Verlag über sein ganzes Arbeitsleben, von 1904 bis zum Anfang der vierziger Jahre.« (S. 15) Neben unzählig vielen anderen gestaltete er auch die drei Fontane-Ausgaben von 1915, 1920 und 1925 (S. 17).

8 *Das XXVte Jahr S. Fischer / Verlag 1886*. S. Fischer: Berlin 1911, S. 24–33 (Zitat S. 32–33).

9 Für die nicht als solche bezeichneten Folgeauflagen der einzelnen Titel in dieser Reihe wurden meist 5.000, seltener 10.000 Exemplare gedruckt.

10 S. Fischer, Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar. Marbacher Katalog 40 (Friedrich Pfäfflin und Ingrid Kussmaul). Marbach 1985, S. 236–237.

11 Ebd., S. 163.

12 Reiner Stach: *100 Jahre S. Fischer Verlag 1886–1986. Kleine Verlagsgeschichte*. Frankfurt am Main 1886, S. 57.

13 *Cecile*, S. [207]. Die zweite Hälfte diese Rezension wurde wiederum auf dem Schutzumschlag der Ausgabe von *L'Adultera* aus dem Jahr 1917 präsentiert.

14 Details dieser Verträge in: Klaus-Peter Möller: *Die Verlagsverträge im Theodor-Fontane-Archiv. Teil II*. In: *Fontane Blätter* 70 (2000), S. 32–66; insbesondere ab S. 44. Im Jahr 1914 verkaufte Friedrich Fontane einen großen Teil seiner Rechte am Werk des Vaters und 1918 schließlich das gesamte »Fontane-Objekt« an den S. Fischer Verlag.

15 Nach dem posthumen Abdruck in der Zeitschrift *Die Gartenlaube* (1906) war *Mathilde Möhring* – von dem Herausgeber Josef Ettlinger stark überarbeitet in dem Band *Aus dem Nachlaß* (1908) erstmals in Buchform publiziert worden. Die Ausgabe in *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* ist also die erste Einzelausgabe dieses Romans.

16 Dazu kamen üblicherweise 120 Frei- und Rezensions-Exemplare.

17 Klaus-Peter Möller und Georg Wolpert: *Die »Dominik-Ausgabe« und ihre Derivate. Neue Aspekte zur Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte der erzählerischen Werke Fontanes*. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte*. Wiesbaden. Band 17. 2008, S. 101–195. Band 1: *L'Adultera* und *Ellernklipp* (Anfang). Band 4: *Unterm Birnbaum* (Schluss), *Schach von Wuthenow* und *Cécile* (Anfang). Band 5: *Cécile* (Schluß) und *Grete Minde* (Anfang). Band 10: *Vor dem Sturm* (Schluss) und *Irrungen, Wirrungen* (Anfang). Band 11: *Irrungen, Wirrungen* (Schluss) und *Stine* (Anfang).

18 Als Fortsetzung des Beitrags zur »Dominik-Ausgabe« (vgl. Anm. 17) ist eine Vorstellung des großen, 21 Bände in zwei Serien umfassenden Projekts *Gesammelte Werke von Theodor Fontane* (1905 ff.) in Vorbereitung. Hier also nur ein kurzer, zusammenfassender Überblick über die fünf auch in *Fischers Bibliothek* publizierten Fontane-Romane in *Gesammelte Werke von Theodor Fontane*: *L'Adultera* ist zusammen mit *Schach von Wuthenow* in einem Band erschienen (drei Auflagen von 1905 bis 1908): Band I/3. *Cécile* zusammen mit *Graf Petöfy* (drei Auflagen von 1905 bis 1908): Band I/4. *Irrungen, Wirrungen* zusammen mit *Stine* (drei Auflagen von 1905 bis 1908): Band I/5. *Frau Jenny Treibel* zusammen mit *Die Poggenpuhls* (vier Auflagen von 1905 bis 1910): Band I/8. Das von Josef Ettlinger bearbeitete Romanfragment *Mathilde Möhring* im Band II/9 *Aus dem Nachlaß* zusammen mit einer Gedicht-Nachlese und literarischen Studien und Eindrücken (sechs Auflagen im Jahr 1908, dazu 1912 Aufnahme in den ersten Band der *Berliner Romane Theodor Fontane's* zusammen mit *Stine* und *Irrungen, Wirrungen*).

19 Die von Friedrich Fontane 1890 publizierte Titelausgabe vermarktet nur die Restbestände der Erstausgabe, kann also nicht als eigene Auflage gezählt werden.

20 Die komplizierte und komplexe Geschichte der Wechsel von Verlagsrechten in Zusammenhang mit der Entstehung der zwölfbändigen Ausgabe von Theodor Fontanes *Gesammelte Romane und Novellen* [1890] u. 1891, der sog. »Dominik-Ausgabe«, ist ausführlich dargestellt in: Klaus-Peter Möller und Georg Wolpert: *Die »Dominik-Ausgabe«* (wie Anm. 17), S. 126–160.

21 Die Unterscheidung von »Titelaufträge« und »Titelausgabe« erläutert konzise Klaus-Peter Möller in seinem Aufsatz *Vom Regalblei zur Auktions-Trophäe. Theodor Fontanes »Irrungen, Wirrungen« als Objekt für Bibliographen und Sammler. In: Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde*. Neue Folge XXIII 2013. Hrsg. von Ute Schneider im Auftrag der Gesellschaft der Bibliophilen, München, S. 89–114.

22 Möller, *Verlagsverträge II* (wie Anm. 14), S. 44–45.

23 Ein einheitlich festgesetzter Ladenpreis für Bücher ist erst nach vielen internen Diskussionen auf Antrag des Stuttgarter Verlegers und Vereinsvorsichters Adolf Kröner am 25. September 1887 auf einer außerordentlichen Hauptversammlung des Börsenvereins des deutschen Buchhandels beschlossen worden. (Vgl. dazu: Marion Janzin / Joachim Güntner: *Das Buch vom Buch. 5000 Jahre Buchgeschichte*. Zweite verbesserte Auflage, Hannover: Schlütersche 1997, S. 310–312).

24 Stach (wie Anm. 12), S. 57–58.

25 Die in der Tabelle genannte Auflagenzahl und das Jahr der Publikation folgt *100 Jahre S. Fischer Verlag. 1886–1986. Eine Bibliographie*. Bearbeitet von Knut Beck, Frankfurt am Main: S. Fischer 1986, S. 101.

26 Das kleine oder etwas größere Dreieck mit eingeschriebener Null ist das Ausführzeichen der Zensurstelle »Oberkommando in den Marken Berlin« (vgl. Jürgen Born, *Kafkas Bibliothek*, Frankfurt 1990, S. 14).

27 In der handschriftlichen Annotation von Friedrich Fontane zu den Verlagsverträgen betr. Übernahme von *L'Adultera* und *Kriegsgefangen* sowie *Schach von Wuthenow* findet sich der Hinweis: »Über

Cecile findet sich kein Vertrag vor, es sind darüber entweder schriftliche oder nur mündliche Abmachungen, aber im gleichlautenden Sinne wie bei den vorerwähnten drei Werken getroffen worden.« Vgl. Klaus-Peter Möller: *Die Verlagsverträge im Theodor-Fontane-Archiv. Teil I*. In: *Fontane Blätter* 68 (1999), S. 29–72, speziell S. 57.

28 Der Wortlaut des Vertrags entspricht den bei der Übernahme von *L'Adultera* getroffenen Vereinbarungen. Vgl. Möller: *Verlagsverträge II* (wie Anm. 14), S. 45.

29 Die in der Tabelle genannte Auflagenzahl und das Jahr der Publikation folgt Beck (wie Anm. 25), S. 101.

30 Möller: *Vom Regalblei zur Auktions-Trophäe* (wie Anm. 21), passim. Und Möller / Wolpert: »*Dominik-Ausgabe*« (wie Anm. 17), S. 132 ff. u. S. 176 ff.

31 Bei der Presskorrektur wird der Druck unterbrochen, falls ein Fehler im Satz festgestellt wird, um diesen in den Druckformen zu korrigieren. Der gepresste Drucksatz wird punktuell gelöst, verändert und wieder gepresst. So lassen sich bei einer Übereinstimmung im Ganzen vereinzelte Satz-Varianten erklären.

32 Stereotypie bezeichnet »das Verfahren, von aus beweglichen Lettern gesetzten Druckseiten vertiefte Formen abzunehmen und mittels derselben erhöhte, den Satzseiten genau entsprechende Druckplatten zu gewinnen.« *Drucktechnisches Taschen-Lexikon*. Zusammengestellt von Maxentius Niel. Wien o. J., S. 505.

33 Vgl. *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*. Nr. 235, 10. Oktober 1898, S. 7467.

34 Möller: *Verlagsverträge II* (wie Anm. 14), S. 46 u. Endnote 20 (S. 65). Im Vertragstext, in welchem ursprünglich »Irrungen, Wirrungen und Stine« stand, findet sich eine handschriftliche Korrektur: »Jenny Treibel« statt »Stine« s. unseren Brief v. 25.6.10.« Dieser Brief konnte bislang nicht ermittelt werden.

35 Und dieser Fehler wurde übersehen, obwohl auch hier – wie bei »Corinna« – eine orthographische Anpassung vorgenommen wurde: »Zigarrenknipser« für »Cigarrenknipser«.

36 Becks *Bibliographie* gibt für diese Auflage an: »81.–86. Tsd. 1919 (?)«. Beck (wie Anm. 25), S. 127. Sein Fragezeichen ist insofern berechtigt, da 1920 eine Ausgabe von *Frau Jenny Treibel* im normalen Programm von S. Fischer erschienen ist, die sich auf der Rückseite des Titelblatts als 86000. Tausend ausweist.

37 Möller: *Verlagsverträge II* (wie Anm. 14), S. 49.

38 HFA Briefe IV, 1. 1979, Nr. 40, S. 90.

39 Kröner geht es bei dieser Übernahme vor allem darum, eine Zweigniederlassung des (Stuttgarter) Cotta-Verlags in Berlin zu etablieren, weniger um einen der von Hertz verlegten Autoren.

40 *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften. Verlage und Vereine.* Dargestellt von Roland Berbig unter Mitarbeit von Bettina Hartz, Berlin / New York 2000, S. 363. Berbig verweist hier auf Michael Davidis (*Der Verlag von Wilhelm Hertz*. In: AGB XXII, 1973, Sp. 1253–1590), welcher – so Berbig – die erwähnte Bedeutung der Verbindung Fontanes zu Hertz akribisch aufgelistet hat.

41 Ebd., S. 364.

42 Die gesetzliche Regelung einer Schutzfrist entwickelte sich in Deutschland nur schrittweise. Preußen hat dabei eine führende Rolle gespielt. Nach einer Reihe von Absichtserklärungen erfolgte erst 1837 eine rechtliche Umsetzung eines diesbezüglichen Beschlusses der Bundesversammlung vom 2. April 1835. Dieses Gesetz nun »beinhaltete erstmals den *Schutz des Urhebers* statt wie bisher des Verlegers. Unterschiedlich festgesetzt waren die Schutzfristen: In Preußen erstreckten sie sich auf dreißig Jahre nach dem Tod des Verfassers, auf dem Gebiet des Deutschen Bundes hingegen betrug die Frist zunächst nur zehn Jahre und wurde erst 1845 auf dreißig Jahre ausgedehnt.« Vgl. Janzin / Güntner (wie Anm. 23), S. 311.

43 Konkret: *Gedichte* 27.–29. Tausend 1925. *Die Grafschaft Ruppin* 23.–25. Auflage 1923. *Das Oderland* 20.–22. Auflage 1923. *Havelland* 23.–25. Auflage 1923. *Spreeland* 18.–20. Auflage. *Fünf Schlösser* 7.–8. Auflage 1922. Dazu eine sog. »Neue Ausgabe« der letztgenannten fünf Titel 1925. *Vor dem Sturm* 25.–28. Auflage 1922. *Grete Minde* 9.–13. Auflage 1920 und eine Auflage in *Cotta's Handbibliothek* (o. J.). *Ellernklipp* 7.–11. Auflage 1920. *Quitt* 18.–20. Auflage 1926. *Unwiederbringlich* 12.–16. Auflage 1923. *Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 – 1860* (1885 von Hertz publiziert) keine Neuauflage bei Cotta.

44 Stach (wie Anm. 12), S. 58.

45 Ebd.

Rezensionen

Thorsten Gabler: Epistolo/Graphie. Studien zur Skriptural-Asthetik brieflicher Kommunikation im 19. Jahrhundert (Bettine und Achim von Arnim; Theodor Fontane).

Paderborn: Brill | Fink 2021. 277 S. € 59,00

Norman Kaspar, Jana Kittelmann, Jochen Strobel, Robert Vellusig (Hrsg.): Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform.

Berlin, Boston: De Gruyter 2021. 373 S. € 124,95

In Zeiten der Netzwerkkommunikation stehen Briefe hoch im Kurs. Zum einen zeigen sie exemplarisch, dass Vernetzung nicht auf das Internet gewartet hat, um ihr Potential zu entfalten. Zum anderen verlegen sie den Fokus vom Virtuellen in die reale Welt postalischer Sendungen, wenn auch Briefeschreiben meist als vergriffene Kulturtechnik historisch unter die Lupe genommen wird. Was lässt sich aber in Briefen finden, was woanders nicht vorhanden ist?

Der Sammelband *Die Geschichtlichkeit des Briefs* und die Monographie *Epistolo/Graphie* bewegen sich zur Beantwortung dieser Frage in einem überwiegend nostalgischen Raum. Der Materialität von Brieflichkeit wird in Fallstudien nachgespürt, die anhand von Abbildungen, Beschreibungen und genauem Close Reading nah am – meist vergilbten – Briefartefakt arbeiten.

Dies ist besonders der Fall bei der Monographie Gablers. Das Werk ist in drei Kapitel gegliedert: Das erste befasst sich mit einem antiken, theoretischen Essay zur Briefkommunikation, das zweite macht eine Fallstudie zur Korrespondenz zwischen Bettina und Achim von Arnim aus. Das dritte und letzte Kapitel ist der Briefpraxis Fontanes gewidmet.

Briefe und Korrespondenz sind nicht eins – das ist ein blinder Fleck in der Studie Gablers, die der »brieflichen Kommunikation« gewidmet ist und in der Praxis drei sehr unterschiedliche Themen behandelt, welche der Ansatz der »Skriptural-Asthetik« auf den ersten Blick nur begrenzt unter ein Dach zu bringen vermag. Dem Forschungsstand zur Briefefforschung entnimmt Gabler, dass diese sich kaum für die materielle Dimension des Artefakts Brief interessiert – besonders moniert werden dabei digitale Editionen. Hat man einmal diese etwas überraschende Prämisse überwunden und sich auf eine Methode eingelassen, die praxeologische Ansätze mit poststrukturalistischer Theorie verbindet, lassen sich insbesondere dem Teil über Fontanes Briefpraxis einige schöne Analysen entnehmen.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Kritik am Telegramm, die im *Stechlin* durch dessen Hauptprotagonisten formuliert wird. Dem Telegramm wird die Materialität des Briefs gegenübergestellt: Dieser bewege sich in bekannten Grenzen von Zeit und Raum, die vom Telegramm ge-

sprengt würden. Kern des Arguments Gablers ist, dass Fontane seine eigenen Briefe wie Karten konzipiert (daher der Titel dieses Kapitels: »Karto/Graphie«). Obwohl das Argument teilweise etwas forciert scheint (und Gegenbriefe unberücksichtigt lässt, wodurch alle epistolaren Beziehungen gleichgestellt werden), wird damit zu Recht die Inkarnation der bzw. des Abwesenden durch den Brief selbst in den Vordergrund gerückt, und damit die doppelte Präsenz im entfernten Raum und im Papierraum (vgl. insbes. S. 182 ff.). Die folgenden Seiten von Gablers Monographie nehmen eine Reihe von Briefen Fontanes chronologisch in den Blick, beginnend mit einem Brief an Lepel vom 27. Juli 1846. In Anlehnung an den Philomela-Mythos aus Ovids *Metamorphosen* wird suggeriert, wie der Lepel-Brief eine Theorie der brieflichen Kommunikation enthält. Der textilarartige Brieftext aktualisiere sowohl im Ovid'schen Mythos als auch im Brief an Lepel die strukturierende, konstitutive Rolle der Materialisierung der Kommunikation im Brief. Laut Gabler steht für Fontane fest, »dass der Brief ein von seinen topographischen Strukturen her zu denkendes Medium ist, weil die rechteckige Fläche des brieflichen Textils von den Lineaturen auf den Papieren, den parallel und über Kreuz arrangierten Schriftzügen, allererst konstituiert wird« (S. 186–187). Im Mittelpunkt der darauffolgenden Analysen steht das Beschriftungsarrangement Fontanes in seinen Briefen: der Hauptteil rechtsbündig, mit Zusätzen an den Rändern, die von der Leserin bzw. vom Leser erfordern, dass sie bzw. er den Brief mehrmals um 90 Grad dreht, um den Text in der beschriebenen Reihenfolge zu lesen. Gabler fügt schematische Leseanleitungen hinzu (S. 200 und 231), die diese Bewegungen konkret rekonstruieren helfen. Damit wird auch das Argument anschaulich, dass der Brief eine Abwesenheit materialisiert, entscheidet doch der Briefschreiber Fontane, wie sich die Rezipientinnen bzw. Rezipienten seiner Briefe zum Stück Papier zu verhalten haben, das er ihnen zusendet – weit über das einfache Blättern hinaus. Anhand einiger Beispiele wird sehr feinfühlig gezeigt, wie intime Themen »in den Rändern« besprochen werden (S. 201). »Diese Schriftareale verkörpern soziale Skripte (...) räumlich«, heißt es, um die Ähnlichkeit mit der Karte zu besiegeln.

Die folgenden Analysen befassen sich mit zwei Briefbeispielen, die anschaulich machen, wie es Emilie Fontane gelingt, sich in dieser Kartographie strategisch zu verorten. Dieser Teil der Untersuchung stellt ein diskretes Pendant zur Korrespondenz von Achim und Bettina von Arnim im zweiten Kapitel der Monographie dar, bei der der Fokus zwar stark auf der erotischen Arbeit an den materiellen Konventionen der Briefkommunikation liegt, dennoch letztlich auch damit zu tun hat, wie Gender-spezifisch Korrespondenzrollen sind und welche Strategien Frauen in diesem Raum einsetzen können, um ihre Position zu behaupten. Im Laufe der Lektüre wird klar, welche zentrale Rolle die Aneignung sozialer und intellektueller Codes dabei spielen. Bei den Schritt für Schritt aufeinander folgenden Ana-

lysen wird die Hypothese der besonders großen Rolle, die die Materialität von Briefen in der Kommunikation spielt, auch plausibel.

Auf Barthes *Fragmente einer Sprache der Liebe* zurückgreifend, geht Gabler darauf ein, wie die Hand der Adressatin bzw. des Adressaten im Gestus des Briefkommunikation mit eingeschlossen ist (S. 233). Er charakterisiert die »Momente taktiler Kontakte« in Briefen als solche, in denen »die Körper der Korrespondierenden zum Drehen und Wenden der Schriftstücke und damit zu fortwährend unterbrochenen und stetig erneuerten Kontaktnahmen« veranlasst werden (S. 235). So erstreckt sich die »Skriptural-Asthetik« von dem als Karte konzipierten Artefakt Brief bis hin zur Hand seiner Leserin bzw. seines Lesers.

Während Gablers Analysen die Plastizität des Briefes als Artefakt zum Gegenstand haben, geht der Sammelband *Die Geschichtlichkeit des Briefs* der Historizität des Mediums expliziter nach. Aber auch hier wird Briefkommunikation als eine Kulturtechnik präsentiert, die soziale Distanzen in ein »Alltagsobjekt, das dem zeitlich zerdehnten schriftlichen Austausch zwischen räumlich getrennten Personen dient« (S. 9) materiell reflektiert. Eine Reihe von Beiträgen befassen sich auch mit der Haptik der brieflichen Mitteilung (etwa Isabelle Stauffer zum Billet, Ulrich Breuer und Anke Lindemann zum langen Brief). Siebzehn chronologisch geordnete Beiträge folgen auf die gründliche Einleitung. Mal als Fallstudie angelegt, mal als Überlegung zur Briefpraxis einer ganzen Epoche kommen die Beiträge auch immer wieder auf die einführend erwähnte Spannung zwischen Werkpolitik und Korrespondenzpraxis zurück.

Ein zentraler Ansatz – in Anlehnung an die Tagung, aus der der Sammelband hervorgeht – ist dabei die Thematisierung des Verhältnisses zwischen Nähe und Distanz in der Briefkommunikation.

Gideon Stiening zeigt, wie Briefe »die kulturelle Bedingtheit von Nähe und Distanz dokumentieren« (S. 218) – ein Aspekt, der ebenfalls bei Sophia Wege zum Tragen kommt. In evolutionistischer Perspektive die Funktion von Briefen betrachtend, schreibt sie: »Brieflesen ist Spurenlesen« (S. 29).

Schreibräume und ihr Verhältnis zueinander werden in diesem Zusammenhang besprochen. Interessanterweise kommt auch Jana Kittelmann zu einer kartographischen Prämisse zurück, wenn sie auf das Zimmer eingeht, von dem aus Fontane an Lepel schreibt, um auf die Durchlässigkeit von Innen und Außen hinzuweisen (S. 117).

Jochen Strobel und Eva Lia Wyss gehen methodisch einen Schritt weiter in der Formalisierung von Nähe und Distanz und stellen Ansätze der Netzwerkvisualisierung bzw. -rekonstruktion dar, wobei Strukturmerkmale unterschiedlicher Kommunikationsmedien miteinander verglichen werden.

Historische Variation wird in Beiträgen thematisiert, die sich mit einem Vergleich zwischen klassischer Briefkommunikation und neuen Kommunikationsmedien befassen, zum Beispiel bei Yulia Mevissen, wobei das Gel-

lertsche Prinzip des Briefes als »Gespräch unter Abwesenden« nicht infrage gestellt wird. Die historische Breite der Perspektiven lässt immer wieder Briefe als Artefakte in den Vordergrund rücken, etwa als »profitverheißende Schau-Objekte« (S. 264). Claudia Bamberg zeigt eindrücklich, wie einzelne Briefe Statussymbol erlangt haben, während Olivia Varwig explizit danach fragt, welche Briefe als verwahrungswürdig zu gelten haben (S. 166). Mit dieser zentralen Frage muss sich die Briefefforschung immer wieder auseinandersetzen: Was ist die Bedeutung dessen, was wir tradiert bekommen haben, und wie tradieren wir weiter?

Vergleicht man den traditionell angelegten Sammelband mit seiner Perspektivenvielfalt und der Monographie, so erweist sich der Fokus auf die »Skriptural-Asthetik« erfrischend, indem er die Auseinandersetzung mit Kanonisierungs- und Tradierungsmechanismen, aber auch mit Subjektauthentizität (wie etwa in Bunzels Beitrag im Sammelband thematisiert) in den Hintergrund rücken lässt und Briefe unter einem anderen Blickwinkel betrachtet. Diese großen Problemfelder bleiben in der Monographie überwiegend unbeantwortet und die Anschlüsse an die Briefefforschung begrenzt. Dem Sammelband fehlt zwar die Tragkraft einer starken These, das Mosaik seiner Ansätze ist dafür eindeutig im heutigen Briefdiskurs verankert und spiegelt dessen Vielfalt wider.

Anne Baillot

Maria Antonia Schellstede: »Die bloße Macht des Raums« – Detailrealismus und Topographie in Theodor Fontanes *L'Adultera*.

Tübingen: Narr Francke Attempto 2023 (Mannheimer Beiträge zur Literatur- und Kulturwissenschaft, Bd. 87). 452 S. € 84,00

Der Beitrag zur Forschung, den diese Mannheimer Dissertation leistet, besteht nicht darin, eine (neue) Realismustheorie zu bieten. Vielmehr geht sie mit einer Reihe bereits vorliegender Arbeiten zur Spezifik von Fontanes Realismus (Aust, Amrein/Dieterle, Begemann, Grätz, Ortlieb, Rösch, Schürmann, Strowick u. a.) davon aus, dass die Bezugnahmen auf realistische, das heißt in der Zeit Fontanes in der empirischen Wirklichkeit anzutreffende Details und vor allem Konstellationen von Räumen eine doppelte Funktion erfüllen: Sie unterstreichen als »Realitätsanker« die Authentizität des in literarischer Form Dargebotenen, weisen darüber hinaus aber auch einen Bedeutungsüberschuss auf, der genutzt wird, um die Charaktere von Figuren zu illustrieren und das Romangeschehen zu kommentieren; abstrakt formuliert: um die Details der empirischen Wirklichkeit in »kalkulierte narrative Strategien« (S. 26) einzubinden, womit die empirische zur literarisch bearbeiteten Realität wird.

Dieser Ausgangsbefund leuchtet unmittelbar ein, ist für die Literatur des Realismus freilich auch nicht ganz neu, was sich in der Reflexion des theoretisch-methodischen Vorgehens (S. 1–30) zeigt, die den Befund der »arrangierte[n] ›Wirklichkeit« (S. 26) in eigenen und den in der Forschungsliteratur verwendeten Begrifflichkeiten variierend formuliert, unter anderem als »Kunst an der Schwelle zur Wirklichkeit« (S. 1), dann mit Aust als »Referenzillusion« (S. 1) und »Detailrealismus« (S. 3), mit Grätz als Details, die »zum integralen ›Bestandteil des innerliterarischen Bedeutungsgefüges« werden (S. 4, Fn. 21), mit Barthes als »Realitätseffekt« (S. 3). Hinzu kommen Bemerkungen zum Verhältnis von Realität und literarischer Darstellung bei Fontane selbst, die erwartungsgemäß den Pol des Künstlerischen stärker betonen als den der empirischen Realität (S. 6–8), sowie einige knappe Überlegungen zu »Topographien als Kultur(er)zeugnis« (S. 10–12), das heißt als sedimentierte »symbolische[] Ordnungen« (S. 11) und Semantiken. Gerade die neuere kulturwissenschaftliche Raumforschung kommt der Ausgangsthese Schellstedes dabei insofern entgegen, als auch diese davon ausgeht, dass »an räumlichen Strukturen das abgelesen werden kann, »was von selbst nicht sichtbar ist« (S. 12). Für eine Beschäftigung mit den topographischen Details in Fontanes Roman *L'Adultera* spricht für Schellstede schließlich auch Fontanes Schreibprozess, in dem »Skizzen und Zeichnungen der jeweiligen Schauplätze« sowie »akribische[] Ortsschilderung[en]« (S. 9) eine wichtige Rolle spielen; und schließlich kann sie den von Fontane selbst gepflegten Topos vom »Kartenmensch[en]« (S. 12–18) als weiteres Indiz anführen, das für eine genauere Analyse der in seinen Romanen entwickelten Topographien und ihrer doppelten Funktion spricht.

Diese Doppelfunktion fasst Schellstede selbst in den Binarismus von »vordergründiger und hintergründiger Bedeutung« (S. 4), eine Terminologie, die nicht ganz glücklich gewählt scheint, denn es geht ihr doch gerade um das Zusammenspiel von raumrealistischen Bezügen und deren Einbindung in erzählerische Strategien und nicht um so etwas wie das Eigentliche hinter den vermeintlichen Realitäten. Hilfreich hätte hier vielleicht die literaturwissenschaftliche Raumanalyse Jurij M. Lotmans sein können, die es mit ihrer Unterscheidung von *topographischen* (empirisch vorhandenen) und *topologischen* (literarisch überdeterminierten) Räumen erlaubt hätte, die Differenzierung in »vordergründige« Realismusbezüge und »hintergründige« Bedeutungen genauer zu fassen.

Betonen einige der referierten Forschungsarbeiten aus Literatur- und Kulturwissenschaft sowie aus der Raumforschung den Realismusaspekt stärker als den der literarischen Konstruktion und stellen andere das literarische Artefakt über die vermeintlich wiedererkennbaren Raumdetails, so sucht Schellstede eine integrierende Position einzunehmen, die beide Aspekte gleichermaßen berücksichtigt, was nicht gänzlich neu ist. Womit die Dissertation jedoch über bereits vorliegende Arbeiten hinausgeht, das ist

die minutiöse, Vollständigkeit anstrebende, textimmanente und »roman-chronologisch[e]« (S. 21) Analyse von mehr als 40 räumlichen Konstellationen mit »Realismusverankerung« in einem einzelnen Roman Fontanes auf ihre doppelte Funktionalität hin.

Angeordnet sind die untersuchten topographischen Details der Romanhandlung folgend nach Gruppen, innerhalb derer jeweils eine ganze Reihe von Situationen mit realistischem Raumbezug subsumiert werden: »Szenen einer Ehe« (S. 31–115), »Außerhalb der Stadt« (S. 115–204), »Zwischen Ehebruch und Flucht« (S. 205–243), »Flucht ›Nach Süden‹« (S. 245–298), »›Herzensheimath« – Rückkehr des Ehepaares Rubehn nach Berlin« (S. 299–330), »›Ein neues Leben!‹« (S. 330–356) und schließlich »›Versöhnt.‹« (S. 356–367). Jede noch so kleine Szene und jeder noch so unbedeutend erscheinende Schauplatz wird »mittels textnaher Einzeluntersuchungen auf die Bedeutung der literarisch konstruierten Räume, aber auch im Hinblick auf seinen Detailrealismus und dessen semantische Funktionen« (S. 21) hin in den Blick genommen. Das geschieht nahezu durchgängig in fünf Schritten: erstens Zitat der betreffenden Textstelle, zweitens intensive Auseinandersetzung mit den in der Sekundärliteratur anzutreffenden Befunden, drittens Zustimmung oder Entwicklung einer abweichenden eigenen Interpretation, viertens Einbringen zusätzlicher sozialhistorischer, architektur- und stadtbaugeschichtlicher Kontexte, fünftens ergänzendes Close-Reading mit Verweis auf Parallelstellen (auch über *L'Adultera* hinaus) und auf solche Forschungsliteratur, die die eigene Interpretation stützt. Mit diesem Verfahren kann Schellstede zahlreiche Deutungen der vorliegenden Forschung berichtigen, ergänzen und vielfach durch überzeugende eigene Deutungen ersetzen.

Liegt die mögliche Gefahr bei einem solchen Vorgehen darin, Einzelbefunde lediglich zu addieren und die Synthese den Leserinnen und Lesern zu überlassen, so weiß Schellstede dies dadurch aufzufangen, dass sie mal eher en passant, mal ausführlich auf sich wiederholende Elemente und Strukturen hinweist, wodurch paradigmatisch expandierte Semantiken wie beispielsweise die des Imitierens und Kopierens als Charakteristikum Ezechiels van der Straatsen verdeutlicht werden können: Er imitiert und kopiert den Adel, sammelt Kopien berühmter Gemälde und imitiert bei der Stralauer Landpartie einen gewöhnlichen Ausflügler. Es ist das Herausarbeiten solcher Reihen, mit denen es Schellstede gelingt, wichtige Erzählstrategien Fontanes über den gesamten Roman hinweg am Leitfaden räumlicher Details sichtbar zu machen. Kleinere Redundanzen in der Darstellung kann man für die damit gewonnenen Einsichten gern in Kauf nehmen.

Den im einleitenden Kapitel skizzierten Ausgangspunkt bei räumlichen Realien erweiternd, werden im Verlauf der Studie mehr und mehr auch nicht primär räumliche Details herangezogen, sodass die Topographie am Ende nur noch »als eine spezielle Spielart« eines weiter verstandenen »Detailrealismus« (S. 369) erscheint. Folgerichtig spricht Schellstede im ab-

schließenden »Fazit und Ausblick« (S. 369–374) dann auch davon, dass im Mittelpunkt ihrer Untersuchung »die Frage« stehe, »welche Rolle die *Detailbeschreibungen* [Hervorhebung R.P.] in Theodor Fontanes erstem Berliner Roman ›L'Adultera« spielen« (S. 369). Eine zweite, rückblickend ebenfalls sinnvolle Präzisierung der Ausgangsfragestellung betrifft die Blickrichtung der Analyse. Bilden in der Einleitung noch die *empirischen räumlichen Realien* den Ausgangspunkt, so heißt es am Ende, dass die Detailschilderung »sich nicht auf die *Simulation von Authentizität* [Hervorhebung R.P.] beschränkt, sondern vielmehr eng auf das Handlungsgeschehen bezogen ist, dieses antizipiert, reflektiert und kommentiert« (S. 369). Im Folgenden ist dann konsequenterweise auch von »Realitätssimulation« (S. 370) die Rede.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Schellstede das, was zuvor meist nur an Einzelbeispielen festgemacht wurde, in verblüffender Quantität nachweist und den Befund der doppelten Funktion damit auf eine auch qualitativ neue Ebene hebt. Auch wenn man nicht jeder kleineren Analyse und Interpretation folgen wollen und auch die Terminologie an einigen Stellen noch etwas präziser sein könnte (so wird etwa nicht immer hinreichend zwischen »sexuell« und »erotisch« unterschieden und etwas zu oft ist von »allgemein« bzw. »im Allgemeinen« die Rede), stellt Schellstedes Dissertation ein umfassendes Kompendium der detailrealistischen Konstellationen und Szenarien in *L'Adultera* dar, das man über die fortlaufende Lektüre hinaus dank der kleinteiligen Gliederung auch bestens als Nachschlagewerk nutzen kann und dabei immer wieder Neues entdecken wird. Nicht zuletzt kann die Studie zu weiteren Forschungen anregen, denn die Frage, wie es denn mit der Detailpoetik in anderen Romanen Fontanes aussieht, liegt geradezu auf der Hand. Potenzial sieht Schellstede selbst für *Irrungen, Wirrungen*, was zu überprüfen wäre.

Rolf Parr

Georg Hermann: Die daheim blieben. Roman. Hrsg. u. mit einem Nachwort von Godela Weiss-Sussex.

Wallstein Verlag: Göttingen 2023 (Georg Hermann. Werke in Einzelbänden). 445 S. € 35,00

Es dauert nur wenige Seiten, bevor Georg Hermann in seinem nachgelassenen und jetzt erstmals veröffentlichten Roman *Die daheim blieben* auf Fontane Bezug nimmt. Vor ihrem Berliner Stammhaus in der Matthäikirchstraße treffen im März 1933 drei Angehörige einer weitverzweigten jüdischen Familie aufeinander, wo an dem betreffenden Tag das 75. Firmenjubiläum der Papiergroßhandlung Heinrich Simon Söhne sowie der 69. Geburtstag und 40. Hochzeitstag des Seniorchefs begangen werden soll. In ihre zwanglose Begrüßung mischt sich, ausgehend von einem vorbeimar-

schierenden SA-Stoßtrupp, Gebrüll vom ›Judenblut, das vom Messer spritzen‹ soll. Während der junge Max das Spektakel als ›echten deutschen Volkshumor‹ bespöttelt, nimmt sein alter Onkel Martin es ernster. Er könne ›keinen Humor in so etwas finden‹ und werde ›das nicht weiter hier mitmachen‹. (S. 20) Eher verlegen als überlegen macht ihn auch die wegwerfende Bemerkung seines Bruders Arthur, die SA-Kaserne in der Nähe sei im Grunde nichts ›als ein homosexuelles Bordell‹. Schnell wechselt dieser daher das Thema: ›Na, nun wollen wir mal langsam heraufgehen, Max ... wir sind schon die letzten, denke ich ... Aber ich komme zu all solchen Dingen lieber zu spät, als zu früh. Der olle Fontane da drüben, ... Du kannst ihn doch noch, Martin?! Naja ... naja Du warst ja damals, wie er starb, auch schon an die sechssiebenunddreißig Jahre so ... hat wieder mal für mich das erlösende Wort gesprochen: ›Mir fehlt das Gefühl für Feierlichkeit.‹‹ (S. 24 f.)

Was an anderer Stelle von Onkel Martin gesagt wird, nämlich dass er ›überhaupt gern zitierte, und besonders gern Fontane‹ (S. 37), trifft auch auf Georg Hermann (1871–1943) selbst zu. Von Zeitgenossen oft als ›Statthalter von Fontanopolis‹ apostrophiert, darf er als erfolgreichster Repräsentant des Berlin-Romans während der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts gelten, literaturhistorisch gesprochen also zwischen Fontane und Döblin.¹ Was ihn jedoch in der Stoffwahl von beiden unterscheidet, ist der Umstand, dass seine Bücher vornehmlich im jüdisch-liberalen Bürgertum der Reichshauptstadt spielen.

Die daheim blieben sollte den Untergang dieses Milieus unter dem Druck des Dritten Reiches schildern. Konzipiert waren vier lose miteinander verbundene, aber in sich geschlossene Teile, die jeweils eine Momentaufnahme des Simonschen Familiennetzwerks im Schatten der Großen Politik darstellen sollten. Das erste Bild illustriert ihre Befindlichkeit an einem Sonntag kurz nach den Reichstagswahlen vom 5. März 1933, das zweite an jenem Septemberwochenende 1935, als die ›Nürnberger Gesetze‹ verkündet wurden. Die Reaktion von nach Italien emigrierten Familienangehörigen bei Erlass der faschistischen Rassengesetze im September 1938 hätte im dritten Teil behandelt werden sollen und im vierten das Ende derer, ›die daheim blieben‹ unter dem Eindruck der ›Kristallnacht‹ zwei Monate später. Fertiggestellt worden sind nur die beiden ersten Teile. Vom dritten Abschnitt existieren einige Fragmente von insgesamt etwa 40 Seiten, die im Anhang abgedruckt sind, während der vierte in Gänze ungeschrieben geblieben ist. Der mittlerweile 74-jährige Heinrich Simon, so lässt sich aus brieflichen Mitteilungen des Autors entnehmen, würde unter dem Schock des Novemberpogroms an einem Herzschlag versterben und seine Frau Agnes sich daraufhin das Leben nehmen.

Im Schlaglicht, das an den besagten Tagen auf Personal und Lokal fällt, zeigt sich eindringlich, wie die Welt der Kernfamilie zwischen 1933 und

1935 langsam enger geworden ist, sowohl räumlich (die alten Simons müssen ihre Wohnung verkleinern) wie hinsichtlich des sozialen Umfelds. Auswanderung und das Abbrechen von Kontakten zu »arischen« Nachbarn und Geschäftspartnern resultieren in zunehmender Isolierung. Das deutsch-jüdische Milieu als integraler Bestandteil der Berliner Gesellschaft, wie Georg Hermann es persönlich erlebt und literarisch gestaltet hatte, war also längst Geschichte, bevor der Holocaust im engeren Sinne auch nur vorstellbar wurde. Die beiden ersten Teile des Romans lagen nämlich bereits Ende 1939 abgeschlossen vor, und die Arbeit am dritten begann der Autor, der gleich 1933 nach Holland emigriert war, im Februar 1940. Nach der deutschen Besetzung der Niederlande drei Monate später sollten sich seine Lebensumstände und Arbeitsbedingungen dann rapide verschlechtern. Die Verdrängung des deutsch-jüdischen Elements aus Berlin, deren Stadien und Folgen er am Beispiel der fiktionalen Familie Simon veranschaulichen wollte, erwies sich als bloße Etappe auf dem Weg zum Holocaust. Dessen Realität sollte jede Fiktion überholen und verhinderte es, dass Georg Hermann seine Geschichte zu Ende erzählen konnte. Im Juni 1943 wurde er zunächst in das Durchgangslager Westerbork deportiert und von dort aus wenige Monate später nach Auschwitz in den Tod.

Vom Aufbau her erinnert *Die daheim blieben* insofern an Fontane, als der Roman vergleichsweise handlungsarm und dafür reich an Gesprächen ist, im zweiten Teil situationsbedingt mit einem längeren Selbstgespräch. Andererseits dreht sich alles nur um ein Thema, die aktuelle Lage und wie man sich dazu verhalten soll. »Ja, dürfen die denn das überhaupt?«, diese naive Frage, in Variationen mehrfach wiederholt, wird bezeichnenderweise einer Frau, Heinrich Simons Gattin Agnes, in den Mund gelegt. Was die Männer beizutragen haben, gibt sich durchdachtet, obgleich es zu keiner Verständigung kommt. Zionismus und Kommunismus, die beiläufig ins Gespräch gebracht werden, stoßen als Option ebenso auf Skepsis wie der Abwiegelungsversuch eines angesehenen Arztes, der vor versammelter Verwandtschaft erklärt: »Der Deutsche kann bei so etwas eine Weile mitlaufen. Aber auf die Dauer ist er ja Gottlob doch nicht dumm genug dazu!« »Du irrst dich!«, lautet die Reaktion darauf: »Kennst du Fontane? In Deutschland heißt es doch schon von je: ›Das Gemeine hat immer den Vortritt!‹« (S. 129) Diese Gewissheit ist es, die Onkel Martin unter Bezugnahme auf das Wort vom Borussismus als der niedrigsten Kulturform, die man kenne, im weiteren Verlauf ausrufen lässt: »Früher statuierte ich Ausnahmen, heute kaum noch!« schreibt der olle Fontane zwei Tage vor seinem Tod. Und diese ewige Einbildung von der deutschen Überlegenheit und Herrlichkeit. Woanders lernen die Leute auch Lesen und Schreiben und Polizei gibt es überall. »Was soll der Unsinn.« Das schreibt er auch ...« (S. 169)

Dass eine Atmosphäre von Melancholie und Resignation über dem Roman liegt, ist allerdings nicht allein dem Sujet geschuldet, sondern kenn-

zeichnete Georg Hermanns Schriftstellerei von Anfang an. Das gleiche gilt von sprachlichen Manierismen wie der Nachstellung von Modalwörtern im Satzgefüge, obwohl sich der Text im Ganzen durchaus gefällig liest. In seinem Habitus hat der Erzähler allerdings etwas Altväterliches, und was an jungen Leuten auftritt, ist weniger lebensnah gestaltet als die ältere Generation. Wenn der Stil, einmal abgesehen von der oft gewollt salopp gestalteten Figurenrede, überhaupt weniger kunstvoll ausgefeilt ist als bei Fontane, mag dies auch mit den Entstehungsbedingungen zusammenhängen. Brieflichen Aussagen zufolge hat der Autor seinen Text direkt in seine Schreibmaschine getippt und, wie einige im Anhang wiedergegebene Faksimiles zeigen, nur relativ wenige handschriftliche Ergänzungen und Korrekturen vorgenommen.

Die Typoskripte hatte Georg Hermann vor seiner Verschleppung zusammen mit anderen Papieren und Wertgegenständen bei holländischen Bekannten in Sicherheit gebracht. Den Großteil seines schriftlichen Nachlasses, der nach Kriegsende von seiner Tochter Eva nach England überführt worden war, konnte Arnold Paucker später für das New Yorker Archiv des Leo Baeck Instituts akquirieren, wie er 2001 auf einer Georg Hermann gewidmeten Londoner Tagung berichtet.² Bei gleicher Gelegenheit wurde der Organisatorin Godela Weiss-Sussex von Nachfahren des Autors ein noch in Familienbesitz befindliches Konvolut mit Papieren anvertraut, das, wie sich herausstellte, unter anderem die beiden ersten Kapitel von *Die daheim blieben* enthielt. Sie zu edieren und zu publizieren stellte allerdings keine geringe Herausforderung dar. Eine von Gert und Gundel Mattenklott betreute, auf 21 Bände angelegte Gesamtausgabe der Werke und Briefe Georg Hermanns war 2001 mit dem zehnten Band abgebrochen worden. Nachdem aber der Wallstein Verlag auf Initiative von Christian Klein in jüngerer Zeit begonnen hat, Hermanns Werke in Einzelbänden neu herauszubringen, kann sich die Edition des lange verloren geglaubten und unerwartet wiedergefundenen Romans dort würdig einreihen.

In ihrem ausführlichen Nachwort erläutert Godela Weiss-Sussex die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte von *Die daheim blieben*, während eine »Editorische Notiz« Rechenschaft über die Prinzipien der Textbearbeitung gibt: Korrektur von offenkundigen Tippfehlern unter Beibehaltung von Georg Hermann-typischen Idiosynkrasien in Rechtschreibung und Zeichensetzung, Standardisierung der Schreibweise von Orts- und Personennamen, Einfügung von Umlauten, die im Typoskript teils als Vokale mit handschriftlich nachgetragenen Pünktchen erscheinen, teils als »æ«, »œ« oder »ue«. Auch der Buchstabe »ß« fehlte auf der holländischen Schreibmaschine und wurde in der Edition statt des ersatzweise verwendeten »ss« nach den Regeln der damals geltenden Rechtschreibung wieder in sein Recht gesetzt. Im Übrigen hat die Herausgeberin der Versuchung widerstanden nachzuholen, was dem Autor selbst versagt geblieben war,

nämlich »stilistische Unebenheiten ... durch sorgfältige Überarbeitung zu glätten«. (S. 436)

Auch unvollendet und unpoliert darf das Werk jedoch als wertvolle Bereicherung der Exilliteratur gelten, mehr noch vielleicht seiner historischen Zeugenschaft als seiner literarischen Gestalt wegen. Dass Fontane zu den Lieblingsschriftstellern jüdischer Leser gehörte, ist vielfach bezeugt und war dem Dichter selbst auch sehr wohl bewusst (*Kommen Sie, Cohn!*). Dabei hegte er zugleich deutliche Vorbehalte gegenüber Juden, was Georg Hermann wiederum nicht unbekannt war. Trotzdem wird Fontane geradezu selbstverständlich gegen das Dritte Reich in Stellung gebracht. Eine Romanfigur aus der weiteren Familie Simon versteigt sich, unter Durchmusterung der Literatur aus jüngerer Zeit, sogar zu der Behauptung, »dass mit wenigen Ausnahmen überhaupt die besten Schriftsteller Deutschlands Nichtarier oder Nichtdeutsche seien, wie Fontane, der keinen Tropfen deutschen Bluts in den Adern hätte« (S. 343). Insofern dürfte es als imaginierte Rückabwicklung der Familiengeschichte des Dichters zu verstehen sein, wenn der prononcierte Fontane-Liebhaber Onkel Martin im zweiten Teil des Romans, also gedacht 1935, bereits als nach Südfrankreich ausgewandert figuriert. Und was Berlin betrifft, so entfährt es dem zurückgebliebenen Heinrich Simon beim Gang durch ein von Juden verlassenes Wohnviertel: »Gott ist die Gegend heruntergekommen!« (Denn Martin hatte seinen jüngeren Bruder doch etwas mit dem Fontane-Fimmel angesteckt. So etwas färbt ab.)« (S. 225)

Wie der historische Fontane auf die nationalsozialistische Judenverfolgung reagiert hätte, können wir nicht wissen. Dank seines vorzeitigen Todes blieb ihm die Probe aufs Exempel erspart. Aber dass sich jemand wie Georg Hermann diesbezüglich sicher war, ist immerhin bemerkenswert.

Rudolf Muhs

Anmerkungen

1 Vgl. dazu meinen Beitrag: *Der »jüdische Fontane«*. Anmerkungen zu *Georg Hermann (1871–1943)*. In: *Fontane Blätter* 109 (2020), S. 79–102.

2 Arnold Paucker: *Zur Geschichte von Georg Hermanns Nachlaß. Ein Geleitwort*. In: Godela Weiss-Sussex (Hrsg.): *Georg Hermann. Deutsch-jüdischer Schriftsteller und Journalist, 1871–1943*. Tübingen 2004, S. 133–36.

Informationen

»Forum Junge Fontane Forschung« vom 4.–5. Juni 2024 an der Bergischen Universität Wuppertal. Ein kollaborativer Tagungsbericht

Am 4. und 5. Juni 2024 fand an der Bergischen Universität Wuppertal das »Forum Junge Fontane Forschung« statt. Mit dem Veranstaltungsformat, das bereits 2019 auf Initiative der *Theodor Fontane Gesellschaft* ins Leben gerufen wurde, verbindet sich langfristig das Ziel, eine Plattform zu etablieren, die Nachwuchswissenschaftler:innen mit einem Abschluss- oder Dissertationsprojekt über Fontane oder die Fontane-Zeit in den Dialog bringt. Auf dem Workshop in Wuppertal wurden insgesamt acht Projekte aus unterschiedlichen Qualifikationsstufen vorgestellt, von Bachelor- und Masterarbeiten bis zu Dissertationsvorhaben. Um zu unterstreichen, dass die Veranstaltungsreihe nicht nur der Vernetzung dient, sondern junge Wissenschaftler:innen darüber hinaus bestärken möchte, sich in den wissenschaftlichen Diskurs einzubringen, dokumentieren die Teilnehmer:innen im Folgenden selbst die Themen und Ergebnisse ihrer Beiträge.

Matthias Grüne, Wuppertal, Tagungsleitung

Wenn Fortschritt in seine Schranken gewiesen wird – Untersuchungen zu den Frauenfiguren in *Grete Minde* und *Effi Briest*

Der Vortrag basierte auf den Ergebnissen einer im Jahre 2021 entstandenen Bachelorarbeit zu Handlungsspielräumen der Frauenfiguren in *Grete Minde* und *Effi Briest*. Das grundlegende Interesse bestand darin, die Protagonistinnen dieser Texte hinsichtlich verschiedener Aspekte (Persönlichkeitsmerkmale, familiäre Situation, gesellschaftliche Einflüsse, vermeintliche Liebesbeziehungen) zu untersuchen und darüber die in den Erzählungen gestalteten sozialen Konflikte nachzuvollziehen. Die Betrachtung des Zusammenspiels des Individuums mit seinem sozialen Umfeld sollte Erkenntnisse darüber liefern, inwiefern den beiden Frauen selbst eine Schuld an ihrem Schicksal zugeschrieben wird beziehungsweise welchen Einfluss die Texte den gesellschaftlichen Voraussetzungen zumessen. Die Untersuchung konnte in beiden Fällen die Komplexität, mit der Fontane die Schuldfrage behandelt, herausarbeiten. So muss Grete sich zum Beispiel für den Brand von Tangermünde und Effi für die Affäre mit Crampas verantworten. Dennoch spielen bei beiden Frauen die sie umgebenden sozialen Faktoren eine maßgebliche Rolle, die auch als Auslöser für das jeweils eintretende Dilemma angesehen werden können. Der Kernkonflikt entsteht dadurch, dass die Wünsche, Lebens- und Rechtsvorstellungen der einzelnen Individuen von den sozialen Erwartungen abweichen. Beide betrachteten Texte führen eindrücklich vor Augen, dass besonders das weibliche Geschlecht lediglich verschwindend geringe Handlungsspielräume besitzt und oftmals unter den gesellschaftlichen Konventionen leidet. Die Diskrepanz zwischen dem eigenen Willen und dem Willen der Gesellschaft führt in der Regel zu einer erzwungenen Anpassung des Individuums, bei dem die von außen zugetragenen Werte jedoch nicht internalisiert werden und so zum Konflikt innerhalb des Individuums selbst führen. Dies zeigt sich in *Effi Briest* nicht nur an der Protagonistin, sondern auch an Figuren wie Innstetten oder Effis Eltern. Bei

Grete hingegen ist der Konflikt zwischen ihrem Gerechtigkeitssinn und dem ihr entgegengebrachten Unrecht so groß, dass eine Anpassung an das System nicht erfolgen kann und die Erzählung in einer Katastrophe endet.

Michelle Nießen, Wuppertal

Effi Briest als diskrete Melusine

Theodor Fontane hat zahlreiche seiner Frauenfiguren als Melusinen inszeniert und somit eine spezifische »Erscheinungsform des Weiblichen« erschaffen.¹ Er verwendete das Melusinenmotiv, in dem die Frau auf die Natursphäre reduziert und von der männlichen Zivilisationswelt ausgeschlossen wird, um sich zu der dichotomen Geschlechterideologie seiner Zeit zu positionieren. Auch die Figur der Effi Briest wird als »diskrete Variante« (Rainer Warning: *Die Phantasie der Realisten*. München 1999, S. 195) der Sagenfigur aufgefasst, wobei ihre Verbindung zum Melusinenmotiv innerhalb der Forschung eher unklar zu sein scheint. Insofern entstand der Bedarf einer detaillierten Prüfung, inwieweit Effi als Melusine verstanden werden kann und welche Funktion sich hinter einer solchen Inszenierung verbirgt.

Im Rahmen der dem Vortrag zugrunde liegenden Forschungsarbeit ließ sich Effis melusinische Identität trotz ihrer diskreten Erscheinungsweise mittels eines Figurenvergleichs mit zentralen Fontane'schen Melusinenfiguren eindeutig belegen. Bei ihrer Figur handelt es sich, wie bei den Melusinen aus den Fragmenten und Hilde Rochussen aus *Ellernklipp*, um eine rückwärtsgewandte Variante der Motivverarbeitung: Entsprechend der ideologischen Weiblichkeitsstereotype wird die »Tochter der Luft« (Theodor Fontane: *GBA Effi Briest*. 1998, S. 7) als Naturwesen inszeniert, indem sie an den Elementarbereich gebunden wird. Außerdem zeugt sie von jenem melusinischen Mangel, der sie in der männlich konnotierten Zivilisationswelt scheitern lässt und ihr das irdische Glück versagt: Ihr »fehlt [...] das richtige Gefühl« (Theodor Fontane: *GBA Effi Briest*. 1998, S. 258) im Kontext von Liebe und Schuld.² Sehnsüchtig verstrickt sie sich in selbst geschaffene Verwirrungen, denen sie am Ende zum Opfer fällt. Ihr melusinisches Wesen begründet, dass sie aus der irdischen Welt scheiden und sterben muss und von einer höheren Schicksalsmacht in den Elementarbereich zurückgezogen wird. Diese Inszenierung der melusinischen Identität Effis trägt folglich dazu bei, die traditionelle Geschlechterordnung zu perpetuieren.

Anders verhält es sich mit der letzten Melusinenfigur des Fontane'schen Œuvres: Melusine von Barby. Im Unterschied zu den anderen Fontane'schen Melusinen stiftet sie keine gefahrbringenden Konflikte und überlebt trotz ihrer Verbindung zum Elementarbereich das Romangeschehen. Als einzige der untersuchten Melusinenfiguren lässt sie sich nicht mehr auf schlechtsideologische Zuschreibungen reduzieren, sondern beansprucht »den Reichtum dieser Bilder für sich«, um in der Zivilisationswelt zu glänzen und das polare Geschlechterkonzept zu durchbrechen.³

Tanja Bosse, Hamburg

Theodor Fontane und sein Frankreichbild in *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870*

»Ni dire, ni écrire, ni faire quelque chose contre la France.« (Theodor Fontane: *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870*. Berlin 1999, S. 165) Mit diesen Worten wurde der deutsche Autor Theodor Fontane im Jahr 1870 aus der Kriegsgefangenschaft in Frankreich entlassen. Sein parole d'honneur, also den Verzicht auf literarische Kritik gegen das französische Nachbarland, hielt Theodor Fontane ein, obgleich er dennoch zwei Texte veröffentlichte, die seine Zeit in Kriegsgefangenschaft thematisieren bzw. rekapitulieren: *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870* und *Aus den Tagen der Okkupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871*. In beiden Texten zeichnet Theodor Fontane ein Frankreichbild, das nicht unmittelbar negativ von seiner Kriegsgefangenschaft beeinflusst ist.

Mein Vortrag verfolgte das Ziel, das literarische Bild Frankreichs in Fontanes Reisebericht *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870* darzustellen. Dabei ging es weniger um die Verortung des Textes in zeitgenössischen Diskursen über Frankreich als darum, nachzuvollziehen, wie Fontane seine subjektiven Reiseeindrücke literarisiert und poetisiert. Dabei konnte zunächst mit Bezug auf die Wahrnehmung und Darstellung von Landschaft festgehalten werden, dass Fontane trotz der bedrückenden Situation, in der er sich befindet, weiterhin sensibel für die Natur Frankreichs und ihre Reize bleibt. In der Darstellung von Stadt und Gefängnis tritt dann eine Veränderung ein. Fontane wird mit Räumen mit klaren Grenzmarkierungen konfrontiert, die seinen Wahrnehmungsbereich einengen. Das Gefängnis wird hier als »Containerraum« beschrieben, der nicht nur den Freiheitsdrang, sondern auch die Lust am Sehen und Wahrnehmen beschränkt. Grundsätzlich aber schafft es Fontane, zumindest dieser Selbstdarstellung nach, Verzicht zu üben und er behält sein wohlwollendes Interesse gegenüber dem Land und seinen Leuten. Abgeschnitten von den landschaftlichen Reizen bezieht er sich nun in seiner Darstellung auf das scheinbar Triviale und Kleine, dem dennoch poetischer Wert beikommt. Dazu zählen beispielsweise die meist trivialen Gespräche mit Mitinsassen über unbedeutende Dinge, die ihm eine willkommene Abwechslung sind, oder ein unscheinbarer Gegenstand wie eine gebrauchte Blechkanne, die er später als »Erinnerungsstück« sogar mitnimmt. Die Blechkanne, die mit positiven und negativen Erfahrungen gefüllt ist, wird geradezu zu einem Symbol für Fontanes Festhalten an einem liebevoll-poetischen bzw. poetisierenden Blick auf das Land, in dem er zwei Monate inhaftiert war.

Simon Prahll, Frankfurt am Main

Fontane aus deutsch-französischer Perspektive. Zur ersten französischen Übersetzung von Fontanes *Kriegsgefangen* durch Jean Thorel: *Souvenirs d'un prisonnier de guerre allemand en 1870*

Souvenirs d'un prisonnier de guerre allemand en 1870: Unter diesem Titel erschien in Frankreich 1891 Fontanes autobiografischer Bericht *Kriegsgefangen* in der Übertragung des Kritikers und Schriftstellers Jean Thorel (1859–1916), wobei es sich um die erste Übersetzung Fontanes ins Französische überhaupt handelte. Der Übersetzung war ein umfassendes Autorenporträt des einflussreichen Literaturkritikers und Kulturvermittlers Téodor de Wyzéwa (1862–1917) vorangestellt, der das französische Lesepublikum erstmals mit Fontane und seinem Werk bekannt machte. Dass die Erzählung, wie Fontane selbst es in seinem Tagebuch notierte, in Frankreich »sehr günstig aufgenommen« (Theodor Fontane: GBA. *Tagebücher 1866–1882, 1884–1898*. Bd. 2. 1994, S. 257) wurde, liegt nicht zuletzt an der Unvoreingenommenheit, mit der er die Franzosen ungeachtet der vorherrschenden Erbfeindnarrative porträtierte. Es stellt sich jedoch heraus, dass Fontanes früher Erfolg in Frankreich nicht von Dauer war und vielmehr den Auftakt einer bewegten und überwiegend unglücklichen Rezeptionsgeschichte bildete. Vergleichsweise wenig rezipiert, ist Fontane im Nachbarland außerhalb der Germanistenkreise heute weitgehend unbekannt.

Ausgehend von dieser Feststellung setzte sich der Vortrag zum Ziel, anhand der ersten französischen Übersetzung Fontanes die historischen, kulturellen und nicht zuletzt auch sprachlichen Faktoren bzw. Differenzen zu beleuchten, die diese Entwicklung beeinflussten. Der Fokus lag dabei weniger auf inhaltlich-semanticen Bedeutungsübertragungen als auf dem kritischen Diskurs, der die Übersetzung zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung begleitete. Inwiefern die in *Kriegsgefangen* unterwanderten Nationalstereotypen in den kritischen Rezensionen diskursen erneut produktiv gemacht wurden und zum Teil ästhetische Wertkriterien überlagerten, wurde am Beispiel von Auszügen aus zeitgenössischen Presserevisionen erörtert. Anschließend widmete sich der Vortrag der zentralen Figur der Fontane-Rezeption im Frankreich des 19. Jahrhunderts, Téodor de Wyzéwa (1862–1917), der nicht nur das Vorwort zur *Kriegsgefangen*-Übersetzung verfasste, sondern mit einer Reihe von Aufsätzen und Rezensionen Fontanes mediale Präsenz in Frankreich weiterhin aufrechterhielt. Um der Frage nachzugehen, wie Wyzéwa das Bild des Autors Fontane prägte und welche Deutungsmuster er auf sein Werk vorgab, wurden Ausschnitte aus dem Vorwort von 1892 sowie von anderen Aufsätzen herangezogen. Dabei konnte festgestellt werden, dass die diskursiven Konstanten, die Fontanes Bild in Frankreich bis in das späte 20. Jahrhundert prägten, bereits in Wyzéwas Darstellungen angelegt waren. Diese zeugten sowohl von einer tiefen Kenntnis des Fontane'schen Werks als auch von einem ambivalenten Verhältnis zu Deutschland und zur deutschen Kultur.

Charlotte Anke, Paris / Bonn

Alter im Recht: Das altersgeschichtete Rechtssystem in Fontanes *Der Stechlin*⁴

Der Vortrag widmete sich dem Themenkomplex von Recht und Gesellschaft am Beispiel von Theodor Fontanes Alterswerk *Der Stechlin*. Im Besonderen ging es dabei um den Zusammenhang zwischen der rechtlichen Regelungsfülle und der zunehmenden gesellschaftlichen Relevanz des Alters sowie seiner jahreszahlenmäßigen Ausdifferenzierung in der kulturellen Moderne. Diesem spezifischen Erkenntnisinteresse folgend untersuchte der Beitrag, inwiefern Fontane die elementaren Verrechtlichungstendenzen im 19. Jahrhundert subtil in den numerischen Altersangaben, d.h. Altersangaben in Form einer exakten Zahl, literarisch verarbeitet hat und welche weiteren Bedeutungsebenen und ordnungsstiftenden Denkmuster und Praktiken mit diesen chronologischen Altersangaben im *Stechlin* verbunden sind.

In einem ersten Schritt wurde Fontanes implizites Rechtverständnis rekonstruiert, das sich weniger als ein spezifisches Thema oder als ein Begriff konstituiert, denn als Strukturkategorie. Es geht bei Fontane folglich um »übergreifende Sinn- und Geltungsstrukturen«⁵, in denen das Recht in seiner sozialen Ordnungsleistung bestimmt wird. In einem zweiten Schritt wurde der Zusammenhang von Recht und kalendarischem Alter kursorisch beleuchtet. Im Zuge übergeordneter Verzeitlichungs- und Verrechtlichungsprozesse werden Rechte und Pflichten im 19. Jahrhundert zunehmend an die numerischen Altersangaben gebunden. Nicht mehr der Stand oder die Herkunft allein begründen Rechte und Pflichten, sondern die schlichte Jahreszahl wird zu einem zusätzlichen, tragenden Regelungs- und Steuerungsinstrument moderner Gesellschaften. In einem letzten Schritt wurden ausgewählte numerische Altersangaben aus dem *Stechlin* auf ihre Funktionen, Bedeutungen und Referenzfelder hin untersucht. Dabei konnte gezeigt werden, dass die numerischen Altersangaben nicht einfach quantitative Zahlzeichen sind, sondern eine enorme Deutungspotenz aufweisen. Sie sind Interpretament der ästhetischen und narrativen Inszenierung des Lebens.

Charlotte Rathjen, Leipzig

Der Freiheit Sänger oder ein toter Schreiber – Die literarische Schiller-Rezeption im bürgerlichen Realismus

Seinen Ausgang nahm der Vortrag in der Darstellung von Theodor Fontanes zwiespältiger Haltung gegenüber Schiller und dem zeitgenössischen Umgang mit ihm. In ihrem Schwanken zwischen kritischer Distanzierung und Verehrung ist sie in gewisser Weise repräsentativ für die gesamte literarische Auseinandersetzung mit Schiller und seinem Werk im bürgerlichen Realismus. Eine umfassende Untersuchung der literarischen Schiller-Rezeption nach 1848, die die verschiedenen Dimensionen der Auseinandersetzung integriert und ihre Rolle in den zeitgenössischen literarischen Diskursen analysiert, fehlt bisher. Das Dissertationsprojekt, das in dem Vortrag vorgestellt wurde, setzt an diesem Desiderat an und befasst sich mit der Bedeutung Schillers und seiner Schriften in der Literatur des bürgerlichen Realismus. Die leitende Forschungsfrage lautet dabei: Welche Rolle spielen Schiller und seine Schriften in den Debatten des programmatischen Realismus sowie der realistischen Literatur und wie

manifestiert sie sich in den einzelnen Texten? Um sie zu beantworten, werden mithilfe einer innovativen Methodenkombination aus hermeneutisch-ideengeschichtlichem und interdiskursanalytischem Ansatz Schillerbezüge in literaturtheoretischen, dramatischen, lyrischen sowie Prosatexten untersucht. Zum Analysekorpus gehören beispielsweise Julian Schmidts Abhandlung *Schiller und der Idealismus* (1858), Otto Ludwigs *Shakespeare-Studien* (1872), Friedrich Hebbels Drama *Maria Magdalena* (1844), aber auch Fontanes Ballade *Schloß Eger* (1851) oder Wilhelm Raabes Roman *Der Dräumling* (1872).

In der Betrachtung von Schillers Rolle in der Idealismus-Realismus-Debatte des programmatischen Realismus zeigt sich, dass er entweder als idealistischer Realist (Fontane) beziehungsweise Realidealist vereinnahmt oder als einseitig-subjektiver Idealist diskreditiert wird. In den Volkspoesie-Konzepten des Nachmärz erscheint Schiller als sittlicher Volksdichter in der aufklärerischen Tradition des *poeta doctus*. Das hier vermittelte Gesellschaftsbild weist im protosoziologischen Diskurs nach 1850 ein restaurativ-idealistisches Profil auf. An der Humanisierung des Lebens durch Kunst/Literatur festhaltend, schließen die frühen Realisten an Schillers anthropologisch-ästhetische Theorie an, wobei eine semantische Akzentverschiebung vom »kosmopolitischen« zum »nationalen« Humanismus stattfindet. Die Volksliteratur der Frührealisten soll im Wesentlichen bilden, nämlich mit Schiller im neuhumanistischen Sinne. Im nationalen Diskurs wird Schiller sowohl zum Lieblingsdichter der Staats- als auch der Kulturnation stilisiert.

Sarah Zeitz, Jena

Raum und Handlungsgeschehen in Theodor Fontanes *Irrungen, Wirrungen, Unterm Birnbaum* und *Grete Minde*

Die dem Vortrag zugrunde liegende Masterarbeit beschäftigt sich mit dem Zusammenspiel von Raum und Handlungsgeschehen in Fontanes Werken *Irrungen, Wirrungen, Unterm Birnbaum* und *Grete Minde*. Hierbei wird die These vertreten, dass zwischen beiden Dimensionen eine enge Verbindung besteht, die sich unter anderem in der proleptischen Funktion der Raumdarstellung zeigt. Das meint, dass die räumliche Konfiguration oft zukünftige Ereignisse der Handlung vorwegnimmt oder andeutet.

Zur theoretischen Fundierung wurden drei Raumtheorien miteinander verknüpft: Michail Bachtins Theorie des Chronotopos, die das Raum-Zeit-Verhältnis und dessen Einfluss auf die Handlung beleuchtet; Lotmans kultursemiotischer Ansatz, welcher die semantische und metaphorische Bedeutung topologischer Beziehungen untersucht; sowie ein narratologischer Ansatz, basierend auf Katrin Dennerleins Monografie *Narratologie des Raumes*, welcher die sprachliche Raumerzeugung in literarischen Texten thematisiert.

Die Vorzüge einer solchen Kombination von verschiedenen theoretischen Ansätzen wurden im Folgenden an exemplarischen Textanalysen aufgezeigt. An *Irrungen, Wirrungen* ließ sich darlegen, wie über die Gegensätzlichkeit der Wohnumgebungen der Hauptfiguren in Berlin die zentralen Konfliktlinien der Handlung vorweggenommen werden. Die Ausführungen zur Raumgestaltung in *Unterm Birnbaum* wiederum betonten, wie die Thematisierung von Schuld und Moral mit der Darstellung der ländlichen Umgebung verwoben ist.

Schließlich wurde am Gegenstand von *Grete Minde* untersucht, wie die Raumgestaltung das psychische Leid und den bevorstehenden Wahnsinn der Protagonistin über Jahre hinweg vorhersagt und weitreichende räumliche Konzepte wie Enge und Ferne sich darin bündeln.

Der letzte Teil des Vortrags widmete sich dem Aspekt der Funktionalisierung und legte dar, wie Fontane das Handlungsgeschehen proleptisch durch Raumdarstellungen vorwegnimmt. In *Irrungen, Wirrungen* wird beispielsweise das Ende der Beziehung zwischen Botho und Lene durch Details ihrer Wohnumgebungen angedeutet, in *Unterm Birnbaum* verdeutlichen Raum-Zeit-Beziehungen und topologische Anordnungen die Unausweichlichkeit, mit der die Protagonist*innen mit den Konsequenzen ihrer Handlungen konfrontiert werden, und in *Grete Minde* verbinden sich Vergangenheit und Gegenwart durch zentrale Orte und wiederkehrende Motive von Feuer und Zerstörung, wodurch das verhängnisvolle Ende der Protagonistin vorausgesagt wird.

Carina Nelleßen, Wuppertal

»Ach, es ist zum Aergern [...]. Bevormundung, wohin ich sehe«: Ablösungsdynamiken in der Beziehung von Müttern zu ihren erwachsenen Kindern als Problem in Fontanes Romanen

Im Zentrum meines vorgestellten Forschungsprojekts stand die Untersuchung der Beziehungen von Müttern zu ihren erwachsenen bzw. spätadoleszenten Kindern in Werken Theodor Fontanes, insbesondere in den Romanen *Effi Briest*, *Mathilde Möhring* und *Frau Jenny Treibel*. Konkret ging es dabei um die Analyse der Ablösungsdynamiken erwachsener Kinder von ihren Müttern und damit um ein Thema, das im bürgerlichen Familienideal und in den zeitgenössischen Diskursen des Kaiserreichs wenig beachtet wurde. Fontane zentralisiert und problematisiert diese Ablösungsprozesse literarisch und bietet somit einen neuen Blickwinkel auf familiäre Strukturen und die Ablösung von der Mutter als Herausforderung im Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenalter und zur Selbstständigkeit. Diese kritische Phase der Ablösung von den Eltern wird erst ab der Jahrhundertwende mit der Herausbildung der Psychoanalyse und der Entwicklungspsychologie diskursiviert, was einmal mehr das wegweisende Potenzial von Fontanes Werke unterstreicht. Wie dargestellt wurde, können besonders aussagekräftige Analyseergebnisse von der Ausgestaltung der dyadischen Beziehungen und der Darstellung von Ablösungsdynamiken mittels eines erzähltheoretischen Zugangs zur Figurenanalyse und Figurenkonstellation herausgearbeitet werden.

Am Beispiel von *Frau Jenny Treibel* und der Beziehung zwischen Jenny Treibel und ihrem Sohn Leopold wurde auf Grundlage dieser Vorüberlegungen untersucht, wie Fontane die Mechanismen der Kontrolle und Manipulation durch die Mutter sowie die daraus resultierende Abhängigkeit des Sohnes aufzeigt. Leopold wird narrativ als passive Figur dargestellt, deren Versuche zur Selbstbestimmung immer wieder scheitern. Fontane setzt verschiedene narrative Mittel ein, um Leopolds fehlende Autonomie und Jennys dominierende Präsenz zu verdeutlichen. Zur Schwächung von Leopolds Autonomie nutzt Fontane etwa das Simultanerzählen, eine passive Figureneinführung, die ständige Stilisierung Leopolds zum Kind durch das Figurenpersonal, Diskrepanzen zwischen Leopolds verbal angekündigten Ablösungsversuchen und

seinem ausbleibenden Handeln sowie den Einsatz von Relativkonstruktionen im Zusammenhang mit Leopold. Die Überpräsenz Jennys und ihre ständigen Eingriffe in sein Leben lassen jeden Versuch Leopolds, sich von der Mutter zu lösen, als vergeblich erscheinen. Fontane nutzt parallele Strukturen und kontrastive Beziehungen innerhalb der Figurenkonstellation, um Leopolds Unterwürfigkeit in anderen Beziehungen (z. B. zu Corinna) als Konsequenz einer nicht vollzogenen Ablösung von der Mutter darzustellen und andererseits das Machtgefälle in der Mutter-Sohn-Beziehung zu verdeutlichen. Bezeichnend für das distanzierte Mutter-Sohn-Verhältnis ist die niedrige Frequenz der direkten Konversation zwischen beiden, bestehend aus einer Unterhaltung und einer schriftlichen Korrespondenz. Von daher ist es umso beachtlicher, wie Fontane durch differenzierten Gebrauch von narrativen Mitteln ein Bild der Ablösung von der Mutter als zentralen Konflikt der Mutter-Sohn-Beziehung zeichnet.

Patricia Wefers, Wuppertal

Anmerkungen

- 1 Hubert Ohl: »*Melusine als Mythos bei Theodor Fontane*«. In: Helmut Koopmann (Hrsg.): *Mythos und Mythologie in der Literatur des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 1979. S. 289–305, hier S. 290.
- 2 Theodor Fontane: GBA *Effi Briest*. 1998, S. 258.
- 3 Silvia Bovenschen: »*Theodor Fontanes Frauen aus dem Meer. Auch ein Mythos der Weiblichkeit*«. In: Peter Kemper (Hrsg.): *Macht des Mythos – Ohnmacht der Vernunft?* Frankfurt a. M. 1989. S. 359–383, hier S. 374.
- 4 Vgl. zu diesem Thema auch meinen Aufsatz im vorliegenden Heft.
- 5 Heinz Müller-Dietz: *Grenzüberschreitungen. Beiträge zur Beziehung zwischen Literatur und Recht*. Baden-Baden 1990, S. 312.

Zum zweiten *Digitalen Beiheft der Fontane Blätter*: Die Haushaltsbücher der Familie Fontane geführt von Emilie Fontane

Zum 200. Geburtstag Emilie Fontanes am 14. November 2024 stellt das Theodor-Fontane-Archiv eine Leseausgabe der ersten zwei von insgesamt acht erhaltenen Haushaltsbüchern der Familie Fontane als zweites *Digitales Beiheft der Fontane Blätter* online und im Open Access zur Verfügung.¹ Die weiteren Haushaltsbücher werden in den nächsten Jahren sukzessive folgen.

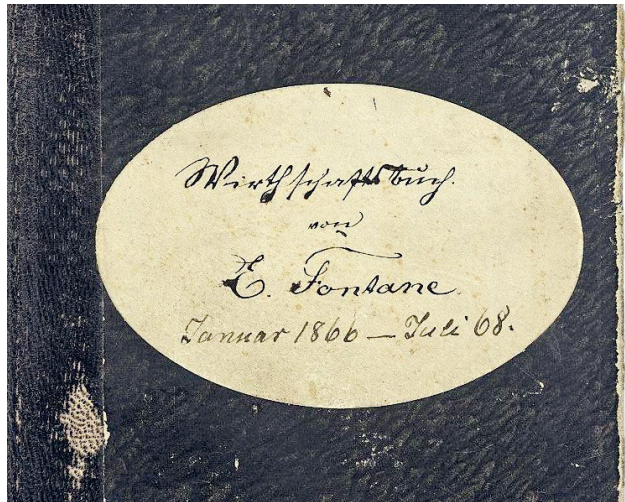


Von Emilie Fontane geführte Haushaltsbücher, 8 Bände,
Entstehungszeit 1856 bis 1898
© Theodor-Fontane-Archiv Potsdam: G 2,1 bis G 2,8

1. Zu den Haushaltsbüchern

Die Haushaltsbücher – auch »Ausgabe Bücher« oder »Haus-Haltungs-Bücher« genannt – dokumentieren die Ein- und Ausgaben der Familie Fontane über einen Zeitraum von 45 Jahren hinweg. Insgesamt erhielt die Brandenburgische Provinzialverwaltung im Jahr 1936 14 Fontane'sche Haushaltsbücher als Teil des erschließenden Apparats zum Nachlass Theodor Fontanes und integrierte sie in den Grundstock der Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Während der kriegsbedingten Auslagerung der Archivbestände 1944/45 gingen sechs Haushaltsbücher verloren.² Die acht noch erhaltenen Bücher befinden sich heute unter den Signaturen G 2,1 bis G 2,8 im Theodor-Fontane-Archiv und decken, mit Unterbrechungen, den Zeitraum von April 1856 bis Februar 1896 ab.

Detail eines
Einbands des
Haushaltsbuchs
Januar 1866 bis
Juli 1868
© Theodor-
Fontane-Archiv
Potsdam: G 2,4



Emilie Fontane führte die Bücher selbst und nur in Ausnahmefällen, etwa bei Krankheit oder auf Reisen, fügten Martha Fontane, ein Dienstmädchen und selten auch Theodor Fontane einzelne Einträge hinzu. In den langen und schmalen Büchern (jeweils ca. 35 cm x 12 cm) notierte sie tabellarisch und in chronologischer Anordnung täglich die Einnahmen und Ausgaben. Am Monatsende addierte Emilie Fontane die Beträge zu einer Gesamtsumme, die bis 1875 in Reichstalern, Silbergroschen und Pfennigen, später in Mark und Pfennigen angegeben wurde.

Zu den Einnahmen gehörten regelmäßige Gehälter der *Kreuzzeitung* oder der *Vossischen Zeitung* sowie unregelmäßige Honorare für Zeitungsartikel und Aufsätze, für Romane und andere Veröffentlichungen, eine kleine Pension und

Wertpapiieranlagen. Dem gegenüber stand eine lange Liste an Ausgaben für Miete und Steuern, Dienstleistungen von Schneider, Waschfrau, Buchbinder, Lohnkosten für das Dienstmädchen, Schulgelder, Fahrtkosten, für Bekleidung und Schuhe, Holz, Öl und Petroleum für Heizung und Licht, Medizin, Möbel, Küchenutensilien, Schreibpapier, Klavierstunden, Theaterbesuche, Vereinsbeiträge, Spenden, Taschengeld für die Kinder, Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke, Lebensmittel und Weinlieferungen.³

October 94.				October 94.			
Einnahme:				Ausgaben:			
Rentier v. d. Woffen	325.			x Lohn	17.	50.	
Manifestum	300.			x Markt-Lieferung	10.		
G. 24 Rute, Effi Briest, Pöstel.	855.			x Geldbesorge	3.		
	1530.			x Markten d. Renten: 4-10, 13.	9.	10.	
				x Payer, Conmorb	15.	65.	
				1. Buchbinder: 3. 2. 40. 2. 40.	2.	80.	
				Wp, Wp, 3. 20. Linder u. 70.	3.	90.	
				Buchbinder	15.		
				x Zilla	1.		
				x Noth	210.		
				Lohn, Günstiger, Case de Colonne	5.		

Einträge für Oktober 1894 mit der Einnahme von 855 Mark als 2. Rate für *Effi Briest*, Haushaltsbuch Januar 1893 bis Februar 1896

© Theodor-Fontane-Archiv Potsdam: G 2,8

Über die Dokumentation von Einnahmen und Ausgaben eines bestimmten Zeitraums hinaus geben die Haushaltsbücher Einblicke in alltägliche Lebenswirklichkeiten und sind Zeitzeugnis geschäftlicher Beziehungen des Hauses Fontane: Adressen von Handwerkern, Lieferanten und Geschäften wurden gleich auf den ersten Seiten der einzelnen Bücher verzeichnet, zuweilen klebte Emilie Fontane Adressen oder Werbeanzeigen ein. Die letzten Seiten der Haushaltsbücher dienten dem Festhalten von Familienrezepten (Gewürz-Pfefferkuchen, Pudding-Speise, Schweitzer Leckerle usw.), Rechnungen und Notizen. Auch finden sich Listen mit Geburtstagen, ein Verzeichnis verliehener Bücher, eine Übersicht über Opernbesuche und Aufstellungen von Ausgaben für die Kinder.

Die digitale Bereitstellung eines so großen Konvoluts sozialgeschichtlich interessanter, serieller Zeugnisse eröffnet einen medial ausdifferenzierten Zugang zur wirtschaftlichen Lebenswelt der Familie Fontane. Gerade im Zusammenhang mit der *Theodor Fontane Chronik* von Roland Berbig⁴ erschließen die Haushaltsbücher ein detailreiches Panorama eines bürgerlichen Familienalltags im 19. Jahrhundert. Die Grundlage für seine Erforschung zu schaffen, ist Ziel der in den *Digitalen Beiheften* vorgelegten Dokumentation.

2. Zur Überlieferung

In der Bestandsgruppe »Lebensdokumente« des Theodor-Fontane-Archivs unter der Hauptsignatur G (»Lebensdokumente und Aufzeichnungen aus dem Familien- und Freundeskreis [»Originale«]) und der Untersignatur G2 (»Haushaltsbücher«) finden sich in chronologischer Ordnung folgende Bände der von Emilie Fontane geführten Haushaltsbücher:

II. Band: Ausgabe Buch: April 1856 – Dezemb. [18]59. 81 gez. Bl.
Signatur: TFA G 2,1

IV. Band: Ausgabe Buch: 1862 – März [18]64. 72 gez. Bl.
Signatur: TFA G 2,2

V. Band: Wirthschafts-Buch: April 1864. – Dec. [18]65. 70 gez. Bl.
Signatur: TFA G 2,3

VI. Band: Wirthschaftsbuch: Januar 1866 – Juli [18]68. 94 gez. Bl.
Signatur: TFA G 2,4

IX. Band: Wirthschafts-Buch: Oct. 1873. – Juli [18]75. 49 gez. Bl.
Signatur: TFA G 2,5

XI. Band: Wirthschafts-Buch: Januar 1881 – October 1883. 94 Bl.
Signatur: TFA G 2,6

XIII. Band: Haus-Haltungs-Buch: Jan. 1889. – Dec. [18]92. 90 Bl.
Signatur: TFA G 2,7

XIV. Band: Wirthschaftsbuch: Januar 1893 – Febr. [18]96. 65 Bl.
Signatur: TFA G 2,8

Unter die vermissten Bände fallen nach chronologischer Ordnung folgende Haushaltsbücher:⁵

I. Band: Von 1851 bis 1855

III. Band: Von Januar 1860 bis Dezember 1861

VII. Band: Von Juli 1868 bis Juli 1871

VIII. Band: Von Juli 1871 bis Oktober 1873

X. Band: Von Juli 1875 bis Dezember 1880

XII. Band: Von November 1884 bis Dezember 1888

3. Zu den Digitalen Beiheften

Die Bereitstellung von Quellen, Dokumenten und Materialien gehört zu den Kernaufgaben eines Literaturarchivs. Mit den *Digitalen Beiheften der Fontane Blätter* haben das Theodor-Fontane-Archiv und die *Theodor Fontane Gesellschaft e.V.* im Jahr 2021 eine in unregelmäßigem Rhythmus erscheinende digitale Schriftenreihe begründet, die größere Konvolute mit Dokumenten von

und zu Theodor Fontane und seiner Zeit nach Maßgabe eines offenen und freien Zugangs (Open Access) publiziert. Die Schriftenreihe ergänzt damit die wissenschaftliche Zeitschrift *Fontane Blätter*.

Ziel der *Digitalen Beihefte der Fontane Blätter* ist es, die materialgestützte empirische Forschung und Beschäftigung mit Theodor Fontane zu befördern und das kulturelle Erbe der Familie Fontane für eine kreative wie kritische Auseinandersetzung gegenwärtig zu halten. Nach Möglichkeit werden die Digitalen Beihefte deshalb als ›Freie Kulturelle Werke‹ (*Free Cultural Works*) publiziert.

Das vorliegende *Beiheft* Nr. 2 wird unter der Creative Commons Licence CC BY 4.0 publiziert. Das Material darf folglich in jedwedem Format oder Medium vervielfältigt, weiterverbreitet, verändert und erweitert werden.

Anmerkungen

1 <https://doi.org/10.25932/publicup-65946> (Abrufdatum: 17.10.2024).

2 Vgl. Manfred Horlitz: *Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs*. Potsdam 1999.

3 Vgl. den Blogbeitrag von Sabine Seifert vom 1.9.2021: *Soll und Haben. Die Wirtschaftsbücher von Emilie Fontane*. Blog *Objekt des Monats*. Hrsg. v. Theodor-Fontane-Archiv. <https://www.fontanearchiv.de/blogbeitrag/2021/09/1/soll-und-haben> (Abrufdatum: 22.9.2024).

4 Ebd.

5 Manfred Horlitz: *Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs*, wie Anm. 2, S. 148.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Anne Baillot, geb. 1976, Professorin für Germanistik an der Le Mans Universität (Frankreich); Studium und wissenschaftliche Tätigkeit teils in Frankreich, teils in Deutschland; Arbeitsschwerpunkte: Briefkultur des 18. und 19. Jahrhunderts, Handschriftenedition, Ideengeschichte, Digital Humanities. Zuletzt: *From Handwriting to Footprinting. Text and Heritage in the Age of Climate Crisis*. Open Book Publishers. Cambridge 2023.

Prof. Dr. Hubertus Fischer, geb. 1943; lehrte Ältere deutsche Literatur an der Leibniz Universität Hannover; 2002 bis 2010 Vorsitzender der Theodor Fontane Gesellschaft, seit 2018 Ehrenpräsident; Veröffentlichungen zur Literatur, Geschichte, Karikatur, Gartenkunst und Landschaftsarchitektur; Vorstandsmitglied der Pückler Gesellschaft Berlin; Mitglied des Zentrums für Gartenkunst und Landschaftsarchitektur (CGL) der Leibniz Universität Hannover.

Dr. Matthias Grüne, geb. 1982; Studium der Germanistik, Theaterwissenschaft und Geschichte in Leipzig und Lyon; Promotion 2016; 2018–2024 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturgeschichte (Prof. Dr. Matias Martínez) an der Bergischen Universität Wuppertal; seit 2024 Akademischer Rat am Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft / Medienwissenschaft (Prof. Dr. Christian Klein) an der Universität des Saarlandes; Forschungsschwerpunkte im Bereich der historischen und systematischen Erzählforschung sowie der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts.

Klaus-Peter Möller, seit 1998 Archivar im Theodor-Fontane-Archiv. Forschungsinteressen: Literatur der frühen Neuzeit, Lexik der deutschen Sprache, Buchgeschichte, Fontane.

Dr. Rudolf Muhs, Emeritus Reader in Modern European History, Royal Holloway, University of London; Dozent für deutsche Geschichte, CityLit, London. Mitherausgeber von Fontanes Londoner Tagebüchern und von *Exilanten und andere Deutsche in Fontanes London*. Stuttgart 1996.

Prof. Dr. Rolf Parr, geb. 1956; Professor für Germanistik (Literatur- und Medienwissenschaft) an der Universität Duisburg-Essen. Arbeitsschwerpunkte: Literatur-, Medien- und Kulturtheorie/-geschichte des 18.–21. Jahrhunderts; Diskurstheorie; Kollektivsymbolik; Mythisierung historischer Figuren; Literaturbetrieb; Literatur/Medien-Beziehungen. Zuletzt: *Theodor Fontane Handbuch*. 2 Bde. Hrsg. zus. mit G. Radecke, P. Trilcke, J. Bertschik. Berlin, Boston 2023.

Charlotte Rathjen, geb. 1993; hat an der Universität Leipzig und der University of Edinburgh Literaturwissenschaften, Theaterwissenschaft und Philosophie studiert. 2022/23 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Leipzig. Seit 2022 promoviert sie an der Universität Leipzig zu numerischen Altersangaben in Erzähltexten der Moderne, u. a. bei Theodor Fontane. Sie ist Stipendiatin des Landesgraduiertenstipendiums des Freistaates Sachsen und Gründungsmitglied des Arbeitskreises Politische Ästhetiken.

PD Dr. Martin Schneider, geb. 1977; derz. Vertretungsprofessor am Institut für Germanistik der Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte sind die deutsche Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, insbesondere das Politische der Literatur, Intermedialität (Literatur und Musik), Drama und Theater. Aktuelle Veröffentlichungen zur Literatur des 19. Jahrhunderts und des Realismus: *Die Mobilisierung der Literatur. Heinrich Heines »Reisebilder«*. In: *Heine-Jahrbuch 2024*; »Der Dämon aller Sammler«. *Musikarchive in Gottfried Kellers »Hadlaub« und den »Züricher Novellen«*. In: *Zeitschrift für Germanistik 31* (2021).

Peter Siemsen, geb. 1959; Studium der Germanistik und Philosophie in Bonn, pensionierter Studiendirektor.

Georg Wolpert, geb. 1953; Studium der Theologie in Heidelberg, Würzburg, Bonn und London; Arbeitsschwerpunkte: waka- und haikai-Dichtung; Literatur des 19. Jahrhunderts (Raabe, Fontane); Druck- und Einbandforschung.

Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs

Petra S. McGillen: Der Fontane Workshop. Realismus-Manufaktur im Zeitalter der Druckmaschinen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2023. 320 S. (Fontaneana; 19) € 48,00 (Im Buchhandel erhältlich)

Lothar Weigert, Klaus-Peter Möller: Schmalhansküchenmeisterstudien versus Petitionsschriftstellerei. Theodor Fontane und der Berliner Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung. Würzburg: Königshausen & Neumann 2023. 706 S. (Fontaneana; 17) € 68,00 (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane Handbuch. Hrsg. von Rolf Parr, Gabriele Radecke, Peer Trilcke und Julia Bertschik. 2 Bde. Berlin, Boston: De Gruyter 2023. XVI, 1465 S. (De Gruyter Reference) € 249,00 (Im Buchhandel erhältlich)

Fontanes Medien. Hrsg. von Peer Trilcke im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs. 1. Auflage. Berlin, Boston: De Gruyter 2022. 672 S. 147 Ill. € 99,95 (Im Buchhandel erhältlich)

Wein, Friederike: Neues zu Grete Minde. Rechtsfall – Akten – Fakten. Würzburg: Königshausen & Neumann 2021. 560 S. (Fontaneana; 18) € 78 (Im Buchhandel erhältlich)

Trilcke, Peer (Hrsg.): Text + Kritik. Zeitschrift für Leser. Sonderband Theodor Fontane. 3. Aufl. (Neufassung). München: edition text + kritik 2019. 224 S. € 34 (Im Buchhandel erhältlich)

Wegmann, Christoph: Der Bilderfex. Im imaginären Museum Theodor Fontanes. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv. Mit einem Vorwort von Peer Trilcke. Berlin: Quintus-Verlag 2019. 640 S. 450 Ill. € 60 (Im Buchhandel erhältlich)

Fontanes Briefe im Kontext. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Andreas Köstler. Würzburg: Königshausen & Neumann 2019. 284 S. (Fontaneana; 16) € 38 (Im Buchhandel erhältlich)

Formen ins Offene. Zur Produktivität des Unvollendeten. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Christine Hehle. Berlin, Boston: De Gruyter 2018. VI, 290 S. € 89,95 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte; 151) (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane. Fragmente. Erzählungen, Impressionen, Essays. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen. Band I: Texte; Band II: Kommentar. Berlin, Boston: De Gruyter 2016. XLIV, 456 S.; XII, 464 S. € 248 (Im Buchhandel erhältlich)

Nürnberger, Helmuth: »Auf der Treppe von Sanssouci«. Studien zu Fontane. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Michael Ewert und Christine Hehle. Würzburg: Königshausen & Neumann 2016. 312 S. € 48 (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane: Dichter und Romancier. Seine Rezeption im 20. und 21. Jahrhundert. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Richard Faber. Würzburg: Königshausen & Neumann 2015. 303 S. (Fontaneana; 14) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)

Fontanes Briefe ediert. Internationale wissenschaftliche Tagung des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 18. bis 20. September 2013. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Rainer Falk. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 322 S. (Fontaneana; 12) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane. Berlin, Brandenburg, Preussen, Deutschland, Europa und die Welt. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen, Richard Faber und Helmut Peitsch. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 267 S. (Fontaneana; 13) € 38,00 (Im Buchhandel erhältlich)

Chambers, Helen: Fontane-Studien. Gesammelte Aufsätze zu Romanen, Gedichten und Reportagen. Deutsche Übersetzungen von Christine Henschel. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 361 S. (Fontaneana; 11) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)

Leuchtturm. 20 kulturelle Gedächtnisorte. Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen Sachsen-Anhalt, Thüringen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen u.a. Wiederstedt: Forschungsstätte für Frühromantik und Novalis-Museum Schloss Wiederstedt 2009. 227 S. € 14,95 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)

Bade, James N.: Fontanes Landscapes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. 172 S. (Fontaneana; 7) € 28 (Im Buchhandel erhältlich)

Was bleibt ...? Spuren der Geschichte am Pfingstberg. Potsdam 2009. 74 S. € 7 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)

Religion als Relikt? Christliche Traditionen im Werk Fontanes. Internationales Symposium veranstaltet vom Theodor-Fontane-Archiv und der Theodor Fontane-Gesellschaft e.V. zum 70-jährigen Bestehen des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 21. bis 25. September 2005. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 271 S. (Fontaneana; 5) € 38 (Im Buchhandel erhältlich)

Rasch, Wolfgang: Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: De Gruyter 2006. XLIX, 2746 S. € 619 (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Rezensionen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky, bearb. von Hanna Delf von Wolzogen, Christine Hehle und Ingolf Schwan. Tübingen: Mohr Siebeck 2006. XXVI, 585 S. (Schriftenreihe wiss. Abhandlungen des Leo Baeck Institutes; 71) € 89 (Im Buchhandel erhältlich)

Wolzogen, Hanna Delf von und Fischer, Hubertus (Hrsg.): Renate Böschstein. Verborgene Facetten – Studien zu Fontane. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 580 S. (Fontaneana; 3) € 49,80 / Sfr 87,20 (Im Buchhandel erhältlich)

Kulturelle Gedächtnisorte von nationaler Bedeutung. Hrsg.: Kulturelle Gedächtnisorte (KGO) 2005. (22 S.) € 0,50

Aus den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. Reihe hrsg. von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv:

Theodor Fontane: Die Pfaueninsel. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2004. 95 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Caputh. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2003. 63 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Rheinsberg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2002. 140 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Schloss Paretz. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 86 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Schloss Oranienburg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 92 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Königs Wusterhausen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2000. 64 S. € 8,00 (vergriffen)

»Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg«. Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« im Kontext der europäischen Reiseliteratur. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs in Zusammenarbeit mit der Theodor Fontane Gesellschaft 18.–22. September 2002 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003. 528 S. (Fontaneana; 1) € 68,00 (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bde I–III. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. Gesamtpreis € 102,00 (Im Buchhandel erhältlich)
I. Der Preuße. Die Juden. Das Nationale. 324 S. Einzelpreis € 44,00
II. Sprache. Ich. Roman. Frau. 261 S. Einzelpreis € 40,00
III. Geschichte. Vergessen. Großstadt. Moderne. 311 S. Einzelpreis € 44,00

Oceane kehrt zurück. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, und der Stadtbibliothek Wuppertal. Potsdam 2001. 109 S. Mit zahlr. Faks. € 17,50 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)

Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Manfred Horlitz. Potsdam 1999. 245 S. € 10,00 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)

Publikationen der Theodor Fontane Gesellschaft

Grenzüberschreitungen in Theodor Fontanes Werk. Sprache, Literatur, Medien. Hrsg. von Claudia Buffagni und Maria Paola Scialdone. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 16). Berlin: De Gruyter 2023. X, 566 S. *Sonderpreis €: 64,95 (Im Buchhandel: € 129,95)

Theodor Fontane und das Erbe der Aufklärung. Hrsg. von Matthias Grüne und Jana Kittelmann. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 14). Berlin: De Gruyter 2021. VIII, 250 S. *Sonderpreis: € 44,95 (Im Buchhandel: € 89,95)

Der Fontane-Ton. Stil im Werk Theodor Fontanes. Hrsg. von Andrew Cusack und Michael White. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 13). Berlin, Boston: De Gruyter 2020. VI, 295 S. *Sonderpreis: € 34,95 (Im Buchhandel: € 69,95)

Bauer, Milena: Die Landpartie in den Romanen Theodor Fontanes. Ritualisierte Grenzgänge. (Schriften der Fontane Gesellschaft Bd. 12) Berlin: De Gruyter 2018. VIII; 358 S. (Im Buchhandel: € 99,95)

Aus der Au, Carmen: Theodor Fontane als Kunstkritiker. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 11) Berlin: De Gruyter 2017. XI, 446 S. (Im Buchhandel: € 99,95)

Dunkel, Alexandra: Figurationen des Polnischen im Werk Theodor Fontanes. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 10). Berlin: De Gruyter 2015. 290 S. *Sonderpreis: € 44,95 (Im Buchhandel: € 89,95)

Metropole, Provinz und Welt. Raum und Mobilität in der Literatur des Realismus [Fontane, Raabe u.a.]. Hrsg. von Roland Berbig und Dirk Götsche. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 9). Berlin: De Gruyter 2013. 349 S. *Sonderpreis: € 44,95 (Im Buchhandel: € 89,95)

Hoffmann, Nora: Photographie, Malerei und visuelle Wahrnehmung bei Theodor Fontane. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 8). Berlin: De Gruyter 2011. 376 S. *Sonderpreis: € 69,95 (Im Buchhandel: € 139,95)

Fontane als Biograph. Hrsg. von Roland Berbig. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 7). Berlin: De Gruyter 2010. 272 S. *Sonderpreis: € 74,95 (Im Buchhandel: € 149,95)

Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne. Hrsg. von Ursula Amrein und Regina Dieterle. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 6). Berlin: De Gruyter 2008. 284 S. *Sonderpreis: € 79,95 (Im Buchhandel: € 159,95)

Theodor Fontane – Bernhard von Lepel, Der Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Gabriele Radecke. 2 Bände. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 5.1;5.2). Berlin, New York: De Gruyter 2006. 1430 S. *Sonderpreis: € 204,50 (Im Buchhandel: € 409,00)

Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz. Hrsg. von Regina Dieterle. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 4). Berlin, New York: De Gruyter 2002. 971 S. *Sonderpreis: € 89,95 (Im Buchhandel: € 179,95)

Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine. Dargestellt von Roland Berbig unter Mitarbeit von Bettina Hartz. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 3). Berlin, New York: De Gruyter 2000. 498 S. *Sonderpreis: € 74,95 (Im Buchhandel: € 149,95)

Theodor Fontane und Friedrich Eggers: Der Briefwechsel. Mit Fontanes Briefen an Karl Eggers und der Korrespondenz von Friedrich Eggers mit Emilie Fontane. Hrsg. von Roland Berbig. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 2). Berlin, New York: De Gruyter 1997. 480 S. *Sonderpreis: € 94,95 (Im Buchhandel: € 189,95)

Theodor Fontane: Unechte Korrespondenzen 1860–1865/1866–1870. Hrsg. von Heide Streiter-Buscher. 2 Bände. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 1.1; 1.2). Berlin, New York: De Gruyter 1996. 1296 S. *Sonderpreis: € 69,95 (Im Buchhandel: € 139,95)

Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. 2010. Hrsg. von Patricia Howe. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013 (Fontaneana, Bd. 10). 220 S. € 29,80

Fontane und Italien. Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e.V., Mai 2009 in Monópoli (Apulien). Hrsg. von Hubertus Fischer und Domenico Mugnolo. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011 (Fontaneana, Bd. 9). 200 S. € 26

Jolles, Charlotte: Ein Leben für Theodor Fontane. Gesammelte Aufsätze und Schriften aus sechs Jahrzehnten. Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Helen Chambers. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009 (Fontaneana, Bd. 8). 423 S. € 49,80

Fontane und Polen, Fontane in Polen. Hrsg. von Hugo Aust und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008 (Fontaneana, Bd. 6). 136 S. € 19,80

Boccaccio und die Folgen. Fontane, Storm, Keller, Ebner-Eschenbach und die Novellenkunst des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Hugo Aust und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. (Fontaneana, Bd. 4). 171 S. € 19,80

Fontane, Kleist und Hölderlin – Literarisch-historische Begegnungen zwischen Hessen-Homburg und Preußen-Brandenburg. Hrsg. von Hugo Aust, Barbara Dölemeyer und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. (Fontaneana, Bd. 2). 150 S. € 19,80

Die Fontaneana-Bände 1/3/5/11/13/14/16/18 sind herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv [vgl. Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs, S. 212 ff.].

»Die Gartenkunst« Jg. 21/ 2009 Heft 1: Frühjahrssymposium »Landschaftsbilder – Theodor Fontane und die Gartenkunst«. Worms: Wernersche Verlagsgesellschaft. 162 S. € 40,00

»Die Decadence ist da«. Theodor Fontane und die Literatur der Jahrhundertwende. Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft vom 24. bis 26. Mai 2001 in München. Hrsg. von Gabriele Radecke. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. 149 S. € 22,00

Fontane und Potsdam. Hrsg. von der Theodor Fontane Gesellschaft, dem Berliner Bibliophilen Abend und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Konzeption und Gestaltung: Werner Schuder, begleitende Texte: Gisela Heller. Berlin 1993. (Jahresgabe/Berliner Bibliophilen Abend 1994). 93 S. (Vergriffen)

»Theodor Fontane hat es aus geschrieben ganz allein ...«. Fontanes erstes »Geschichten Buch«. Faksimileausgabe nach der Handschrift Nachl. Fontane 11 der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz. Hrsg. von Helmuth und Elisabeth Nürnberger. Berlin 1995. (Beiträge aus der Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz Bd. 2). 88 S. € 5,00 (Zu beziehen bei der Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft)

30 Balladen – rund um den Ruppiner See. Balladen-Wettbewerb der Theodor Fontane Gesellschaft für die Neuruppiner Schulen 2012. Mit Illustrationen eines Kunstkurses des Evangelischen Gymnasiums Neuruppin. Hrsg. im Auftrag der TFG und der Evangelischen Schule Neuruppin von Claudia Drefahl, Klaus Goldkuhle und Bernd Thiemann. Regional-Verlag Ruppin KG Pusch & Co., Neuruppin. 64 S. € 5,00 (Zu beziehen bei der Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft)

* nur für Mitglieder der Theodor Fontane Gesellschaft – Bestellungen richten Sie bitte direkt an die Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft. Preisänderungen vorbehalten. Preise inkl. MwSt. zzgl. Versandkosten

Fontane Blätter im Abonnement

Wir bieten die *Fontane Blätter* als Einzelheft zum Preis von € 13,50 zzgl. Versandkosten oder im kostengünstigen Abonnement (2 Hefte jährlich) für jeweils € 9,50 zzgl. Versandkosten an.

Ferner sind erhältlich:

Das Register für *Fontane Blätter* 1/1965 – 57/1994.
126 S., das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965 – 106/2018.
31 S. (je € 2,00) sowie eine Angebotsliste älterer, noch
lieferbarer Hefte. Den aktuellen Stand erfahren Sie unter
www.fontanearchiv.de

Für Ihre Bestellung wenden Sie sich bitte an das
Theodor-Fontane-Archiv, Große Weinmeisterstr. 46/47,
14469 Potsdam, Telefon 0331. 20 13 96,
fontanearchiv@uni-potsdam.de

Richtlinien für Autoren der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv
Große Weinmeisterstraße 46/47
14469 Potsdam
fontanearchiv@uni-potsdam.de

Beiträge werden entsprechend dem Peer-Review-Verfahren von einem unabhängigen Beirat begutachtet. Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Beirat.

1. Manuskript

Das Manuskript soll auf fortlaufend nummerierten Seiten geschrieben werden. Der Umfang sollte einschließlich der Anmerkungen 25 Manuskriptseiten (à 3.000 Zeichen einschließlich Leerzeichen) nicht überschreiten. Rezensionen sollten auf 5 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und möglichst auf Anmerkungen verzichten. Das Manuskript bitte als E-Mail-Anhang (word-Datei/rtf-Datei und als pdf-Datei resp. als Ausdruck) senden.

2. Texteinrichtung

Text: Fließtext (ohne Silbentrennung), linksbündig.

Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile.

Titel von Werken, Zeitungen und Zeitschriften sowie Namen von Institutionen: *kursiv*.

Hervorhebungen *kursiv* oder in einfachen Anführungszeichen „...“ oder ›...‹.

3. Zitate

In Anführungszeichen: „...“ oder: »...«.

Zitat im Zitat in einfachen Anführungszeichen: ‚...‘ bzw. ›...‹.

Zitate über mehr als 4 Zeilen bitte wie Absätze behandeln.

Aussparungen: drei Punkte in eckigen Klammern [...].

Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: [in eckigen Klammern].

4. Anmerkungen

Anmerkungen bitte als Endnoten in fortlaufender Zählung formatieren.

Endnotenziffern im Text hochgestellt, ohne Klammer oder Punkt. Endnoten

folgen auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie folgen

unmittelbar hinter dem Wort, wenn sie sich nur auf das Wort beziehen.

Namen von Autoren/Herausgebern in den Anmerkungen bitte nicht hervorheben.

Zitierweise in den Anmerkungen:

Selbständige Literatur:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

Unselbständige Literatur:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: Autor/Hrsg. (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: *Zeitschriftentitel*. Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) Heft/[Nr.], S. XX–XX, hier S. XX.

Wiederholte Zitate: Nachname, wie Anm. X, S. XX.

Zitate in direkter Folge: Ebd., S. XX.

Verweise: vgl.

5. Editionen

Beabsichtigen Sie die Edition von Briefen/Texten nach Handschriften oder

Drucken, so setzen Sie sich bitte mit den Herausgebern in Verbindung.

Edierte Texte/Briefe bitte im Titel resp. im Untertitel anzeigen.

6. Siglen und Abkürzungen

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler u. a. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1969–1993. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt*. In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

FBG (Fontane Bibliographie) Wolfgang Rasch: *Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung*. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2006.

FBG-online (Fontane Bibliographie online, fortlaufend ergänzt und korrigiert) Wolfgang Rasch: *Theodor Fontane Bibliographie online*. Auf der Grundlage der *Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung* (3 Bde., Berlin: De Gruyter 2006) hrsg. von Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 2019 ff.
URL: www.fontanearchiv.de/fontane-bibliographie/

FChronik (Fontane Chronik) Roland Berbig: *Theodor Fontane Chronik*. 5 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2010.

GBA (Große Brandenburger Ausgabe) Begründet und hrsg. von Gotthard Erler. Fortgeführt von Gabriele Radecke und Heinrich Detering. Berlin: Aufbau-Verlag 1994 ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft*. In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*. 1994, S. 299.

HBV (Hanser Briefverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis und Register*. Hrsg. von Charlotte Jolles und Walter Müller-Seidel. München: Hanser 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. München: Hanser 1962–1997. (Abteilung, Bd. evtl. Aufl. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe*. In: HFA I, 7. ²1984, S. 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Edgar Gross, Kurt Schreinert u.a. München: Nymphenburger 1959–1975. (Bd. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe*. In: NFA XXIV. 1975, S. 9–39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe*. I–IV. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt u. mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Berlin: Propyläen 1968–1971.

TFA Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

Bl. Blatt

eh. eigenhändig

Hrsg. Herausgeber(in)

hrsg. herausgegeben

Hs. Handschrift

hs. handschriftlich

m.U. mit Unterschrift

o.O. ohne Ort

o.D. ohne Datum

Ts. Typoskript

7. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: hochauflösende Scans (300 dpi), in Ausnahmefällen auch Schwarzweißzeichnungen bzw. Hochglanzfotos.

Die Abb.-Folge bitte im Manuskript durch geklammerte Nummerierung: (Abb. 1) anzeigen.

Abb. mit folgenden Angaben auszeichnen: Maler/Fotograf: Titel, Jahr, Besitzende Institution/Person (Rechteinhaber), Signatur.

Bitte beachten Sie, dass Abbildungen nur gedruckt werden können, wenn eine Reproduktionsgenehmigung vorliegt. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Peer Trilcke und Iwan-Michelangelo D'Aprile

Redaktion: Maria Brosig, Potsdam; Vanessa Brandes, Berlin

Redaktionsbeirat: Philipp Böttcher, Essen; Matthias Grüne, Leipzig; Christine Hehle, Wien; Rolf Parr, Essen; Helmut Peitsch, Potsdam

Sitz der Redaktion: Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

Anschriften:

Theodor-Fontane-Archiv
Große Weinmeisterstr. 46/47
14469 Potsdam
Telefon: 0331. 20 13 96
fontanearchiv@uni-potsdam.de
www.fontanearchiv.de

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1–3
16816 Neuruppin
Telefon: 03391. 65 27 72
fontane-gesellschaft@t-online.de
www.fontane-gesellschaft.de

Koordination: Vanessa Brandes

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, ein Exemplar ihrer Veröffentlichungen, Diplomarbeiten und Dissertationen im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden.

Für die uns im letzten Halbjahr zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und elektronischen Wiedergabe.

Umschlagentwurf, Typographie: Patricia Müller | weite Kreise
Satz: Una Holle Mohr
Druck: Königsdruck, Berlin
Verlag: Theodor-Fontane-Archiv

ISSN 0015-6175
ISSN 2510-7445 (online)